Europe

England

Ft.
85
0
Geogr.

Fa X. 27-28

Reisen
von London nach Genua
durch
England, Portugal, Spanien
und Frankreich,
von
Joseph Baretti.
Aus dem Englischen.

Erster Theil.

Bibliothek Danz

Leipzig,
bey Caspar Fritsch, 1772.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht des Uebersetzers.

Portugal und Spanien sind unter den Europäischen Reichen diejenigen, welche von Reisenden fast am wenigsten besucht werden. Wir kennen daher ihren innerlichen Zustand so genau nicht, und was wir davon wissen, beruht zum Theil auf seichten Nachrichten von Verfassern, die diese Länder und ihre Einwohner mit Vorurtheilen besucht, und uns also auch partheyische Beschreibungen davon geliefert haben. Das neueste Buch, welches uns von Spanien geliefert worden, sind des Clarke Briefe von der Spanischen Nation. Er lebte einige Zeit unter dieser Nation, und hätte also Gelegenheit gehabt, gründlicher zu schreiben; allein seine Nachrichten, ob sie gleich die neuesten und besten sind, verdienen dennoch den

Vorwurf der Flüchtigkeit; überall spürt man den von seinem Lande und mit Vorurtheilen gegen Spanien eingenommenen Engländer. Baretti hat solches hin und wieder angemerkt.

Wir geben gerne zu, daß die Spanier und Portugiesen in den Künsten, Wissenschaften und Manufakturen weit zurück sind; aber deswegen folgt nicht, daß beyde Nationen, in Vergleichung anderer, weit schlechter und verächtlicher sind, und daß man sie, in Ansehung des moralischen Charakters, nachsetzen müsse. Die Moralität ganzer Nationen ist schwer zu beurtheilen, sie hängt von so vielen besondern Umständen ab, daß es beynahe unmöglich ist etwas entscheidendes mit Gewißheit und ohne Partheylichkeit zu bestimmen, und ihre Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Baretti schildert uns die Spanier aus einem vortheilhafteren Gesichtspunkte,

punkte, als die meisten andern, und widerspricht den gemeinen Erzählungen, daß der Bauer aus Stolz mit dem Degen an der Seite pflüge, daß die Spanier Brillen tragen, und was dergleichen mehr ist. Er würde uns bey einer weniger flüchtigen Durchreise vermuthlich weit interessantere Nachrichten geliefert haben; so aber hat er alles nur obenhin berührt, und auch nicht viel gründliches anmerken können, weil er sich nirgends lange aufgehalten hat. Inzwischen enthalten seine Briefe artige und zum Theil auch nützliche Nachrichten, welche theils die Litteratur, theils die Musik und Schauspiele, theils die Sitten der Spanier und Portugiesen überhaupt betreffen.

Man hat daher geglaubt, daß diese Briefe den Deutschen Lesern nicht unangenehm zu lesen seyn würden, und liefert ihnen hiermit eine freye Uebersetzung derselben. Baretti

hat entweder einen lustigen und witzigen Briefsteller abgeben wollen, oder nicht allemal Materie genug gehabt seine Briefe anzufüllen; allein der Witz scheint sein Fach nicht zu seyn. Er ist oft gesucht, und nicht fein genug, daher fällt er zuweilen auf Nebensachen. Er hält den Leser mit weitläuftigen Betrachtungen auf, und begeht zumal den Fehler, daß er zu viel von seiner eignen Person redet. Er hat dieses in seiner Vorrede eingesehen, und die Recensenten der Göttingischen gelehrten Anzeigen haben ihn in diesem Punkte mit Recht getadelt. Man hat sich deswegen die Freyheit genommen, theils die Stellen, wo der Verfasser den Leser zu sehr mit sich selbst unterhält, theils diejenigen, wo er sich zu weit in gemeine Betrachtungen vertieft, oder ohne Noth weitschweifig und zu witzig seyn will, abzukürzen, und überhaupt frey zu übersetzen, weil es bey einem Buche von

dieser

dieser Art nicht auf eine ängstliche Beobachtung der Worte und Gedanken ankommt. Es bleiben doch noch Nachrichten genug übrig, welche diese Briefe unterhaltend machen, und etwas zur mehreren Kenntniß der Spanischen und Portugiesischen Nation beytragen. Die Englische Ausgabe der Briefe besteht aus vier Bänden in groß Octav, die weitläuftig und mit großen Lettern gedruckt sind. Nach dieser Uebersetzung werden solche aber nur zwey mäßige Bände ausmachen.

Wir erinnern nur noch in Ansehung des Verfassers dieser Briefe, daß es eben der Baretti ist, welcher sich durch eine beißende Monathsschrift *) in Italien viele Feinde gemacht hat. Er hat sich lange in London aufgehalten, und ist daselbst mit dem elenden Reisebeschreiber Sharp, der eine nichtswürdige Nachricht von

*) Frusta letteraria.

Italien herausgegeben, in Streit gerathen. Er hat die Ehre seiner Nation in einem Werke über die Sitten und Gewohnheiten der Italiener zu retten gesucht *). Ein Buch, das seinen Werth hat, weil man nichts gründlicheres über diese Materie aufweisen kann, und das manche artige Anekdoten und viel wahres enthält; wiewohl man allemal bedenken muß, daß es ein Italiener geschrieben, der seine Nation vielleicht von einer zu vortheilhaften Seite schildert.

*) An Account of the manners and Customs of Italy 1768. Zween Bände in groß Octav.

Vorrede

Vorrede des Verfassers.

Ich kann meine Dreistigkeit, den Engländern, als einer so erleuchteten Nation, diese Bände zu überliefern, am besten dadurch entschuldigen, daß die bisher in Englischer Sprache herausgekommenen Nachrichten von Spanien sehr unvollständig sind. Diese Anmerkung habe ich von vielen verständigen und gelehrten Engländern machen hören, und wage es deswegen meine Anmerkungen über dieses Reich ans Licht treten zu lassen.

Aus den folgenden Nachrichten wird erhellen, daß ich keine Mühe gespart habe, meine Leser allenthalben mit mir herum zu führen, auf daß sie gleichsam sehen, was ich gesehen, hören, was ich gehört, und denken, was ich gedacht habe. Sollte diese Methode Beyfall finden, so bin ich sie vornehmlich meinem Freunde, dem Doctor Samuel Johnson, schuldig, der mir den Vorschlag dazu that, als ich nach Spanien abreisete.

Seiner Vorschrift bin ich, so viel wie möglich gefolgt; ich befürchte nur, daß es mir an hinlänglicher Geschicklichkeit im Erzählen gefehlt, und daß ich in den Fehler gefallen, zu viel von mir selbst zu reden. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich mich zu oft zum Helden der Geschichte gemacht, und daß ich bey aller Gelegenheit auf mich selbst zurück komme. Ich hoffe jedoch, man wird gegen diesen Fehler einige Nachsicht haben, wenn ich nur meinen Hauptzweck erhalte, den Lesern einen ziemlich richtigen Begriff von Spanien, so wohl was die Beschaffenheit des Landes, als die Gewohnheiten und Sitten der Einwohner betrifft, beyzubringen.

Man wird hoffentlich wahrnehmen, daß dieß mein Hauptendzweck gewesen, so wie es die vornehmste Absicht eines jeden Reisebeschreibers seyn soll. Die gründlichen Beurtheiler werden finden, daß ich solche zum Theil erreicht, daß Nebenumstände flüchtiger übergangen sind, und daß die meiste Aufmerksamkeit da, wo sie am nöthigsten war, angewendet worden.

Innhalt
der Briefe des ersten Theils.

Erster Brief. Nachricht von der Abreise aus London.

Zweyter Brief. Versammlung in der Landkutsche. Salisbury und die Domkirche. Hongton.

Dritter Brief. Gute Kleider sind nicht zu tadeln. Funfzig verstümmelte Nasen.

Vierter Brief. Manufakturen von Sergen und Tapeten. Pater Norbert aus Frankreich.

Fünfter Brief. Besuchung eines Kriegsschiffes und des Arsenals.

Sechster Brief. Die Citadelle. Der Berg Edgecombe. Ein Ort für Rousseau. Ein Antiquar nebst seiner Tochter.

Siebenter Brief. Tyranney eines Gevollmächtigten. Beständiger Regen.

Achter Brief. Ritterbücher. Zinn- Gold- und Kohlenminen in Italien.

Neunter Brief. Makrelen. Packetboote. Abreise aus England.

Zehnter Brief. Seekrankheit. Kein Gefecht und kein Sturm. Gedanken über den Englischen Pöbel.

Eilfter Brief. Bekanntschaft zur See. Eine Sackpfeife. Vergleichung des Engli-

Englischen und Italienischen Frauenzimmers.
Zwölfter Brief. Bemühung sich die Langeweile zu vertreiben.
Dreyzehnter Brief. Ein Bonito, fliegende Fische. Maschinen eines Heldengedichts.
Vierzehnter Brief. Lebensart in einem Packetboote. Viele tausend Rees machen keinen Reichthum aus.
Funfzehnter Brief. Eine schöne Nacht auf der See. Drey Schiffe verfolgen das Packetboot.
Sechzehnter Brief. Ein Loch in der Kajüte, weswegen?
Siebenzehnter Brief. Eitele Wünsche. Wie man die Aussprache einer Sprache lernt.
Achtzehnter Brief. Ende der Seereise. Ufer des Tagus. Ankunft zu Lissabon.
Neunzehnter Brief. Heyrath der Polly. Stiergefechte auf dem Campo Pequeno. Portugiesische Taschendiebe.
Zwanzigster Brief. Wirkung des Erdbebens. Eine Stadt läßt sich so geschwind nicht wieder aufbauen.
Ein und zwanzigster Brief. Legung eines Grundsteines. Ein Aufzug des Patriarchen.
Zwey und zwanzigster Brief. Ein schöner Prospekt. Gereimte und ungereimte Verse. Glückliches Leben der Hieronymiten. Ufer des Tagus.
Drey und zwanzigster Brief. Probe eines poetischen Styls. Eine Wasserleitung.

Vier und zwanzigster Brief. Steinigung in einem Thale. Charakter der Portugiesen.

Fünf und zwanzigster Brief. Gute Nonnen. Vorschlag zur Erziehung der Töchter. Heldenmüthigkeit einer jungen Frauensperson.

Sechs und zwanzigster Brief. Italienische Kapuziner. Sonderbare Fische.

Sieben und zwanzigster Brief. Lustreise nach Cintra. Schlechte Bewirthung.

Acht und zwanzigster Brief. Promontorium Lunae. Sonderbare Höhlen des Korkklosters. Geld, welches die heilige Maria Magdalena bekommt.

Neun und zwanzigster Brief. Beschreibung von Mafra. Das königliche Kloster nebst der Bibliothek. Seltenheit Portugiesischer Bücher.

Dreyßigster Brief. Uuwissenheit der Gelehrten. Von Orgeln und Glockenspielen. Nachricht von Cintra.

Ein und dreyßigster Brief. Dinge, wovon man nicht reden darf. Die Jesuiten. Verschiedene Arten von Menschen, weiße Negers, Juden u. s. w.

Zwey und dreyßigster Brief. Schlechter Zustand der Wissenschaften. Die Jesuiten sind den Schulen schädlich.

Drey und dreyßigster Brief. Abreise aus Lissabon. Die Portugiesen sind verliebt. Ihre Frömmigkeit. Unterschied zwischen ihnen und den Engländern.

Vier und dreyßigster Brief. Portugiesische Fuhrleute. Betteley der Weiber. Haß der Portugiesen gegen die Spanier.

Fünf und dreyßigster Brief. Lange Namen der Oerter in Portugal. Ein guter Pfarrer. Montemor.

Sechs und dreyßigster Brief. Eine Maskerade. Ein Gemälde mit der Feder. Artige Tänze.

Sieben und dreyßigster Brief. Schlechter Zustand der Portugiesischen Soldaten. Villa vizosa. Eine artige Tanzgesellschaft.

Acht und dreyßigster Brief. Etwas von der Liebe. Weißes Rindvieh. Der Kardinal Acciajoli. Ein Portugiesischer Brief.

Neun und dreyßigster Brief. Eine Lehre für die Reisebeschreiber.

Vierzigster Brief. Begebenheiten eines Frauenzimmers. Vorfall mit einer Uhr. Probe der Talaverolanischen Dichtkunst.

Ein und vierzigster Brief. Das Unangenehme der Einförmigkeit. Oleander. Der General Muza.

Zwey und vierzigster Brief. Ein wunderlicher Oberster und ein höflicher Pfarrer. Kinder, die für einige Quartillos umher springen.

Drey und vierzigster Brief. Steine mit Kreuzen. Eine wunderbare Innschrift. Edles Betragen eines Englischen Mädchens.

Vier und vierzigster Brief. Fall von einem Hügel. Borracho oder Bota.

Fünf und vierzigster Brief. Betrachtungen über den Zustand der Mauren in Spanien. Ihre Verjagung wird vertheidiget. Schlechter Zustand und Mangel an Menschen in Estremadura. Ihre Trägheit.

Sechs und vierzigster Brief. Mönche und artige Mädchen in einem Wirthshause. Eine sonderbare Orgel. Wittwen mit Wachslichtern

Sieben und vierzigster Brief. Eine große Anzahl Schweine. Eine Spanische Gräfinn. Verlust eines Pistols.

Acht und vierzigster Brief. Ein neuer verdrießlicher Handel. Eine Seiden- und Töpferfabrik. Gespräch mit einem Corregidor.

Neun und vierzigster Brief. Von der Dichtkunst aus dem Stegereif. Anmerkung über Reisende. Die Städte nehmen zu.

Funfzigster Brief. Eine reiche Kathedralkirche. Der Alcazar. Der Mozarabische Ritus. Vom Kardinal Ximenes. Abulcacims Geschichte. Ein kupferner Riese in einer Höhle. Kayser Karl V. und Navagero.

Ein und funfzigster Brief. Politische Betrachtungen.

Zwey und funfzigster Brief. Aranjuez ein schöner Ort. Der gelehrte Gärtner. Alte und

und neue Busten. Ein Theater. Begebenheit mit einem grünen Vogel.

Drey und funfzigster Brief. Kleinigkeiten, die auf Reisen und im Leben vorfallen.

Vier und fnnfzigster Brief. Madrid eine übelriechende Stadt, welche den Reisenden Kopfschmerzen verursacht. Unterricht für Reisende, die nicht viel Geld haben.

Fünf und funfzigster Brief. List der Königinn. Das königliche Schloß. Viele Gemälde. Missale im Atlasformat. Charakter der Spanier. Beschreibung einer Tertulia.

Sechs und funfzigster Brief. Kirchen, Klöster und Hospitäler in Madrid Neigungen der Königinn Barbara. Art sich zu kleiden. Santa Hermandad. Verbotene Bücher.

Erster

Erster Brief.

Nachricht von der Abreise aus London.

London den 13 Aug. 1760.

Geliebte Brüder,

Morgen werde ich endlich diese Hauptstadt verlassen und nach Falmouth abgehen, um von dort über Portugal, Spanien, und die südlichen Provinzen von Frankreich nach Italien zu reisen. Der Umschweif ist groß, aber der Krieg hindert die Ueberfahrt von Dover nach Calais, und ich gehe lieber über Spanien und Portugall, als über Holland, weil mir solches durch mündliche Nachrichten, und durch Beschreibungen bekannt genug ist. Von Portugall weiß ich hingegen nicht viel, und von Spanien noch weniger, da man nur unvollständige Nachrichten davon hat. Durch den Weg auf Falmouth bekomme ich über dieses den westlichen Theil Englands zu sehen, welchen ich nie durchreiset bin.

In zwey bis drey Monathen hoffe ich also das lebhafte Vergnügen zu genießen, Sie, meine Brüder, nach einer Abwesenheit von zehen Jahren wieder zu umarmen. Mein ganzes Blut regt sich bey dem Gedanken, daß ich wieder in

meinem Vaterlande bey einer häuslichen Mahlzeit mit meinen Brüdern an einem Tische sitzen, und den einen neben mir, den andern gegenüber sehen soll. Lebe also wohl England! ich verlasse dich mit geringerm Kummer, da ich wieder in meine Heymath gehe. Der Abschied preßt mir gleichwohl Thränen aus. Der Himmel beglücke ein Land, das so viele große und rechtschaffene Männer in allen Arten, im Felde und zur See, in den Wissenschaften und in den Künsten hervorbringt. Ich habe die Widerwärtigkeiten, welche ich während meines zehenjährigen Aufenthalts ausstehen müssen, noch nicht vergessen, aber eben so lebhaft ist auch das Andenken derjenigen bey mir, die sich meiner angenommen und mich großmüthig beschützt haben.

Zweyter Brief.

Versammlung in der Landkutsche. Salisbury und die Domkirche. Honiton.

Exeter den 16 Aug. 1760.

Ich bin bereits hundert und sechzig Meilen von London. Am Freytage reisete ich in einer von den Landkutschen ab, deren beständig eine solche Menge von einer Stadt zur andern in England fahren. Es saßen sechs Personen darinnen, die sich zu einer angenehmen Gesellschaft dienten, ob sie gleich durch einen bloßen Zufall zusammen gekommen waren. Auf einer Seite befanden sich drey Frauenzimmer, und auf der andern eben so viel Mannspersonen. Dieß scheint der Anfang zu einem Roman; er ist es aber keineswegs. Die Gesellschaft bestand also aus einer alten Tante mit ihren beyden Nichten, aus einem Englischen Herrn, einem Schottländischen Officier, und mir. Sechs Pferde zogen die Kutsche in vollem Trabe fort. Des Officiers Vaterland errieth ich nicht nur aus seiner Mundart, sondern auch aus seiner ernsthaften Unterredung mit der Tante über den Adel, welches seine Lieblingsmaterie zu seyn schien. Der Engländer und ich, wir wandten unsre Zeit

besser an, und unterhielten uns mit den beyden Nichten auf eine scherzhafte Weise, jedoch ohne die Schranken der Bescheidenheit zu beleidigen. Die Alte wollte sich inzwischen nicht so weit in die Unterredung über die Genealogie einlassen, als es der Officier gern gesehen hätte, sondern wandte sich zuweilen zu uns, und ermahnte die beyden Mädchen freundlich zu seyn, und zuweilen ein Liedchen zu singen, welches sie mit einer so natürlichen Geschicklichkeit thaten, daß es auch einem Italiener gefallen konnte.

Vermuthlich werde ich keine so angenehme Reisegesellschaft wieder finden; Reisende treffen selten solche gutherzige Tanten, und solche artige, muntere und gefällige Mädchen an. Der Schottländer war zwar etwas lächerlich durch seine langweiligen Erzählungen von den hochadelichen Familien in Argyleshire, aber in andern Stücken ein verständiger Mann. Der Engländer wußte für seine Jahre sehr viel, und war fast zu höflich, weil er erst von der Universität kam, und noch nicht viel in der Welt gewesen.

Am ersten Tage konnte ich bey unsrer geschwinden Reise nicht viel bemerken; die

Wirths-

Wirthshäuser, wo wir abtraten und Pferde wechselten, waren gut und reinlich, so wie sie alle auf den großen Heerstraßen in England sind. Den folgenden Tag fuhren wir durch Salisbury; weil ich viel von der dasigen Domkirche gehört hatte, so wollte ich sie wenigstens gern mit einem flüchtigen Blick sehen. Ich lief also eilig durch die Stadt, und sahe bey dieser Gelegenheit den geräumigen und mit allerley Lebensmitteln reichlich versehenen Markt. In den Gassen, durch welche ich gieng, läuft das Wasser zu beyden Seiten an den Häusern weg, welches den Bewohnern derselben zur großen Bequemlichkeit gereicht. Ich hielte mich nur einen Augenblick in der Domkirche auf, welche ein ansehnliches Gebäude, aber noch viel gothischer gebauet ist, als die zu Mayland. Sie ist aber kaum halb so breit als letztere, so viel ich mich erinnere. Den Mayländischen Dom halte ich für den breitesten von dieser Art Kirchen in der Welt.

Nicht weit von Salisbury sieht man in einer weiten Ebene den Stonehenge *), und in

*) Stonehenge ist ein berühmter Rest des Alterthums, worüber sich die Alterthumskenner streiten. Er besteht aus ungeheuren Felsen, über deren Last man erstaunen muß, und die gleichwohl von Menschenhänden

der Nachbarschaft dieser Stadt liegt der Landsitz eines Englischen Grafen *), worinne eine zahlreiche Sammlung von den schönsten Gemälden, von Statuen, von Busten und andern Alterthümern aufbewahrt wird, welche mit erstaunenden Kosten aus Italien gebracht worden. Ich weiß nicht, was mich bewogen, in zehen Jahren diesen Sitz niemals zu besuchen, da ich ein paar mal in dessen Nachbarschaft gewesen. So pflegt man oft Sachen von einer Zeit zur andern aufzuschieben, und die Zeit kommt darüber niemals.

Den dritten Tag speiseten wir in der kleinen Stadt Honiton, wo viele von den Spitzen, welche bey den Italienischen Damen unter dem Namen Merletti d'Inghilterra so beliebt sind, verfertiget werden. Mich wundert, daß man

händen über einander gesetzt sind, sie nehmen einen ziemlichen Umfang ein; einige halten sie für Reste eines alten Druidentempels, andere für Grabmahle, u. s. w. Anm. d. Ueb.

*) Vermuthlich meynt Baretti, Wilton-house, den berühmten Sitz des Grafen von Pembroke, wo man einen Schatz von Alterthümern und Kunstsachen antrifft, und wovon das Verzeichniß gedruckt ist. Anm. d. Ueb.

man solche nicht an andern Orten nachmacht. Diejenigen, welche sie machen, sind keine philosophischen Köpfe, sondern arme einfältige Weiber. Ich würde etwas davon nach Turin mitgenommen haben, wenn ich nicht noch so vielen Zöllen und Visitationen unterworfen wäre, ehe ich dahin komme.

Wir speiseten geschwind und ich machte mit dem jungen Engländer einen Spatziergang außerhalb der Stadt. Wir giengen bis an einen kleinen Fluß, wo wir eine Art von hölzernen Stuhl zum Untertauchen bemerkten. Dieser Lehnstuhl stund an dem einen Ende fest auf einem funfzehn Fuß langen Balken, welcher in der Mitten auf eine Säule gelegt war. Die Säule stund am Flusse, und wenn man das eine Ende des Balkens in die Höhe gehen ließ, so fuhr das andere Ende mit dem Stuhl, wie eine Wippe hinunter ins Wasser. Heutiges Tages dient dieser Stuhl zur Strafe für allerley zanksüchtige und gottlose Leute; ehemals aber sollen die abergläubischen Einwohner von Honiton sich dessen bedient haben, um die alten Weiber, welche man für Hexen hielte, unterzutauchen. Dieses wurde so oft wiederholet, daß die Weiber zuweilen darüber umkamen. Als ich noch mit dem jungen Engländer über

den Begriff von Hexen, welcher jederzeit und in allen Ländern so allgemein gewesen, philosophirte, holte uns die Kutsche ein. Nicht weit von Honiton trennten sich die beyden jungen Mädchen, und der schottische Officier von uns, und diese Trennung war uns allen nicht gleichgültig, da wir uns in unserer kleinen Gesellschaft so wohl mit einander befunden hatten. So kurz und so abwechselnd ist das Vergnügen, und das Unangenehme auf der Reise. Die Kutsche geht nicht weiter als bis hieher nach Exeter, und morgen muß ich auf ein anderes Fuhrwerk denken.

Dritter Brief.

Gute Kleider sind nicht zu tadeln. Funfzig verstümmelte Nasen.

Exeter den 17 Aug. 1760.

Heute früh machte ich einen Spatziergang durch die Stadt, welche nicht unter die schönsten von England gehört, sondern schlecht gepflastert, und auch im Sommer kothig ist. Im Winter muß es viel schlimmer seyn. Die Häuser sind in einem so elenden Geschmack gebauet, daß Palladio sich würde gehangen haben, wenn er sie gesehen hätte. Ich besuchte die Domkirche, worinn der Prediger eben über die Eitelkeit der Kleiderpracht predigte. Was er sagte, war überzeugend und wahr; allein, wie es mir vorkam, nicht am rechten Orte angebracht, denn die Einwohner, wenigstens seine Zuhörer, schienen mir nicht viel auf den äusserlichen Schein in Kleidern zu halten. Einige giengen reinlich, aber keiner prächtig. Wären sie auch schön und mit Geschmack gekleidet gewesen, so dünkt mich, muß man solches nicht gänzlich verwerfen. Die Kleidung macht einen Unterschied zwischen den vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen aus; und alles was uns auch nur den geringsten Unterschied

zwischen beyden zeigt, ist nach meiner Einsicht nicht aus der Acht zu lassen. Inzwischen bleibt das Uebertriebene allemal übertrieben; und eine überflüßige Eitelkeit in der Kleidung wird lächerlich.

Die Kathedralkirche ist von gothischem Geschmack, so wie die zu Salisbury; aber in vielen Betrachtungen nicht so gut. Sie ist für die Stadt groß genug, hat aber außer den funfzig Figuren in Basrelief an der Vorderseite nichts merkwürdiges; sie haben durch die Länge der Zeit alle ihre Nasen verloren. Ich stieg eine elende Wendeltreppe hinan, um von der Höhe eine schöne Aussicht zu geniessen. Die umliegende Gegend ist in der That angenehm, man sieht eine Menge kleiner mit Bäumen bewachsenen Hügel, von welchen viele kleine Flüsse herunterlaufen.

Vor der Kathedralkirche stehen einige reihenweise gepflanzte Bäume, welche als Fächer geschnitten sind. Um den Wall eines alten verfallenen Schlosses, welches höher als die Stadt liegt, ist ein angenehmer Spatziergang, welchen das Frauenzimmer häufig besucht, wie ich gegen Abend bemerkte. Hingegen traf ich wenig Mannspersonen an. Die Aussicht dem Schloß gegenüber, auf der Seite des Spaziergangs ist ungemein angenehm.

Morgen schicke ich meine Bagage mit einem Fuhrmann nach Falmouth; ich selbst gehe aber mit dem jungen Engländer nach Plymouth, und gedenke nur eine kurze Zeit daselbst zu bleiben. Mich verlangt, von Falmouth aus nach Lissabon zu gehen, denn da ich mit keinen artigen Mädchen mehr reise, so sehne ich mich nach dem Ende meiner Reise, zumal wenn ich daran denke, daß ich dreytausend Englische Meilen zurückzulegen habe. Von Plymouth und Falmouth will ich meine Briefe zurück auf London schicken, damit sie Ihnen von dortaus gesandt werden. Während der Fortsetzung meiner Reise von Falmouth gedenke ich, und wenn ich auch auf der See bin, täglich aufzusetzen, was vorfällt. Was ich aber indessen schreiben werde, soll Ihnen niemand anders überbringen, als ich selbst. Es werden viele Kleinigkeiten darunter seyn, weil ich nicht Zeit habe, gründliche Anmerkungen zu machen. Ich will mich wenigstens bemühen unterhaltend zu seyn.

Vierter Brief.

Manufacturen von Sergen und Tapeten. Der Pater Norbert aus Frankreich.

Plymouth den 18 Aug. 1760.

Heute früh verließ ich Exeter, nachdem ich zuvor zwey Fabriken, die eine von Sergen, und die andere von den Tapeten, die in Frankreich nach dem Ort ihrer Verfertigung Gobelins heißen, besehen hatte. Die Sergen von Exeter sollen vornehmlich in katholische Länder verführt werden, wo man sie zu den Kleidungen der Nonnen und Mönche von verschiedenen Orden gebraucht. In den Magazinen der Stadt liegen so viel Ballen von dieser Waare in Bereitschaft, daß man ganze Verschanzungen davon anlegen könnte. Ich will damit nichts weiter sagen, als daß ein großer Vorrath davon vorhanden ist; aber Reisende müssen die Sachen vergrößern, damit sie die Aufmerksamkeit des Lesers erhalten. Manche Projektmacher möchten gern alle geistlichen Orden abschaffen, gäbe es aber nicht so viel fromme Seelen, welche in diese Orden treten, so würde Exeter vielleicht in armseligen Umständen seyn.

Die

Die Gobelinstapetenfabrik ist in England durch einen berühmten Feind der Jesuiten, nämlich den Pater Norbert aus dem Kapuzinerorden, zu einer mehrern Vollkommenheit gebracht worden. Pabst Benedict XIV, der auch kein großer Freund der Jesuiten war, erlaubte ihm mit der Bedingung nach England zu gehen, daß er daselbst einen Missionar abgeben, und die Protestanten zum katholischen Glauben bewegen sollte. Der gute Pater vergaß aber seinen Auftrag und sein Versprechen, secularisirte sich selbst, nahm den Namen Parizot an, und ward Vorsteher einer Manufaktur von Tapeten. Er fand Mittel, bey reichen Engländern eine freywillige Unterzeichnung von mehr als zehntausend Pfund Sterling zu seiner neuen Fabrik zu bewirken, und cassirte solche bald nach seiner Ankunft in London baar ein. Ich bin ein paar mal von London nach Fulham gegangen, um seine Stühle, worauf er arbeiten lassen, zu sehen. Sie würden ihm einen reichlichen Unterhalt gegeben haben, wenn er ein besserer Oekonom gewesen wäre. So aber lebte er in den Tag hinein, und verthat das Geld auf eine wollüstige Weise, daher er bald in Schulden gerieth, bankerot machte, und endlich gar davon lief.

Die Weberstühle und andere zur Manufaktur gehörigen Sachen, welche er nicht mit sich fortbringen konnte, wurden öffentlich verkauft, da sie ein gewisser Passavan um einen sehr geringen Preis erstund. Mit solchen legte er eine kleine Manufaktur in Exeter an, und nahm einige, die heimlich aus der Gobelinsfabrike zu Paris gegangen waren, weil der Pater Norbert sie durch große Versprechungen an sich gelockt hatte, in seine Dienste. Diese Leute wären in Frankreich gehangen worden, wenn man sie ertappet hätte: die Versprechungen wurden ihnen aber nicht gehalten, so bald der Pater eine hinlängliche Anzahl davon beysammen hatte. Er gab ihnen einen sehr mäßigen Gehalt, welchen sie aus Noth annehmen mußten. Wie er entlief, befanden sie sich in einer schlimmen Lage; sie konnten nichts als Tapeten wirken, verstunden die Sprache nicht, und durften gleichwohl nicht nach Frankreich, aus Furcht vor dem Galgen, zurück. Passavan suchte diese ausgehungerten elenden Leute in London zusammen, und brachte sie nach Exeter, wo sie ihm Geld verdienen müssen.

Einen Theil dieser Geschichte hatte ich bereits vor einigen Jahren gehört, das übrige erzählten mir die wenigen in Exeter befindlichen

chen Franzosen. Es wird Ihnen nicht unangenehm seyn, diese Anekdoten von einem Mann zu lesen, von dem man in Italien wegen seiner heftigen Schriften gegen die Jesuiten so viel redet. Sie wurden damals von jedermann gelesen. Uebrigens hat sein letztes Betragen gezeiget, daß sein Charakter nichts besser gewesen, als der schlechteste von denen, die er mit so heßlichen Farben abgemalet hatte.

Ich verlasse nunmehr Exeter, und die Orgel der Domkirche, welche die Einwohner für die beste in England halten. Nunmehr gedenken Sie sich, daß ich in der Postchaise nach Plymouth, und unterwegs ganz entzückt bin über die schönen Gegenden von Devonshire, welche dem besten Strich der Lombardey nichts nachgeben. Ich bin im Finstern erst nach Plymouth gekommen, und zwar unbeschädigt, ob die Postillons gleich jagten, daß man den Hals hätte brechen mögen.

Fünfter

Fünfter Brief.

Besuchung eines Kriegsschiffs, und des Arsenals.

Plymouth den 19 Aug. 1760.

Heute früh durchwanderte ich Plymouth, einen kleinen unregelmäßigen Ort, und besuchte die Kirchen St. Andreas und St. Carl. Die Engländer machen sich zwar nicht viel aus den Heiligen, benennen aber doch ihre Kirchen nach ihnen. Ich gieng eine Weile am Hafen, und längst der Küste spatzieren, sahe aber nichts besonders als ein paar Maulesel. Als ein aufmerksamer Reisender, muß ich hierbey erinnern, daß diese Thiere in England lange so häufig nicht sind, als bey uns. Dieß sind die einzigen, welche ich während eines zehenjährigen Aufenthalts gesehen.

Das Arsenal ist zwo Englische Meilen von der Stadt entfernt. Nicht weit davon lag ein Kriegsschiff von sechzig bis siebenzig Kanonen, der Nottingham, welches nach einer langen Reise ausgebessert wurde. Weil ich niemals ein Kriegsschiff inwendig gesehen hatte, so entschloß ich mich, solches in Gesellschaft

von

von ein paar Matrosen zu besteigen. Diese erklärten mir alles und antworteten auf meine vielfältigen und zum Theil albernen Fragen mit großer Geduld. Sie hätten in der That Ursache gehabt, über meine Unwissenheit in diesem Punkte zu lachen.

Als ich nach Verlauf von drey Stunden das Schiff und meine beyden Lehrer verlassen wollte, kam ein von der Sonne verbrannter Mann, den ich für einen Seeofficier hielte, an Bord. Er näherte sich mir mit einer Art von Höflichkeit, die ein Gemische von einem offenen und rohen Wesen war. Als er vernahm, daß ich ein Fremder wäre, der zuvor nie auf einem Kriegsschiffe gewesen, ergriff er mich mit beyden Händen, und hielt mich so fest, daß ich ihm nicht entwischen konnte. Kommen Sie, mein Herr, sagte er, ich will Ihnen das ganze Schiff zeigen. Es ist ein verwünschtes altes Gerippe: wir gehen gewiß auf der nächsten Reise alle damit zu Grunde; aber ich mache mir nichts daraus. Mit genauer Noth entgieng ich seiner Höflichkeit.

Nachmittags suchte ich einen Ingenieur auf, an den ich empfohlen war, daß er mir das Arsenal und die übrigen Sehenswürdigkeiten um Plymouth zeigen möchte. Er verstund nicht nur seine Kunst, sondern hatte sonst auch viele Kenntnisse und eine gute Lebensart. Zuerst führte er mich in das Innerste des Arsenals, wo ich ganze Haufen von Kanonen und Berge von Kugeln liegen sahe, die gleichsam mit Ungeduld auf das Verderben des menschlichen Geschlechts zu warten schienen; ferner eine unzählige Menge Masten von allerley Größe in einem weitläuftigen Beschlusse; eine erstaunliche lange Gallerie, worinne Seile gedrehet, und aus vielen dieser Seile endlich mannsdicke Kabel- und Ankertaue gemacht wurden. Diese Taue werden in großen Kesseln und Theer gesotten, und nachgehends drückt man den Theer mit einer besondern Presse wieder heraus. Diese Presse wird vermittelst eines großen Tretrades bewegt, worinn immer zwölf Männer stehen, und solches durch beständiges Auftreten auf die in der Peripherie des Rades angebrachten Staffeln, herumtreiben. Sie hatten nichts an, als ihre weiten Matrosenbeinkleider, waren übrigens aber

so

so nackend, wie die Frösche. Mit einem Worte, ich sahe so viele Dinge in diesem Arsenal, daß Briareus mit allen seinen Händen nicht im Stande gewesen wäre, sie alle aufzuzeichnen. Ich war voll Erstaunen, als ich den Ort verließ, und mein Verstand war von so vielen Gegenständen ganz verwirrt worden. Ich kam erst im Finstern in mein Wirthshaus zurück.

Sechster Brief.

Die Citadelle. Der Berg Edgecombe. Ein Ort für Rousseau. Ein Antiquar nebst seiner Tochter.

Plymouth den 20 Aug. 1760.

Mein höflicher Ingenieur holte mich diesen Morgen frühe wieder ab. Wir nahmen ein Fahrzeug mit sechs Rudern, und fuhren damit sehr schnell über einen Theil des Hafens nach der kleinen felsigten Insel St. Nikolas, welche die Natur vor der Mündung desselben gelegt hat. Wir brauchten kaum eine halbe Stunde, die Festungswerke zu besehen, und begaben uns darauf nach der Citadelle, welche in der That sehr fest und mit so wohl besetzten Batterien versehen ist, daß kein Feind leichtlich etwas dagegen ausrichten wird. Inzwischen kam sie mir nicht so außerordentlich vor; denn wer die Fortressen Fenestrelles und la Brunette auf den Savoyischen Alpen gesehen hat, den wird nicht leicht etwas von dieser Art in Verwunderung setzen.

König Karl II legte diese Citadellen an, um die Einwohner von Plymouth, welche

es

es in den innerlichen Unruhen mit Cromwell gehalten hatten, im Zaum zu halten. Vor einigen Jahren hat man den Hafen und das Arsenal noch mit neuen Festungswerken versehen, wodurch sie gegen alle Ueberfälle vollkommen sicher sind. Ein Feind müßte eine erstaunliche Macht haben, der hier eine Landung wagen wollte, und ich zweifle fast an der Möglichkeit, weil die Insel St. Nikolas und die Citadelle alles bestreichen, und dadurch die Annäherung einer feindlichen Macht verhindern können.

Nach Tische fuhren wir abermals in einem kleinen Fahrzeuge nach einem Hügel, der Berg Edgecombe genannt. Es ist eigentlich ein Vorgebirge, das auf der rechten Seite von Plymouth in die See hinein liegt. Der Hügel gehört einem Englischen Lord, welcher ein Landhaus darauf angelegt hat, das in Ansehung seiner Lage vielleicht wenig seines gleichen in der Welt hat. Dieß ist viel gesagt, wer es aber sieht, der muß über den unermeßlichen Raum, welcher sich dem Auge darbietet, erstaunen.

Aus den Fenstern übersieht man die grenzenlose Fläche des Meers, so weit als das Auge reicht, diese wird in einer Weite von

zehen Meilen durch einen kleinen Felsen unterbrochen, worauf sich ein Leuchtthurm befindet, der gleichsam von Natur da steht. Er heißt Eddig-stone, und ist seiner Entfernung ungeachtet, sehr sichtbar. Zur Linken sieht man von diesem Gebäude die Insel St. Nikolas, die Citadelle, das Arsenal, und die Stadt Plymouth. Der Hafen ist mit Kriegs- und andern Schiffen von allerley Größe angefüllt, die theils seegeln, theils vor Anker liegen; und unzählige kleine Fahrzeuge rudern oder seegeln beständig hin und her. Auf der Landseite übersieht man einen großen Strich der fruchtbarsten Gegend, worinn Hügel und eine Menge kleiner Flüsse die angenehmste Abwechselung machen. Unter den Fenstern und beym Park sieht man Dannhirsche, Rindvieh, Gänse, Welsche Hüner und anderes Vieh auf grünem Rasen, der mit einem runden Spaziergang eingefaßt ist, in ruhiger Stille weiden, welches einen artigen Kontrast mit dem Getümmel des Hafens macht.

Man redet viel von der herrlichen Lage der Karthause in Neapel: und hält sie für die schönste in der Welt, aber Edgecombe giebt ihr nichts nach; man muß also die

beyden

beyden prächtigsten Aussichten, die eine in Neapel, und die andere in Devonshire su-chen. Als der Spanische Admiral die Eroberung von England zu den Zeiten der Königinn Elisabeth im Geiste schon für unfehlbar hielt, bat er sich vom König Philipp II Edgecombe zur Belohnung für seine künftigen Thaten aus. Der König versprach es ihm; aber der Englische Admiral machte die Erfüllung des Versprechens zu Schanden, indem er die Spanische Flotte, welche bereits viel vom Sturm ausgestanden hatte, durch seine neu erfundenen Brander gänzlich zu Grunde richtete.

Von dem Leuchtthurm habe ich ehemals das Modell in London gesehen. Es stand sonst ein anderer da, der aber einmal in einer stürmichten Nacht von den Wellen herumgeworfen ward, der folgende gieng im Feuer auf. Der Architekt Smeaton hatte die Geschicklichkeit, auf einem abhängigen kahlen Felsen, der unaufhörlich von unzähligen Wellen bestürmet wird, das jetzige Gebäude aufzuführen.

Den Felsen zu untergraben und dem Gebäude dadurch einen ordentlichen Grund zu geben, war unmöglich, weil der Felsen so

hart als Porphyr ist. Der Baumeister ließ also viele Löcher in den Felsen bohren, und in diese starke eiserne Stangen treiben, welches unsägliche Arbeit kostete. Zwischen den Stangen ward der Grund mit langen flachen Steinen, die in einander verbunden waren, gelegt. Statt des Sandes nahm man zum Mörtel, die berühmte Puzzolana bey Rom, weil solche die Eigenschaft hat, daß sie mit Kalk vermischt unter dem Wasser so hart wird, wie die Steine selbst, und sich in kurzer Zeit so fest damit verbindet, daß alles nur eine Masse zu seyn scheinet.

Dieses war in der That ein würdiges Unternehmen, weil die Schiffer dadurch für einen so gefährlichen Felsen gewarnet werden. Alle Nächte wird auf der Höhe des Gebäudes durch zwey Männer Feuer gemacht. Diese halten sich beständig hier auf, und bekommen im Winter oft in einigen Monathen keine menschliche Seele zu Gesichte. Die Lebensmittel werden ihnen bey gutem Wetter von Plymouth gebracht: sie müssen aber reichlich und sorgfältig damit versehen werden, weil man bey einem langen stürmischen Winter ihnen unmöglich etwas zuführen kann. Was für ein trauriges Le-

ben führen nicht manche Menschen, auf dem Erdboden! Diese beyden Männer stecken in einem engen Thurm siebenzig Fuß hoch, sehen aus ihren kleinen Fenstern nichts als Wasser, und hören nichts als ein unaufhörliches Getöse des Meeres. Die Wellen sollen zuweilen fast bis oben an das Gebäude schlagen, und die kleinen Fenster besprützen. Der berühmte Rousseau muß von diesem Thurm nichts gehört haben, sonst hätte er bey seinem Widerwillen gegen den menschlichen Umgang vermuthlich gesucht Wächter darauf zu werden. Man kann keinen bessern Aufenthalt für einen Philosophen, der die Welt so verabscheuet, ausfündig machen.

Nachdem ich mich eine Zeitlang in dem runden Gange um den Berg Edgecombe aufgehalten, und alle Theile dieses bewundernswürdigen Prospects betrachtet hatte, nahm ich von dem Ingenieur Abschied, und gieng mit einem andern Mann, der mit uns gegessen, nach meiner Barke zurück: seine gute Miene, sein Gespräch, seine ehrwürdigen grauen Haare nahmen mich bald für ihn ein. Er war ein Kenner der Alterthümer und der Natur. Als wir über den Hafen fuhren, ließ er nach einer Stelle linker Hand

hinrudern, und zeigte mir daselbst einige breite Hölen, welche tief unter die Küste hineingehen. In der Nachbarschaft dieser Höle hielte sich vor Alters, wie er mir sagte, ein großer Riese, Namens Ogmagog, auf: und wir finden in alten Nachrichten, daß er mit einem andern Riesen, Corineus, gekämpfet, solchen getödtet, und bey diesen Hölen in die See gestürzt, welche daher bis auf diesen Tag den Namen des Siegers Ogmagog beybehalten.

Als wir zu Plymouth ans Land stiegen, nöthigte er mich zum Abendessen in seinem Hause. Er zeigte mir zugleich seine Sammlung von Münzen und natürlichen Merkwürdigkeiten. Ich bewunderte eine bey den Sammlern seltene Eigenschaft bey ihm. Er zeigte mir nur einige der seltensten Stücke, die er besaß, und quälte mich nicht mit allen Kleinigkeiten, anstatt daß die meisten ihre Sachen auf eine langweilige Art vorzeigen, und sich bey jeder verrosteten Münze, bey jedem verstümmelten Götzenbilde, bey jedem Insekt, oder Versteinerung aufhalten, ohne zu bedenken, daß die wenigsten, welche ihre Sammlung besehen, sich besonders darauf gelegt haben, und solche also nicht so nach

Würden

Würden zu schätzen wissen, als die Besitzer, welchen die Sammlung viel Mühe gekostet, und die ihre Stücke daher als Juwelen schätzen.

Ich verachte keinesweges die Sammler alter Münzen, und noch weniger die von natürlichen Merkwürdigkeiten. Wer Zeit und Mittel hat, thut sehr wohl, solche auf diese Weise anzuwenden, wenn er auf keine andre Weise der gelehrten Welt nutzbar zu werden weiß. Es hat seinen guten Nutzen für einen, der studirt, daß er alte Münzen, und überhaupt die Alterthümer versteht, und es ist für einen vernünftig denkenden Menschen eine große Genugthuung, die Steine, Kräuter, Blumen, und was ihm die Natur sonst darbietet, zu kennen. Wer ein jedes Stück, das ihm vorkommt, in seine gehörige Klasse zu setzen weiß, der muß ein feines und zugleich unschuldiges Vergnügen empfinden: wer aber seine gesammleten Sachen allen, die von ohngefähr zu ihm kommen, weitläuftig und bis auf die geringsten Kleinigkeiten erzählt, wird dadurch langweilig und unausstehlich.

Mein Engländer gehörte nicht unter die letzte Klasse. Die Zeit wurde mir gar nicht

lang

lang bey ihm. Ich kann seine Tochter nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie mit den Muscheln und Papillons wohl bekannt war; über Tische fand ich, daß sie auch etwas von der Entstehung der Korallen und der darinn lebenden Insekten wußte. Der Vater hat sie zur Aufseherinn seines Kabinets gemacht, und sie weiß von allen so gut Bescheid, daß sie es Fremden in Abwesenheit des Vaters zeigen kann. Ich wünschte, es gäbe in Italien viele dergleichen Miß Betsys, die sich mit Untersuchung dessen, was die Natur hervorbringt, auf eine angenehme und nützliche Weise beschäftigten. Es würde sie eben so sehr zieren, als die Geschicklichkeit im Tanzen und in der Musik; und über dieses ihre Vollkommenheiten vermehren.

Sieben-

Siebenter Brief.

Tyranney eines Gevollmächtigten. Beständiger Regen.

im Wirthshause Horse-bridge
den 21 Aug. 1760.

Der unaufhörliche Regen hat meine kurze Reise heute sehr unangenehm gemacht. Weil ich in der Stadt, wo ich speiste, keine Gesellschaft hatte, so ließ ich mich mit meiner Wirthinn in eine Unterredung ein, und fragte, wie es mit der Wirthschaft gienge. Ich wunderte mich, als sie sagte, schlecht, da die Stadt gleichwohl volkreich schien. Sie erzählte mir, daß der Ort und die Gegend einem gewissen Lord gehöre, der aber niemals herkäme, und die ganze Verwaltung seiner Sachen einem Gevollmächtigten aufgetragen hätte. Dieser wäre vorhin ein schlechter Mensch gewesen, spiele nunmehr aber eine wichtige Rolle, und sey gleichsam ein Tyrann. Dieß kleine Mädchen hier, setzte sie hinzu, ist tugendhaft, und würde nie auf den Agenten geachtet haben. Ich will nichts weiter sagen, aber seit der Zeit hat er einen Groll auf uns geworfen. Er vermag hier alles, handelt gut und schlecht nach eigenem Belieben, und wir können keine Hülfe bekommen, weil

sich die Gerichte selbst für ihn fürchten. Einige Bürger, denen ebenfalls Unrecht geschehen, haben sich in London bey dem Lord über seinen Agenten zu beschweren gesucht, aber niemals Gehör erlangen können, weil der Lord zu vornehm ist, um mit solchen schlechten Leuten zu sprechen. Ueber dieses halten einige von des Lords Bedienten es mit seinem Agenten, und verhindern, daß der Herr nichts erfährt. Man redet gut von dem Lord, und sagt, er würde gewiß zum rechten sehen, wenn er nur von allem unterrichtet wäre*). Um mich und meine Familie zu drücken, will der Agent mit keinem etwas zu thun haben, der in mein Wirthshaus kommt; und er hat es in seiner Gewalt, vielen zu schaden und ihnen das Brod zu nehmen, weil er das meiste von den umliegenden Ländereyen unter sich hat, und sich viele Pachter des Lords da herum befinden. Ich muß also zu Grunde gehen, weil ich keinen weitern Verdienst als von Reisenden habe, die von ungefähr zu mir kommen; und dieses geschieht nicht oft, weil der Weg von Plymouth nach Falmouth

*) Nach meiner Rückreise aus England habe ich erfahren, daß die Beschwerden der Einwohner endlich dem Lord zu Ohren gekommen, und daß er den Agenten fortgejagt.

mouth nicht stark gebraucht wird. Ich kann kein Glas Cider an jemand verkaufen, der von dem Agenten abhängt. Man flieht mein Haus wie die Pest.

Also geht es in England, dachte ich bey mir selbst, wie an andern Orten; die Wallfische verschlingen die kleinen Fische. Man rühmt die Englischen Gesetze, und hält solche für einen Schutz gegen die Tyranney: man glaubt, daß in England kein Schatten von Unterdrückung anzutreffen sey. Bey dieser armen Wirthinn klingt es ganz anders. England hat ein gleiches Schicksal mit andern Ländern; keine menschlichen Gesetze sind hinlänglich, den Schwachen gegen den Mächtigen, den Armen gegen den Reichen vollkommen zu schützen, zumal wenn die Klagen nicht wichtig genug sind, um die Aufmerksamkeit des Publicums zu erregen, und dieses ist gemeiniglich der Fall, da die Kleinen von den Großen gedrückt werden. Mit dergleichen moralischen Betrachtungen beschäfftigte ich mich den ganzen Nachmittag, weil ich des Regens wegen in meiner Chaise ganz eingeschlossen war. Das Wirthshaus Horsebridge ist der letzte Ort in Devonshire. Morgen mit anbrechendem Tage gedenke ich in Cornwall zu seyn.

Achter Brief.

Ritterbücher. Zinn, Gold- und Kohlen-Mienen in Italien.

Falmouth den 22 Aug. 1760.

Einen Pistolenschuß von dem Hause, wo ich meinen letzten Brief schrieb, ist ein kleiner Fluß mit einem Steg; an dessen östlichen Enden hört Devonshire auf, und Cornwall fängt an dem westlichen an. Die Provinz Cornwall kommt in unsern alten Rittergeschichten häufig als ein Land vor, worin den irrenden Rittern viele Abentheuer begegnet sind; wo sie unglückliche Frauenzimmer auf schneeweissen Pferden antraffen, die Hülfe gegen einen Riesen suchten, der ihnen ihren Liebhaber entführt, oder gegen einen Zauberer, der eine Königinn in einem bezauberten Thurm verwahrte.

Warum Cornwall und nicht vielmehr Devonshire, oder eine andere benachbarte Provinz in diesen Büchern genennt wird, davon läßt sich nicht leicht eine Ursache angeben. Vielleicht hatte man von dieser Provinz eine bessere Beschreibung, als von den andern, oder vielleicht war Cornwall zu den

Zeiten

Zeiten der Rittergeschichte den Italienern wegen der Zinngruben bekannter, als die angrenzenden Provinzen. Die Italiener waren damals die besten, ja fast die einzigen Seeleute, und kannten dieses Land aus obiger Ursache vorzüglich.

Weil Falmouth fast dreyhundert Meilen von London liegt, so vermuthete ich verschiedene Dialekte im Englischen anzutreffen; die Sprache ist aber auf dem ganzen Striche beynahe eben dieselbe. Man redet zu Falmouth wie zu London, wenigstens hat es mir keine Mühe gekostet die Leute zu verstehen. Ganz anders ist es in Italien beschaffen, die Römer oder Florentiner verstehen die verschiedenen Dialekte, welche man in weit kleinern Strichen redet, mit genauer Mühe, und welches noch sonderbarer ist, man trifft sogar in einer geringen Weite verschiedene Secten, und eine andre Lebensart an: ein solcher Unterschied findet sich nicht auf dem Wege von London nach Falmouth.

Ein Glück, daß ich nicht hundert und funfzig Jahr früher in diese Gegend gekommen bin; denn damals soll man eine Art von Wallischer Sprache geredet haben, die ich gewiß nicht verstanden hätte. Woher eine

so große Veränderung auf einmal entstanden, ist allerdings zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die heutigen Einwohner keine Kolonisten sind, sondern in gerader Linie von den damaligen abstammen.

Weil es seit der Zeit, da ich den obgedachten kleinen Fluß passirte, drey Tage lang Regenwetter gewesen, so konnte ich nichts weiter besehen, als den Weg, den ich reiste, und die Wirthshäuser; ich kann also auch nichts von dem durchreisten Lande sagen. Meine Absicht war, die bey Truro liegenden Zinnbergwerke zu besehen; allein eben dieses üble Wetter hat meinen ganzen Plan verändert.

Truro ist die Hauptstadt in Cornwall. So viel ich davon gesehen, gefiel sie mir besser, als Exeter und Plymouth. In einer gewissen Straße sollen hin und wieder viereckichte Platten Zinn liegen, die auf dreyhundert Pfund schwer sind. Man sagte mir, daß das Zinn mit der Erde aus dem Bergwerke gebracht wird, und zwar nicht in Stücken, sondern in Körnern, wie Sandkörner. Diese werden durch wiederholtes Waschen von der Erde gesäubert, nachgehends geschmolzen und in viereckichte Platten gegossen.

sen. Die Platten werden mit einem königlichen Stempel, wofür eine Kleinigkeit entrichtet wird, gezeichnet, alsdenn noch einmal in Barren oder Stangen, drey Spannen lang und einen Daumen dick, gegossen, und alsdenn zu fernerm Gebrauch verführet. Ich konnte eine solche Stange wie einen Strick biegen. Im Biegen knistern sie, ohne zu zerbrechen, wenn man sie nicht gar zu sehr zusammenpreßt. Die Platten sehen aus wie unpolirtes Silber, und klingen ziemlich hell, wenn man daran schlägt, oder einen Stein darauf wirft.

Es ist ein großer Vortheil für die Einwohner, daß sie einen Ueberfluß von einer so allgemein nützlichen Waare haben, und daß solche ihrer Provinz gleichsam eigen ist. Es hält sie in Ansehung des Bodens, welcher an manchen Orten sehr unfruchtbar scheint, schadlos. Ich weiß nicht, ob man Zinn in Italien findet, erinnere mich aber in einer gewissen Englischen Reisebeschreibung, deren Titel mir entfallen, gelesen zu haben, daß die Hügel bey Spoleto und Norcia viel Zinn bey sich führen. Wenn dieß sich so verhält, so sind die Italiener nicht so arbeitsam, als die Engländer, weil sie keine Berg-

werke anlegen. Viele Reisende haben angemerkt, daß die Italiener keinen Fleiß anwenden, zum Besitz der Schätze zu gelangen, wenn die Natur sie ihnen, so zu sagen, nicht vor Augen hingelegt hat. Es wäre jetzt zu weitläuftig, den Fleiß unsrer Landsleute, und anderer Nationen gegen einander zu halten: ich muß aber doch so viel einräumen, daß wir hin und wieder Steinkohlenmienen haben, die noch niemand, als einige Naturkündiger, sich die Mühe genommen zu untersuchen; da ich indessen hundert arme Leute Goldsand suchen sehen. Vornehmlich thut man solches nach einem heftigen Platzregen in dem Flusse Orba zwischen Montferrat und dem Genuesischen. Zuweilen sind einige so glücklich, und finden in wenig Stunden für etliche Groschen; niemand ist aber noch so neubegierig gewesen zu untersuchen, woher diese weggespülten Goldkörner kommen.

Dergleichen Nachläßigkeiten sind uns von Ausländern oft vorgeworfen worden, und man macht sich nicht so gute Begriffe von dem Fleiße der Italiener, als man vielleicht sollte. Inzwischen, wenn sie gleich keine Kohlenmienen und Bergwerke bauen, so

kann

kann ich doch jenen Tadlern nicht völlig beystimmen. Ich räume ein, daß es eine bequeme Sache ist, reich zu seyn, und ich möchte selbst ein jährliches Einkommen von zehntausend Pfund Sterling und noch mehr haben; wenn ich aber erwäge, daß Italien, im Ganzen betrachtet, nicht unglücklicher ist, als jedes andres Land; daß uns keine wirklichen Bedürfnisse mehr fehlen, als andern Nationen; daß wenige von unsern Armen vollkommene Müßiggänger sind *), und daß nur eine geringe Anzahl von Menschen durch anhaltenden Fleiß mit der Zeit reich werden können: wenn man alles dieses zusammennimmt, so darf ich, dünkt mich, nicht wünschen, daß die Arbeitsamkeit unsrer Armen stark vermehrt werde. Warum sollen wir, wie der Dichter sagt:

*) Hier redet ein Italiener. Man gehe durch die Gassen von Rom, und sehe die Menge der Bettler vor den Kirchen und andern Orten; man bedenke, daß in Neapel einige tausend Lazaroni oder gleichsam privilegirte Müßiggänger sind, andrer Städte, wenn man das arbeitsame Lucca ausnimmt, nicht zu gedenken, so wird das, was Baretti hier sagt, eine starke Einschränkung leiden. A. d. Ueb.

„Die Erde plündern, und das Eingewei-
„de unsrer Mutter mit gottlosen Händen
„durchwühlen, um Schätze zu suchen, die
„besser im Verborgenen blieben. „

Warum soll man sich mit Arbeit quälen, und zwar zu keinem andern Endzweck, als um die Reichen nur noch reicher zu machen.

Italien ist von der Natur so reichlich versorgt, daß es im Nothfall besser, als andre Länder ohne auswärtige Bedürfnisse auskommen kann. Der Boden ist fruchtbar, und liefert bey geringer Bearbeitung nicht nur alles, was zum menschlichen Leben nothwendig ist, sondern auch viele Artikel zum Wohlleben: ja es hat solche in so grossem Ueberflusse, daß wir davon in reichem Maaße abgeben, und andre Waaren, die wir uns nöthig zu seyn glauben, austauschen können. Wir brauchen eigentlich nichts, als eine Reihe guter Regenten und Obrigkeiten, welche dafür sorgen, daß ein jeder Einwohner nach seinem Stande so viel von den Produkten des Landes bekommt, als er nöthig hat; alsdenn können wir es den Engländern, Holländern und andern Nationen, die unter einem weniger gesegneten Himmelsstriche leben, gern überlassen,

immer

immer auf neue Mittel zu denken, die Armen mit Arbeit zu überhäufen, sie unter die Erde zu stecken, oder auf der See herum irren zu lassen, um die geringe Anzahl derjenigen zu vermehren, die ihre Reichthümer mit Bequemlichkeit genießen.

Der Kaufmann und der Politiker macht gegen dergleichen Sätze tausend Einwürfe. Weil die Italiener nicht so arbeitsam sind, so folgern sie daraus, daß solche auch nicht so glücklich sind, als die Engländer und Holländer, welche als Muster unsrer Zeiten in der Arbeitsamkeit angeführt werden. Nach den Begriffen des Kaufmanns und des Politikers ist reich und glücklich einerley; allein der Philosoph unterscheidet beydes mit Recht von einander. Man erwäge nur, daß neun und neunzig Einwohner eines Landes unaufhörlich arbeiten, und es sich sauer werden lassen müssen, um den hunderten reich zu machen.

Neunter Brief.

Makrelen. Paketbote. Abschied aus England.

Falmouth, den 23 Aug. 1760. Nachmittags um 1 Uhr.

Meine Sachen sind an Bord gebracht, ich habe für die Reise vier Guineen bezahlt, und warte nur auf das Signal zur Abfahrt. Das Wetter ist schön, und der Wind günstig, denn die Flagge wehet gerade nach Lissabon. Ein Glück, daß ich gestern in Falmouth angekommen bin, sonst hätte ich vielleicht acht bis vierzehn Tage auf ein andres Paketbot warten müssen, welches mir um desto verdrüßlicher gewesen seyn würde, da ein Fremder hier keinen andern Zeitvertreib hat, als an der Küste spazieren zu gehen, und die See zu betrachten.

Gestern speisete ich mit einigen Personen, die erst von Lissabon gekommen waren, und wegen Sturm und Windstille eine verdrießliche Ueberfahrt von vier und vierzig Tagen gehabt hatten. Sollte es mir auch so gehen, so würde ich meine Neubegierde, Portugall und Spanien zu besuchen, sehr bereuen; doch man muß das Beste hoffen.

Meine

Meine Gesellschaft wird bloß aus der zum Schiff nöthigen Mannschaft bestehen. Schreiben und Lesen werden also bey einer langwierigen Reise meine einzigen Beschäftigungen seyn. Gleichwohl kann man nicht immer schreiben und lesen: und die Schiffleute werden nicht Zeit haben, sich viel mit mir einzulassen. Meine Lage ist also nicht beneidenswerth; ich will mich aber keinen traurigen Gedanken überlassen.

Gestern gieng ich unter einem erstaunlichen Regenwetter zu Bette; heute früh aber sahe ich die Sonne in vollem Glanze aufgehen, und keine trübe Wolke am Horizont. Ich begab mich ans Ufer, den Kapitain des Paketboots zu suchen, um mit ihm einen Paß zu holen. Unterweges begegnete mir ein Mann, der eben so zeitig aufgestanden war. Wir ließen uns in ein Gespräch mit einander über verschiedene Dinge ein, und kamen endlich auf Falmouth. Er erzählte mir, daß er einen starken Handel mit Makrelen *) triebe, und jährlich einige Schiffsladungen davon nach Italien und andern Gegenden von Europa sendete.

*) Pilchards, auf Französisch heißen sie Pelamides, und sind eine Art von Maquereau.

Diese Fische machen, so viel ich aus seinen Reden abnehmen konnte, die meiste Handlung von Falmouth aus. Der Fisch kommt alle Jahre dreymal in großen Schwärmen in diese Gegend. Der im Winter gefangene ist der beste, und wird auch am besten verkauft. Er wird in erstaunlicher Menge gefangen, eingesalzen, in große Tonnen gepackt, und vornehmlich in katholische Länder versendet. Sollte der Pabst einmal protestantisch werden, oder wenigstens die Fastenspeise abschaffen, und verordnen, daß es hinführo keine Sünde mehr seyn soll, am Freytage Fleisch zu essen, so würden die guten Einwohner von Falmouth eben keine Ursache haben, sich darüber zu freuen. Außer dem Handel machen aber die vielen Paketbote, welche von hier nach Portugall, Spanien und Westindien beständig ab- und zugehen, daß der Umlauf des Geldes an diesem Orte beträchtlich ist. Das Land ist auch gut und fruchtbar. Ueberhaupt scheint mir Falmouth einer von den unzähligen Orten in der Welt zu seyn, wo einer, der so viel hat, als er zu seinen Bedürfnissen gebraucht, bequem leben kann. Diesen Augenblick wird das Signal zur Abreise gegeben; ich muß also an Bord.

Zehnter Brief.

Seekrankheit. Kein Gefecht und kein Sturm. Gedanken über den Englischen Pöbel.

Am Bord des Paketbots, der König Georg, den 24 Aug. 1760.

Gestern um zwey Uhr kam ich ganz eilfertig an Bord, die Seegel wurden aufgespannt, und in weniger als drey Stunden, waren wir bey Lands-End, oder der äußersten westlichen Spitze von England. Um acht Uhr sahe ich nichts mehr, als lauter Wasser um mich her. Der Himmel war heiter, der Wind frisch, und die See so eben wie der Tisch, auf dem ich schreibe. Ich hoffte, da wir bereits dreyßig Meilen geseegelt waren, nicht seekrank zu werden; allein bey Sonnen Untergang befand ich mich so schlimm, daß ich es nicht beschreiben kann. Man brachte mich zu Bette, da ich in einen tiefen Schlaf fiel, so, daß ich von dem Getöse des Schiffsvolks, und dem Gepraſſel des Schiffs selbst nichts hörte.

Früh gegen acht Uhr erwachte ich durch das Geschrey eines Matrosen, welcher rief:

ein

ein Seegel, ein Seegel! Da ich mich ziemlich wieder hergestellt befand, gieng ich aufs Verdeck, und ward durch mein Fernglas ein Schiff gewahr, das auf uns loszukommen schien. Jedermann beobachtete solches, einige mit Ferngläsern, andere mit bloßen Augen, es ließ sich aber noch nicht bestimmen, ob es ein Freund, oder ein Feind war. Weil das Paketbot vortrefflich seegelt, so fürchteten wir nicht, von einem verfolgenden Feinde eingeholt zu werden, und richteten unsern Lauf fort, als wenn wir nichts gesehen hätten. Der Kapitain erkundigte sich sehr höflich nach meinem Befinden, und ließ mir Thee geben. Ich frühstückte mit gutem Appetit, sahe darauf wieder nach dem Schiff, und brachte den Tag theils mit Lesen, theils mit Beobachtung des Schiffes zu. Um fünf Uhr Nachmittags, war es nur zwey bis drey Meilen von uns, und verschiedene von den Matrosen behaupteten, daß es der Marschall Bellisle, ein Kaper von zwölf oder vierzehn Kanonen von Morlaix, wäre. Woran sie es sahen, kann ich nicht sagen. Die meisten fielen dieser Meynung bey, und wünschten, er möchte etwas näher kommen, um ihn für die Dreistigkeit, mit der er uns

beob-

beobachtete, mit einer ganzen Lage von unſern Kanonen zu bewillkommen. Da unſer Schiff mehr Kanonen führt, ſo hätte ihm ſeine Verwegenheit theuer zu ſtehen kommen können. Die Paketbote haben aber gemeſſenen Befehl, ſich in kein Gefecht einzulaſſen, wenn ſie durch Hülfe der Seegel entkommen können: ſie dürfen eben ſo wenig ein weit ſchwächeres Schiff angreifen. Monſieur oder der Hund, denn dieſes waren die beyden Namen, welche man dem Kaper beylegte, konnte alſo ſicher ſeyn, und uns ſo lange verfolgen, als es ihm beliebte. Wir ſpannten noch einige kleine Seegel auf, und der Kapitain verſicherte, daß wir dem Schiffe in zwo Stunden aus dem Geſichte ſeyn würden. Ich hoffte ſchon, meine Reiſebeſchreibung durch ein Seegefecht unterhaltend zu machen. Wenn wir vollends keinen Sturm bekommen, wobey ich meine Geſchicklichkeit im Beſchreiben zeigen kann: ſo wird ſie noch langweiliger werden.

Da ich jetzt nichts anders zu ſchreiben habe, ſo will ich einige Anmerkungen über England machen. Je weiter ich mich von London entfernte, deſto umgänglicher ſchien der gemeine Mann zu werden, und mich mit

vielen

vielen Bücklingen zu begrüßen. Man nennte mich nie den französischen Hund, ein Name, womit der Pöbel in London alle, die ein fremdes Ansehen haben, zu belegen pflegt. Viele schreiben die üble Gewohnheit den Fremden, welche keine Gelegenheit dazu geben, übel zu begegnen, auf Rechnung der englischen Freyheit: allein es giebt noch andere Oerter außer England, wo der gemeine Mann sich eben so unverschämt gegen alles, was nicht einheimisch ist, bezeiget. Inzwischen habe ich bemerkt, daß der englische Pöbel sich seit zehen Jahren in diesem Punkte sehr gebessert hat; vermuthlich werden sie in zwanzig Jahren eben so höflich gegen Fremde seyn, als der Franzose und Italiener. Als ich erst nach London kam, durfte ein Fremder es nicht leicht wagen, mit einem Haarbeutel zu gehen; jeder schlechte Kerl zupfte ihn dabey, um sich und den Umstehenden ein Vergnügen zu machen. Nunmehr tragen Fremde und Einheimische ungehindert Haarbeutel. Der Name eines französischen Hundes ist auch bey weitem nicht mehr so gewöhnlich. Damals legte man allen Fremden, so gar den Türken mit ihren großen Bärten und Turbans, diesen Ehrentitel bey.

Der

Der gemeine Mann in England glaubt, daß es nur zwo Nationen in der Welt gebe, nämlich Engländer und Franzosen. Wer kein Engländer ist, muß ein Franzose seyn. Sie wissen nur etwas weniges von einem gewissen seefahrenden Volke, den Holländern, welche sie aber äußerst verachten. Redet man mit ihnen von andern Nationen, z. E. von den Italienern, so sind sie im Stande zu fragen: Sind die Italiener keine Franzosen? Essen sie Brod, und trinken Bier, wie die Engländer, oder essen sie eine magere Suppe und Frösche, wie die Franzosen?

Man wundere sich nicht über die Unwissenheit des englischen Pöbels, der italienische ist eben so einfältig, und noch schlimmer. Was macht sich der gemeine Mann bey uns für Begriffe von den Engländern? Sie haben gehört, daß die Engländer den heiligen Vater nicht für infallibel halten, folglich sind sie keine Christen. Was sie aber sind, weiß niemand, ja man giebt ihnen wohl gar Schuld, daß sie die Seelenwanderung glauben, und sich einbilden, daß sie nach dem Tode in dieß oder jenes Thier verwandelt werden. Man hält sie alle für Lords, und nicht für Manns- und Weibspersonen, sondern

dern für etwas dergleichen, das man selbst nicht weiß.

Solche abgeschmackte Begriffe macht sich der gemeine Mann bey uns von den Engländern, ob er gleich alle Tage reisende Engländer sieht, die eben so gestaltet sind, als der Pabst. Wir wundern uns, daß die Engländer fragen, ob andre Nationen auch essen und trinken, wie sie. Allein was that jener ehrliche Neapolitaner, als er nach Rom reisen wollte? Er nahm Brod und Zwiebeln mit, weil er nicht wußte, ob er auf dem weiten Wege etwas zu essen finden würde.

Man muß die Unhöflichkeit der Engländer gegen Fremde, und ihre Verachtung andrer Nationen einiger maßen entschuldigen, zumal da sie durch viele ihrer alltäglichen Schriftsteller, die sich beständig über andre Nationen aufhalten, darinn bestärkt werden. Der gemeine Mann verdient nicht so sehr gehaßt zu werden, als man sich insgemein bald nach der Ankunft in London einbildet. Ich bin ein Augenzeuge gewesen, daß sie manchen ersparten Schilling zur Unterhaltung der französischen Kriegsgefangenen im jetzigen Kriege hergegeben, daß sie bey der Nachricht von des Damiens vorgehabtem

Morde

Morde des Königs von Frankreich bekümmert gewesen, und ich habe ein allgemeines Freudengeschrey gehört, als das Parlament beschloß hundert tausend Pfund Sterlings nach Lissabon zu schicken, da die Stadt durch das schreckliche Erdbeben verwüstet war. Kann man ein Volk hassen, das so gute Gesinnungen äußert? Was hat die lächerliche Gewohnheit Beynamen zu geben, weiter viel zu bedeuten? Die Fremden müssen nur nicht so einfältig seyn, und sich dadurch so beleidigt finden. Doch es ist Zeit zu schließen; bin ich morgen aufgeräumt, so will ich diese Materie fortsetzen.

Eilfter Brief.

Gemachte Bekanntschaft zur See; eine Sackpfeife. Vergleichung des Englischen und Italienischen Frauenzimmers.

Am Bord des Paketsbots, der König Georg, den 25 Aug. 1760.

Mein Kapitain heißt Bawn, und sein Lieutenant Oak. Sie sind beyde sehr höflich; ich habe nie jemanden gesehen, der seine Pflicht mit solchem Eifer erfüllt. Sie scheinen ohne Schlaf zu leben, sind beständig auf dem Verdeck, und geben genau auf das Schiffsvolk Acht, daß jeder seine angewiesene Arbeit verrichtet. Ich wage es kaum, zehen Worte mit ihnen zu sprechen, aus Furcht, sie zu stören. Bey der Mahlzeit reden wir aber fleißig mit einander, und trinken einander wacker zu. An dem Wundarzt auf dem Schiffe habe ich einen Schatz gefunden. Als wir diesen Morgen in der großen Stube (ich rede von einer Stube, die acht oder neun Fuß breit ist,) beysammen waren, sahe ich ihn in einem Quartanten, welches ein italienisches Wörterbuch war,

lesen.

lesen. Können Sie Italienisch lesen, fragte ich ihn? Ich habe mich etwas darauf gelegt, versetzte er, kann aber nicht sagen, daß ich viel davon verstehe.

Dieses waren die ersten Worte, die ich von ihm vernahm, denn er war sehr zurückhaltend. Ich verstehe auch etwas Italienisch, erwiederte ich, und wenn es Ihnen so gefällt, so wollen wir ein paar Seiten in einem Buche, welches Sie zuerst bey der Hand haben, mit einander lesen. Von Herzen gern, war seine Antwort, und zugleich gab er mir einen Band von des Redi seinen medicinischen Bedenken. Als ich einige Perioden so fertig, als meine Muttersprache gelesen hatte, wunderte er sich, weil er mich, da ich bisher Englisch geredet, für einen wirklichen Engländer gehalten. Sie lesen viel besser als ich, sind Sie vielleicht in Italien gewesen? Freylich, versetzte ich, ich bin daselbst gebohren und erzogen, und habe über dieses dieß italienische Wörterbuch herausgegeben. Mein Schottländer, denn er war aus diesem Lande gebürtig, schien über diese Nachricht sehr vergnügt; und wir sind vertraute Freunde geworden. Er redet Spanisch, Portugiesisch, und andre Sprachen, ist

auf verschiedenen Schiffen als Wundarzt in allen vier Theilen der Welt gewesen, und scheint in seiner Sache nicht unerfahren zu seyn.

Hätte ich wohl mitten im Atlantischen Meere eine bessere Bekanntschaft machen können? Er spielt über dieses auf der Sackpfeife, ein sonderbares Instrument, das ich nie in Italien gesehen. Auf unsern Gebirgen ist die Sackpfeife zwar nicht unbekannt, aber anders beschaffen. Dort bläset man beym Spielen, vermittelst eines Rohres, beständig Wind in den Sack. Der Wundarzt füllet den seinigen, vermittelst eines Blasebalgs, den er mit dem linken Ellnbogen drückt, mit Luft, und spielet zugleich mit den Fingern auf der daran befestigten Flöte. Eine gute Erfindung, um die Lunge zu schonen. Wir haben beschlossen, viel Italienisch und Portugiesisch zu lesen, ehe wir nach Lissabon kommen. Er unterrichtet mich von Madagascar und der Malabarischen Küste, und ich erwiedere solches mit Nachrichten von Venedig und Mayland. Ich werde also den Rest meiner Seereise ganz gut zubringen.

Wir wollen jetzt mit den versprochenen Anmerkungen über England fortfahren, und

den

den Anfang von dem schönen Geschlechte machen. Sie möchten vielleicht fragen, ob das Englische oder das Italienische Frauenzimmer schön ist; und ich will Ihnen statt der Antwort eine Unterredung erzählen, die ich einst mit einem Italienischen Maler, der sich einige Jahre in England aufgehalten, gehabt. Ich that ihm eben diese Frage, und er erwiederte, daß er in Italien mehr Frauenzimmer gesehen, die man mit der Juno, hingegen in England mehr, die man mit der Venus vergleichen könne. Daraus folgt aber nicht, daß die Italienerinnen durchgängig große Züge, und die Engländerinnen mehr Reizungen haben. Es giebt in England einige von der erstern Art, und in Italien hingegen auch viel gefällige Schönheiten. In England sieht man überhaupt mehr schöne Farbe, und eine feinere Haut; hingegen in Italien bestimmtere edlere Züge, fattezze risolute, wie er sich ausdrückte. Wer die vielen blühenden Gesichter, und schön gewachsenen Frauenspersonen zu Ranelagh sieht, wird einräumen, daß man in Italien keinen so reizenden Anblick findet. Hingegen geben die Nasen der Römerinnen, der Mund der Neapolitanerinnen, die Bildun-

gen der Venezianerinnen, einem Raphael und Michael Angelo die schönsten Muster zur Nachahmung. In einigen Stücken haben die Italienerinnen große Vorzüge. Nirgends findet man zum Exempel so viel schöne Augen, als in Italien.

Ich mache mir viel aus schönen Augen, Nasen, Haut und Bildung, versetzte ich, Verstand, Witz und ein gutes Herz sind die wahren Reizungen, wodurch das schöne Geschlecht uns an sich ziehen muß. Darauf muß man sehen, und nicht, ob sie der Venus oder der Juno gleichen. Und glauben Sie wohl, daß die Italienerinnen sich in diesen Stücken den Engländerinnen an die Seite setzen können? Als der Maler sahe, daß ich die Sache so ernsthaft nahm, empfohl er sich, und setzte hinzu, er möchte mich nicht mehr hören, weil ich meinem Vaterlande abtrünnig zu seyn schien: ich verlor dadurch eine Gelegenheit meine Kunst in Behauptung meines Satzes zu zeigen.

Zwölfter

Zwölfter Brief.

Bemühung sich die lange Weile zu vertreiben.

Am Bord des Paketbots den 27 Aug. frühe.

Gestern konnte ich unmöglich schreiben, weil die Windstille mich krank machte. Gegen Abend erhob sich endlich der Wind, welches mir einigen Appetit verursachte. Heute früh stund ich voll Verdruß auf, und setzte mich eine Stunde ganz müßig aufs Verdeck. Jetzt ist es sechs Uhr, und ich habe noch nicht Lust etwas zu thun, doch will ich mich zwingen zu schreiben.

Was war gestern nicht für ein unangenehmes Wetter? Ich weiß nunmehr, was eine Windstille ist, und glaube, daß man den Sturm noch vorziehen müsse. Der Kapitain behauptet zwar das Gegentheil, ich glaube ihm aber nicht, denn die Windstille machte mich todkrank. Es ist unmöglich zu beschreiben, was die Seekrankheit für unangenehme Empfindungen zuwege bringt: und je mehr man leidet, desto mehr sagen einem die Seeleute, daß es nichts, gar nichts

zu bedeuten habe. Dieses Uebel ist nicht das einzige am Bord eines Paketbots; die lange Weile ist eben so schlimm. Bin ich unten im Schiff, so habe ich keine Gesellschaft, als mich, und kann nichts thun, als schreiben; bin ich dieses überdrüßig, und laufe aufs Verdeck, so sehe ich nichts, als ein paar lange Masten, woran die Seegel bey der Windstille unwirksam herunter hängen, und die den Wind auffangen, wenn er sich erhebt; nichts als ein paar Reihen Kanonen, die ich aber niemals donnern höre, weil kein Kaper so nahe kömmt, daß man ihn einmal damit begrüßen könnte, und nichts als eine grenzenlose Fläche, die einen Anfangs in Erstaunen setzt. Allein so prächtig und groß auch der Anblick zuerst scheint, so thut die Gewohnheit auch hier ihre Wirkung; kaum kann ich die wellenförmige Bewegung, und die weite Ebene, welche gar keine Abwechselung hat, mehr ausstehen. In der Länge gefällt mir nichts, als was reden kann, und dieß kann das Meer nicht.

Hier möchten einige einwenden, daß ein Mann, der zu denken gewohnt ist, sich auch in einem finstern Gefängnisse ganze Stun-

den

den beschäfftigen, und durch Anwendung der Kräfte seines Verstandes solche durchdenken und hinbringen kann. Das klingt schön, wer kann aber immer denken, und die Gedanken zwingen, beständig hinter einander nach der Reihe zu folgen. Alles, was Sie auf dem Lande verrichten können, verbietet sich auf dem Paketbote von selbst. Ich bemühe mich oft, eine Materie in meinem Gehirn aufs Tapet zu bringen, so dachte ich zum Ex. vor einer kurzen Weile, wie Sie mich in Turin mit offnen Armen empfangen werden, und was für eine Freude Ihnen meine Ankunft verursachen wird.

Ich stellte mir ein lebhaftes Gemälde davon vor, hätte die Illusion aber zu lange gedauert, so würde es mir zuletzt doch lange Weile verursacht haben. Meine Kräfte sind dazu zu schwach. So geschwind die Illusion entstehet, so geschwind ist sie auch vorbey; der Mast kracht, ein Matrose flucht, oder eine Welle schlägt ans Schiff, so ist sie verschwunden. Man kann unmöglich auf einem Paketbote Schlösser in der Luft bauen. Ich habe zuweilen die Stellung der berühmten Magdalena des Guido angenommen;

den Kopf in die Hand gelegt, den Ellnbogen aufs Knie gestützt, und die Augen meist zugemacht: eine Stellung, die sehr bequem ist, dergleichen Schlösser zu bauen; kaum war aber der Grund gelegt, so kam ein unvermutheter Zufall, und warf alles wieder über den Haufen. Ich werde zum Frühstück gerufen: wenn dieses vorbey ist, will ich wieder schreiben.

Drey-

Dreyzehnter Brief.

Ein Bonito; fliegende Fische. Maschinen eines Heldengedichts.

Am Bord des Paketbots, der König Georg, den 27 Aug. 1760.

Ich habe etwas gesehen, das mir sonst nie zu Gesichte gekommen, nämlich einen fünf Spannen langen Fisch, Bonito genannt, welches auf Spanisch so viel heißt, als ziemlich gut. Zu Mittage soll ich meinen Antheil davon haben, um mir Appetit zu machen; denn der Kapitain schwört, daß ich nichts esse. Der Hamen, womit man diesen Fisch fängt, ist eines kleinen Fingers stark. Statt der Atzung umwickelt man ihn mit einem alten Lumpen, und befestigt ein paar Federn daran, welches einige Aehnlichkeit mit dem fliegenden Fische hat, den der Bonito als einen Leckerbissen verfolgt. Keine lebendige Kreatur, als ein einfältiger Fisch würde einen alten Lumpen für einen Leckerbissen ansehen.

Der fliegende Fisch ist ohngefähr so groß, als ein Hering, hat aber viel breitere Flossfedern, die ihm gleichsam statt der Flügel dienen. Ich habe heute ihrer einige tausend gesehen, welche sich aus dem Wasser erhuben,

und

und etwa zwo bis drey Schiffslängen in gerader Linie über die Oberfläche hinflatterten, und alsdenn wieder ins Wasser niederfielen. Beyde Arten von Fischen habe ich zuvor nicht gekannt. Meine Kenntnisse sind also auf eine gedoppelte Art vermehrt. Es ist mir allemal angenehm, solche zu erweitern, wenn es gleich keine Sachen von Wichtigkeit sind. Wer weis, wozu ich diese einmal gebrauchen kann. Wir können nie zu viel wissen, und müssen uns bemühen, unsre Wissenschaft immer mehr und mehr zu erweitern. Eine jede Sache hat ihren Nutzen, und man kann sie einmal gebrauchen, es sey im gemeinen Leben, oder in Schriften. In einer Stunde wird der Bonito aufgetragen werden; ich wollte lieber, es wären Sardellen, und daß ich solche mit Ihnen verzehren könnte.

Was für eine langsame und verdrießliche Sache ist nicht das Reisen zur See! Ich sollte mich schämen, dieses bey einer so kurzen Ueberfahrt zu sagen, denn Lissabon liegt in Vergleichung mit den weiten Seereisen der Engländer und Holländer vor den Thoren von Lissabon. Es geht mir aber wie dem Ulysses, der lange auf dem Mittelländischen Meere herum getrieben ward, und in der That so weit reisete, als wenn er von

Ithaca

Ithaca bey Terra del Fuego vorbey nach Japan geseegelt wäre. Viele tausend Menschen, die weder Könige noch Helden waren, sind zwanzig mal weiter geseegelt, und es ist keinem Dichter eingefallen, ihre Abentheuer in einem Heldengedichte zu besingen. Das einzige Heldengedicht, welches seit Homers Zeiten über eine weite Reise eines Mannes aufgesetzt worden, hat einen Spanier zum Verfasser. Um meinen Brief zu verlängern, will ich Ihnen etwas davon melden.

Ein gewisser Spanier, Namens Ercilla, der voraussahe, daß kein neuerer Dichter sich die Mühe geben würde, einen Mann, der einige tausend Meilen geschiffet, zu besingen, entschloß sich, sein eigner Homer zu werden, nachdem er eine Reise, wenn ich nicht irre, nach Peru gethan hatte. In dieser Absicht setzte er sich hin, rief die Musen und den Apollo an, und reimte ein langes episches Gedicht, worinn seine Reise enthalten, und er selbst der Held war.

Nach diesem Beyspiel will ich eine Olisipose *), oder ein episches Gedicht über meine Reise von Falmouth nach Olisipo, sonst Lissabon

*) Lissabon hieß ehemals Olisippo, so wie auch Ulysibona, Vlysipona, und Felicitas Iulia.

sabon genannt, auffetzen. In Anfehung des Helden, habe ich mir eben nicht vorgenommen, einen von der erften Gröffe zu wählen. Zu den Nebenperfonen oder Charakteren werde ich fchon Perfonen finden; mein ehrlicher Wundarzt foll mir ftatt des Achilles, Herr Bawn ftatt des Hectors und Herr Dak ftatt des Diomedes, des Neftors oder einer andern Perfon, dienen; und den Kajütenjungen kann ich zu einen Patroclus, Calchas, oder fonft gebrauchen.

Wo foll ich aber die Maschinen, welche doch zu einem Heldengedichte fo nöthig find, hernehmen? In alten Zeiten waren folche gleich bey der Hand; Jupiter, Juno, Venus, Mars und andre Gottheiten kamen dem Dichter zu Hülfe, wenn er fich nicht anders zu helfen wußte. Sie bildeten fich Gefchöpfe, die halb Mädchen und halb Fifche waren, bey den Schiffen her fchwommen, Lieder anftimmten, und allerley luftige Sprünge auf der Oberfläche des Waffers machten. Ulyffes traf deren einige im Golf von Neapel an, und ein gewiffer Erzbifchof, der eine Art von einem griechifchen Dichter war, erzählt uns in franzöfifcher Profe, daß Telemach einft eine fchöne Frauensperfon gefehen, die auf einer Mufchel an den Küften

von

von Cypern, oder Creta (ich weis nicht mehr, welche von beyden Inseln) umher geschwommen, und von einem ganzen musicirenden Orchester begleitet worden, worunter einige auf Delphinen und Seekrebsen gesessen, andere selbst mit Hülfe ihrer Schwänze geschwommen.

Das sind alles gute Maschinen, aber andre haben sie bereits gebraucht; wollte ich es auch thun, so müßte ich mich fürchten, in die Hände der beißenden Journalisten zu fallen, welche mich gar bald des Plagiats beschuldigen würden. Die alten Zeiten sind vorbey: man trifft weder Tritonen, noch Sirenen auf der See an, sondern, wenn es hoch kommt, Boniten und fliegende Fische, und diese kann man in unsern kritischen Zeiten anstatt der Maschinen nicht gebrauchen. Ich werde also mein Projekt zu einem Heldengedichte fahren lassen, weil meine Erfindungskraft nicht zureicht, die vielen Hindernisse zu übersteigen. Anstatt mich zu beschweren, daß keine Sirenen bey meinem Paketbote singen, oder Tritonen auf Hörnern blasen, muß ich zufrieden seyn, daß mein ehrlicher Schottländer auf seiner Sackpfeife spielt.

Vierzehnter Brief.

Lebensart in einem Paketbote. Viele tausend Rees machen keinen Reichthum aus.

Am Bord des Paketbots, der König George, den 27 Aug.

Ich sollte billig keinen neuen Brief wieder mit dem Bonito anfangen, da Sie im vorigen genug davon gehört haben. Jedoch, um den Kopf nicht über den Anfang meines Briefes zu zerbrechen, will ich nur noch melden, daß diesem Fische der Name Bonito nicht eigentlich zukommt: denn es ist nicht sowohl ein ziemlich guter, als ein vortrefflich schmackhafter Fisch. Nunmehr will ich Ihnen erzählen, was für eine Lebensart man auf den Paketboten führt. Sie wissen bereits, daß ich zuweilen früher, zuweilen später aufstehe, und bis zum Frühstück theils lese, theils schreibe, theils nichts thue. Das Frühstück nehme ich um acht Uhr auf Englische Manier, es bestehet nämlich aus Thee, Brod und Butter, und kalten Braten. In Portugall will ich diese Gewohnheit aber abschaffen, und früh Trauben, Feigen und Melonen

lonen zu mir nehmen, und mich wieder darnach richten, wie es in meinem Vaterlande gebräuchlich ist.

Die Zeit zwischen dem Frühstück und der Mahlzeit bringe ich so gut zu, als ich kann, nämlich ich schreibe, lese, und gehe auf dem Verdeck spatzieren, worauf ich Raum genug habe, denn es ist drey und dreyßig Schritte lang. Diese Bewegung ist jedoch nicht gar zu bequem für einen, der nicht gewohnt ist, auf einer schiefen Fläche, mit einem auf die Seite hängenden Leibe, spatzieren zu gehen, indem das Paketbot bald auf einer, bald auf der andern Seite hängt, nachdem der Wind wehet. Wenn ich nicht gehen kann, oder dessen eben so überdrüßig, als des Schreibens und Lesens bin, so sitze ich da und thue gar nichts.

In Gespräche kann ich mich nicht viel einlassen, denn mein Wundarzt ist nicht gesprächig; der Kapitain und Herr Dak denken an nichts, als an die Polhöhe und die Breite. Wenn wir uns daher des Morgens nach unserm wechselsweise Befinden erkundiget haben, einander des Mittags erzählt, daß das Wetter gut ist, und Abends, wie viel Striche wir nach dem Kompaß gesegelt sind, so ist unsre Unterredung zu Ende.

In Ansehung des Mittagsessens dürfen Sie mich nicht bedauern, denn das Essen ist so reichlich, daß sich ein Dutzend während der Fasten ausgehungerter Mönche daran satt essen könnten. Dieß ist von vier und zwanzig Stunden die beste. Sie verdiente, mit schönen Buttervogelsflügeln gemalt zu werden, wie Raphael seine Stunden in der Hochzeit des Cupido und der Psyche vorgestellt hat.

Wir haben einen Becker am Bord, der uns frisches Brod liefert. Wir essen nur gesalzenes Rindfleisch, denn wir führen lebendige Schöpse und so viel Federvieh bey uns, als wir in zween Monaten nicht verzehren können. In England würde niemand nach solchen Kleinigkeiten fragen, aber unsre Italienerinnen bekümmern sich um alles; daher muß ich mich auch darauf einlassen, um ihnen Genugthuung zu verschaffen.

Hieraus sehen Sie, wie gut wir unsre Zeit bey Tische zubringen. Viele philosophirende Köpfe sind mit dieser Stunde nicht zufrieden: sie behaupten, wenn die Menschen nicht essen, und also auch nicht für ihren Unterhalt sorgen dürften, welches so viel Zeit wegnimmt, so könnten sie solche auf Verbesserung ihres Verstandes, auf Wissenschaften, Künste, Handlung und Manufakturen anwen-

wenden. Ich behaupte aber mit gütiger Erlaubniß dieser Herren das Gegentheil. Würde nicht alles in der Welt unthätig werden, wenn wir nicht für unsern Leib sorgen müßten? Warum schreibt der Gelehrte Bücher, warum macht der Advokat Schriften, warum fühlt der Arzt den Puls, warum pflügt der Ackersmann, warum nähet der Schneider, warum mauert der Mäurer, u. s. w.? Im Grunde aus keiner andern Ursache, als um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Je mehr ich dieses überdenke, desto mehr finde ich das bergamascische Liedchen wahr, dessen Strophen allemal sich mit den Zeilen endigen.

Tuto, tuto in questo mondo
Che se fa de bel e de bon
L' é per un piato de Macaron.

Dem sey wie ihm wolle, unsre Mahlzeit währet selten über eine Stunde, wir sind alle mäßige Leute, und hören gemeiniglich mit der zwoten Flasche auf. Nach Tische gehe, sitze, schreibe, lese, oder höre ich auf der Sackpfeife spielen, bis die Sonne untergeht, und mir die Freyheit läßt, den großen und kleinen Bär eine Weile zu betrachten. Gegen neun Uhr laß ich mir etwas Zwieback und ein Glas Madera geben, und darauf

lege ich mich zur Ruhe. So einförmig vergeht ein Tag nach dem andern: Sie werden hoffentlich an einer so regelmäßigen und unschuldigen Lebensart nichts zu tadeln finden.

Sie möchten vielleicht gern wissen, wie mein Bette beschaffen ist. Es ist an einem finstern Orte zwischen zwey hölzernen Wänden eingeschlossen, und sieht aus wie ein Koffer ohne Deckel. Man sollte es eher ein Lager oder Britsche, als ein Bett nennen. Bilden Sie sich aber ja nicht ein, daß ich mein Bette, Essen und Trinken umsonst habe: ich muß außer den vier Guineen, welche ich dem Könige in Falmouth für die Erlaubniß, mich in sein Paketbot einzuschiffen, entrichtet habe, meinem Kapitain, wie mir die Matrosen sagen, bey der Ankunft in Portugall drey und zwanzigtausend Rees bezahlen. Erschrecken Sie nicht über diese fürchterliche Summe! drey und zwanzigtausend Rees machen nicht mehr als fünf Moidores, so daß, wenn die Reise lange währet, und mein Appetit gut bleibt, Kapitain Bawn schlechten Vortheil dabey ziehen wird. Ich wollte ihm gern einige tausend Rees mehr bezahlen, wenn er die Reise abkürzen könnte. Sie mag nun aber lang oder kurz währen, so ist gewiß, daß ich allezeit dabey gewinne.

Funf=

Funfzehnter Brief.

Eine schöne Nacht auf der See. Drey Schiffe verfolgen das Paketbot.

Am Bord des Paketbots den 28 Aug. 1760.

Die vorige Nacht war die Bewegung des Paketbots sehr heftig und unangenehm, aber desto erwünschter, weil wir geschwinder von der Stelle kamen. Ich kroch, da es unmöglich war zu schlafen, nach Mitternacht aus meinem Lager heraus, und gieng aufs Verdeck, um die schäumenden Wellen und den gestirnten Himmel zu betrachten. Dieser Anblick hat zumal beym Mondenschein etwas prächtiges. Das Paketbot, wenn es gleich in Betracht des Oceans und des Firmaments nichts ist, hat gleichwohl ein schönes Ansehen, wenn es über die Wellen hinfährt; es macht das Schauspiel vollkommner, und vermehrt die Bewunderung.

Gegen drey Uhr des Morgens schrie der Junge, welcher die Wache im Mastkorbe hatte, daß drey Seegel Jagd auf uns machten. Da ich bey der einförmigen Lebensart lange Weile habe, so empfand ich ein heimliches Vergnügen, als ich dieses vernahm.

Bey meinen verdrießlichen Umständen würde es mir nicht unangenehm seyn, auf einen Feind zu stoßen, und im Vorbeygehen die Schiffe ein Dutzend Kugeln wechseln zu sehen.

Der Lieutenant war damals auf dem Verdeck, der Kapitain ward geruffen, und der Wundarzt stellte sich gleichfalls ein. Es währte nicht lange, so konnten wir sehr deutlich drey Schiffe erkennen, welche auf uns los seegelten. Der Kapitain schloß, daß es Kriegsschiffe wären, und schwur, es müßten Englische seyn. Wir wollten uns aber aus Furcht, wir möchten uns irren, nicht mit ihnen in ein Gespräch einlassen, spannten alle unsre Seegel auf, und entkamen ihnen glücklich, ob sie sich gleich alle Mühe gaben, uns zu überseegeln. Die Jagd dauerte drey Stunden, und als der Lieutenant sahe, daß sie solche aufgaben, schloß er, daß sie uns an unserm geschwinden Seegeln erkannt hätten, und zur Escadre des Admirals Edgecombe gehörten.

Diese Begebenheit, und die Vermuthung eines kleinen Gefechts, hatten meine Geister ganz aufgemuntert, so, daß ich bis zu Mittage auf dem Verdecke blieb. Bey Tische

gaben

gaben uns die drey Seegel Materie zur Unterredung, weil ein jeder etwas davon zu sagen hatte: und diese ward nicht erschöpft, bis wir vom Vorgebirge Lands-Ende (Capo Finis Terrâ) reden konnten, welches wir um vier Uhr Nachmittags in einer dunkeln Entfernung entdeckten. Ich freuete mich sehr, als ich hörte, daß wir bey anhaltendem Winde in drey Tagen zu Lissabon seyn würden, weil wir nur noch dreyhundert Englische Meilen haben. Dieß ist eine gute Nachricht für einen, der des Seelebens überdrüssig ist, denn sonst haben wir bisher bis auf die Windstille des andern Tages eine erwünschte Fahrt gehabt.

Sechzehnter Brief.

Ein Loch in der Kajüte, weswegen?

Am Bord des Paketbots den 29 Aug. 1760.

Heute sahe ich in der Kajüte ein viereckichtes Stück Brett, welches beweglich ist. Ich fragte den Wundarzt nach der Ursache, warum dieses Brett ein darunter angebrachtes Loch zudeckt, und er zeigte mir solche an. Alle Wochen geht ein Paketbot mit dem bloßen Felleisen von Falmouth nach Lissabon, welches eine leichte Ladung ausmacht. Wenn es aber wieder nach England zurückseegelt, wird außer dem Felleisen, gedachtes Loch mit Geld angefüllt; zuweilen bringt ein einziges dreyßig, funfzig, ja wohl gar sechzigtausend Pfund Sterlings mit. Eine beträchtliche Summe, wenn man bedenkt, daß das Jahr zwey und funfzig Wochen hat. Die Englischen Kaufleute in Lissabon liefern das Geld in Säcken an den Kapitain, welcher sie in dem Loche der Kajüte aufbewahret. Zuweilen sind der Säcke so viel, daß sie wegen der Schwere das geschwinde Seegeln des Paketbots verhindern. Dieß war Schuld, daß die Seeräuber sich einmal eines Paket-

bots,

bots, der Prinz Friedrich genannt, bemächtigten, welches achtzigtausend Pfund Sterling geladen hatte.

Das hurtige Seegeln macht, daß sich kein Paketbot für einem verfolgenden Feind fürchtet. Man nimmt kein andres Schiff dazu, als wovon man schon weiß, daß es hurtig seegelt, und ehe sie sowohl in Falmouth, als in Lissabon in See stechen, werden sie so leicht gemacht und in guten Stand gesetzt, daß sie über das Wasser zu fliegen scheinen. Es ist bekannt, daß sowohl der König, als die Unterthanen in Portugall, große Schätze von Gold und Juwelen besitzen. Beydes wird nicht im Lande gewonnen, sondern aus Ost- und Westindien gebracht. Man hat mich gewiß versichert, daß sie aus Brasilien allein für zwey Millionen Pfund Sterling holen. Die Producte von Portugall bedeuten nicht viel, und die Manufakturen sind keineswegs beträchtlich. Was es in großer Menge liefert, sind Pomeranzen, Zitronen und Wein. Die Engländer nehmen zwar einen beträchtlichen Theil davon, aber die Ballanz der Handlung bleibt doch allemal sehr überwiegend für England, weil die Portugiesen nicht nur viele Artikel für sich

selbst, sondern auch für Westindien, daher ziehen. Was England also mehr gewinnt, wird baar aus Lissabon in Gold bezahlt, und dieses wird wöchentlich in der Kajüte des Paketbots dahin geschafft.

Ein solches Gleichgewicht trifft man unter den Dingen in dieser Welt an. Der Portugiese gebraucht vielerley Sachen, welche der Engländer durch den Fleiß seiner Hände verfertigt, und der Engländer hat das Gold wieder nöthig, welches der Portugiese von den Brasilianern zieht: auf diese Weise bieten beyde Nationen einander die Hände. Die Franzosen und Holländer haben lange gesucht, eine so einträgliche Handlung an sich zu ziehen, sie werden aber aus zweyerley Ursachen ihre Absicht schwerlich erreichen. Einmal sind die Engländer mächtiger zur See, als die Franzosen und Holländer zusammen genommen, und es geht bey den Nationen, wie bey ein paar einzelnen Personen, der stärkste Theil behält die Oberhand. Zum andern können weder die Franzosen, noch die Holländer den Portugiesen eine so große Menge Früchte und Wein abnehmen, wie die Engländer, die sich beydes statt baarer Bezahlung zurechnen lassen. Gesetzt, die

Por-

Portugiesen wollten auch den größten Theil ihrer Bedürfnisse aus Frankreich und Holland nehmen: so können die Engländer sie doch bald wieder auf andre Gedanken bringen, ohne deswegen einen Krieg anzufangen. Sie dürfen nur den Wein und die Früchte aus einem andern Lande holen, so ist Portugall halb verloren.

Es ist also wahrscheinlich, daß Englaud die Portugiesische Handlung nicht verlieren wird, so lange sich die Einwohner den Wein und die Früchte so gut schmecken lassen, wenn man auch annehmen wollte, daß Frankreichs Seemacht die von England einmal übertreffen könnte, wiewohl solches menschlichen Einsichten nach so bald nicht geschehen wird. Dieser Krieg wird gewiß für England sehr sieghaft ausfallen: ist dieses, so wird in hundert Jahren keine Macht ihnen den Ocean streitig machen, und kein Schiff wird wider ihren Willen Portugiesische Häfen besuchen dürfen.

Siebenzehnter Brief.

Eitle Wünsche. Wie man die Aussprache einer Sprache lernet.

Am Bord des Paketbots, der König George, den 30 Aug. 1760.

Wenn Sie Acht geben, so werden Sie wenige Menschen finden, die nicht alle Tage etwas wünschen, das sie unmöglich erhalten können. Jedermann sieht es ein, daß eitle Wünsche etwas lächerliches und abgeschmacktes sind, gleichwohl kann man fast keine Hand ausstrecken, ohne einen Menschen zu berühren, der sich nicht heimlich die Macht, die sich Kulikan kaum zu besitzen sehnte, die Reichthümer eines Crösus, oder eine Circassische Schönheit wünschen sollte. Ich will nicht untersuchen, ob dieser Trieb, unmögliche Dinge zu wünschen, eine Folge unsers verderbten Herzens, oder eine Eigenschaft ist, welche uns die Natur aus guten Absichten gegeben: sondern meinen Freunden rathen, ihren Gedanken bey dergleichen Wünschen nicht nachzuhängen. Dergleichen Schlösser in der Luft sind nicht bloß an sich abgeschmackt, sondern wer solche bauet, und diesen Gedanken beständig nachhängt, verliert

nach

nach und nach vieles von der Activität, die ihm bey so vielen Vorfällen des menschlichen Lebens nöthig ist. Durch bloßes Wünschen erhält man nichts, hingegen erreicht man oft durch beständige Anstrengung mittelmäßiger Fähigkeiten Dinge, die des Wünschens allerdings werth sind.

Zu diesen moralischen Betrachtungen gab mir der Wunsch eines Matrosen Anlaß, der eben wünschte die Sprache reden zu können, der ich und der Wundarzt uns bedienten. Mir fielen dabey zwey meiner Englischen Freunde ein, deren einer wünschte Griechisch, und der andre Lateinisch zu verstehen. Ich sagte zu ihnen, meine Herren, da Sie dieses seit vielen Jahren wünschen, warum nahmen Sie nicht längst jeder eine Grammatik in die Hand, wenn Sie glauben, daß diese Sprachen so viel zu ihrer Glückseligkeit beytragen. Mit einer Sprache ist es nicht wie mit dem Herzen eines Mädchen, das man nicht allemal erlangen kann. Wer ernstlich wünscht eine Sprache zu lernen, kann solches gewiß auch ausführen, er muß es nur machen, wie ich. Ich beschäfftige mich täglich drey bis vier Stunden mit dem Portugiesischen, und that dieses auch drey Wochen vor meiner

Abreise

Abreise aus London; auf dem Wege von Plymouth nach Falmouth las ich in der Chaise beständig Portugiesisch, so daß ich hoffe, den Piloten, der uns den Tagus hinauf führen wird, zu verstehen, und zwar um desto mehr, da ich seit fünf und zwanzig Jahren Spanisch kann, und das Portugiesische nicht so viel vom Spanischen unterschieden ist, wie mich dünkt, als der Venezianische Dialekt vom Toscanischen. Ueber dieses will ich die Sprache nicht nach aller Feinheit und als ein Kritiker, sondern nur so viel davon verstehen, als ich brauche, um mir während meines Aufenthalts in Portugall durchzuhelfen.

Ich will Ihnen bey dieser Gelegenheit ein Mittel anzeigen, ihrem Sohne die Aussprache fremder Sprachen, wenn er anders einige lernen soll, zu erleichtern. Unsre Vornehmen in Turin haben es sich in den Kopf gesetzt, daß ihre Kinder nie ein andres Wort Piemontesisch reden dürfen, als wie es in der Residenz ausgesprochen wird. Sie geben deswegen sorgfältig Acht, daß die Kinder den bäuerischen Ton, der an der andern Seite des Po üblich ist, nicht annehmen. Ich wünsche, daß Sie diesem Beyspiele nicht nachahmen.

men. Der Knabe muß freylich die Sprache der Vornehmen reden; befürchten Sie aber nichts, wenn er auch zugleich den Ton der Bauern lernt, ja muntern Sie ihn dazu auf, daß er deren ihre Sprache nachmacht. Dadurch, daß er zwey Sprachen statt einer lernet, wird er geübt, mehr Töne in seiner Kehle zu bilden. Ich würde ihn, wenn es angienge, so lange die Organen seiner Sprache noch zart und biegsam sind, so gar von einem Orte zum andern schicken, und ihn das schlechteste Piemontesische und Montferratische nachsprechen lassen. Nehmen Sie ihn oft in die Komödie, damit er die verschiedenen Italienischen Dialekte der Schauspieler höre, und so viel möglich nachspreche, wenn sie gleich einfältiges Zeug schwatzen. Er wird deswegen das feine Piemontesische nicht verlernen, wenn er es beständig zu Hause hört, und gleichwohl unzählige Töne hervorbringen lernen, wenn Sie ihm nur Anleitung dazu geben.

Man trifft verschiedene Italiener in Paris und London an, die in kurzer Zeit die Sprache so richtig aussprechen lernen, daß man sie beynahe für Eingebohrne halten sollte. Die Ursache ist, weil Italien mehr besondre

Dialekte

Dialekte hat, als andre Länder von dieser Größe, und weil die meisten Einwohner mehr als einen Dialekt können. Diese lernen sie entweder, indem sie von einem Ort zum andern reisen, oder durch das fleißige Besuchen der Schauspiele, worinn jeder Schauspieler die Sprache seiner Vaterstadt redet.

Hingegen sieht man unter hundert Franzosen keinen einzigen, der eine fremde Sprache recht ausspricht, wenn er sich auch mit Fleiß darauf gelegt, sie nach allen Regeln der Grammatik erlernt hat, und richtig spricht. Die Ursache ist, weil die Frau Mutter in seiner Kindheit nicht leiden konnte, wenn sie einen Schall von ihm hörte, der etwas ähnliches von der Sprache der Fischerweiber hatte, und ihn wohl gar deswegen ausrichtete, als wenn er ein großes Verbrechen begangen. So werden sie mit einer unbiegsamen Zunge erzogen, und sind nicht im Stande, einen andern Ton, als der nicht rein Französisch ist, heraus zu bringen.

Achtzehnter Brief.

Ende der Seereise. Ufer des Tagus.

Lissabon den 30 Aug. 1760.
um Mitternacht.

Sehen Sie auf das Datum des Briefes, und wünschen mir Glück. Um acht Uhr kamen wir an Land. Ich freuete mich, mein schwimmendes Haus zu verlassen, es gieng mir aber nahe, mich von dem Kapitain, dem Lieutenant, und dem ehrlichen Wundarzte zu trennen. Sie sind so gut mit mir umgegangen, daß ich sie nie vergessen werde. Meine Seereise hat also eine Ende. Als ich ans Land stieg, konnte ich nicht stehen, sondern taumelte hin und her; als wenn mein Blut noch schwankte wie im Schiffe. Es war kein Schwindel, aber es schien mir, als wenn sich die Erde unter mir bewegte, und gleichwohl konnte ich im Schiffe stehen und gehen, ohne zu taumeln. Weil ich wirklich nicht gut gehen konnte, so miethete ich mir ein paar Männer, die mich eine Meile weit bis an ein Kaffeehaus führen mußten. Die wunderliche Bewegung meines Blutes ließ allmählig nach, und innerhalb zweyer Stunden war ich wieder ein ordentlicher Mensch.

Ich schickte von dem Kaffeehause einen meiner Helfer nach einem gewissen Battista, einen getreuen Bedienten, den ich vormals in England gehabt. Er kam ganz außer Athem, und war für Freuden über meine unvermuthete Ankunft fast außer sich. Er führte mich zu einem alten Irrländer, Namens Kelly, welcher auf einem Hügel Buenos Aires eine Art von Wirthshaus hat, wo ich während der Zeit meines Aufenthalts in dieser Stadt zu wohnen gedenke.

Nunmehr will ich den Schluß meiner Seereise nachholen. Des Morgens um zehen Uhr bekam unser Schiffsvolk den so genannten Felsen von Lissabon völlig ins Gesicht. Es ist ein hohes Vorgebirge linker Hand, wenn man in den Tagus einläuft, und nicht weit von der Mündung. In der Entfernung sieht es ganz unfruchtbar, und als ein großer Haufen auf einander geworfener Steine aus, es sollen aber von oben bis unten gut angebaute Flecke, und zumal unten schöne Weinberge angelegt seyn. Hin und wieder sind Bäume gepflanzt, und an einigen begrasten Orten werden Kühe und Schafe gehütet. Man erzählte mir ferner, daß auf der Spitze ein Kloster in den lebendi-

gen

gen Felsen gehauen wäre, welches die Schiffsleute das Korkkloster nennen, weil die Mönche wegen der großen Feuchtigkeit des Orts, vieles von ihrem Hausgeräthe aus Pantoffelholz oder Kork machen müssen, indem es sonst nicht lange dauern würde. Ueberhaupt hörte ich so viel sonderbares von diesem Felsen und dem Kloster, daß ich neugierig geworden bin, es zu besehen.

Als man den Felsen deutlich erblickte, wurde ich aufs Verdeck gerufen. Einer von den Matrosen berichtete mir mit einer höflich dreisten Miene, daß es die Gewohnheit wäre, die Fremden, welche den Felsen zum ersten mal vorbey passirten, unter Wasser zu tauchen, und da ich ein solcher war, so bat er mich diese Gewohnheit genehm zu halten, und mich auszukleiden, wenn ich nicht lieber mit den Kleidern eingetaucht seyn wollte. Der Antrag befremdete mich nicht, da ich gleich merkte, daß es auf ein Trinkgeld angesehen wäre. Um aber doch einen Spaß zu machen, nahm ich eine ernsthafte Miene an, und sagte so laut, daß das ganze Schiffsvolk es hören konnte: „Ich lasse es mir gefal„len, daß ihr mich ins Wasser tauchet, wenn „es seyn muß, es wäre lächerlich, wenn ich

„mich einem Haufen widersetzen wollte, der „eine ganze Armee von Franzosen untertau„chen würde, wenn man ihn aufbrächte. Ich „hätte wider diese Gewohnheit nichts einzu„wenden, wenn das Meer aus Dorchester „Bier oder aus Londner Porter bestünde, da „das Seewasser mir aber unerträglich ist, so „will ich mich lieber vergleichen. Wenn ei„ner von euch, ihr zum Exempel so großmü„thig seyn, und sich statt meiner untertau„chen lassen will, so werde ich euch allen einen „Beweis geben, daß die Undankbarkeit mein „Hauptfehler nicht ist.„

„Herr, versetzte Jack, ihr seyd ein Mann „von Ehre, gebt mir eure Hand darauf. „Wenn ich euch dienen kann, (hier schwur „er dazu) so dürft ihr nur befehlen. Ich „mache mir nichts daraus (abermals ein „Schwur) wenn ich für einen so rechtschaf„fenen Mann untergetaucht werde.„ Augenblicklich zog er sich aus. Man band ihm einen Strick unter die Arme, befestigte solche mit einer Rolle an einer von dem großen Maste quer übergehenden Stange, zog darauf den Matrosen hinauf, und ließ ihn fünf und zwanzig Fuß hoch herunter ins Wasser fallen. Dieses ward seines Schreyens ungeach-

geachtet zu nicht geringem Vergnügen der übrigen etliche mal wiederholet. Als er wieder aufs Verdeck kam, wollte er mich, so naß er auch war, als seinen Kameraden, der nunmehro den Felsen nach alter Gewohnheit gesehen, umarmen, ich befreyete mich aber von dieser Ehre durch ein Stück Geld.

Wie wir uns der Mündung des Flusses näherten, ward einem Fischer ein Zeichen gegeben, am Bord zu kommen, um uns statt eines Lotsen zu dienen. Wir hätten ihn nicht nöthig gehabt, weil unser Schiffsvolk den Fluß so gut kennt, als irgend ein Portugiese, allein die Kapitains der Packetboote haben gemessenen Befehl ohne Lotsen nicht in den Strom zu fahren. Unser Lotse war diesmal ein Mulatte, der einem Affen sehr ähnlich sahe, und wegen seiner zerrissenen Lumpen konnte ich ihn kaum für ein menschliches Geschöpf halten. Als er zu uns kam, sprang er aus seinem Boot ins Schiff. Beym Einlaufen machte er, um seine Geschicklichkeit in Führung des Schiffes zu zeigen, allerley Zeichen, und verzerrte Gesichter gegen unsre in dem Boot befindliche Matrosen, um bald nach der Seite, bald nach der andern zu rudern, damit das Schiff nicht in Gefahr gerathen sollte.

Im Hinauffahren des Flusses besahe ich die Ufer auf der linken Seite, und bemerkte hin und wieder einige Befestigungswerke, und unzähliche Häuser und Gebäude. Wir hielten bey einem im Fluß befindlichem Thurme stille, der befestiget ist, und von weitem gut in die Augen fällt. Ein Mann that von demselben einige Fragen vermittelst eines Sprachrohrs an uns, was es für ein Schiff wäre, und dergleichen, welche wir ihm mit lauter Stimme beantworteten. Bey der Fortsetzung unsrer Fahrt passirten wir Bellem vorbey, wo der König seit dem Erdbeben seine Residenz hat.

Ich vermuthete nicht in der Nachbarschaft einer vor kurzen ruinirten Stadt eine solche erstaunliche Menge von Häusern anzutreffen. Der Wundarzt berichtete mir aber, daß das Unglück hauptsächlich nur Lissabon betroffen, und von Bellem an, nach der See zu, nicht viel Schaden angerichtet hätte. Es würde unendlich viel grösser gewesen seyn, wenn alle die Gebäude, welche so viel tausend Menschen längst den Ufern des Tagus bewohnen, ein gleiches Schicksal gehabt hätten. Diese Gebäude, darunter einige ein feines Ansehen zu haben scheinen, sind

alle

alle von außen weiß, mit grünen Gittern und Fensterladen, welches artig ins Auge fällt. Viele Häuser haben Gärten und Terrassen, die mit Vasen, Statuen und Obelisken geziert, und mit Bäumen von allerley Art besetzt sind, welches einen schönen malerischen Prospekt macht. Wenn ich Genua mit seinen Vorstädten ausnehme, so habe ich nie etwas dergleichen gesehen.

Vermuthlich verliert dieses alles sehr viel, wenn man es in der Nähe besieht, oder wenn man längst dem Ufer hingeht, weil man alsdenn nicht so viel Gegenstände auf einmal übersehen kann. In der Entfernung hingegen kann man das schlechte nicht so genau unterscheiden. Befindet man sich aber in der Mitte des Flusses, so sollte man das ganze Schauspiel für das Werk eines Zauberers halten.

Bey der Mündung ist der Tagus nur ohngefähr ein paar Meilen breit, er erweitert sich aber so wie man hinauf fährt, und bey der Stadt selbst beträgt seine Breite wohl neun bis zehen Englische Meilen. Lissabon ist ohngefähr funfzehn Meilen von der See entfernt, es war aber bereits finster, als wir es erreichten, ich konnte also nichts davon sehen.

Morgen mache ich den Anfang umher zu gehen, und hoffe dadurch Materie zu verschiedenen Briefen zu bekommen.

Ich bewohne vier kleine Zimmer in gerader Linie an der Erde; diese machen beynahe das ganze Haus aus, welches zu den vielen gehört, die seit dem Erdbeben neu erbauet worden. Mein Wirth Kelly hat für sich, seine Frau und Kinder nur zwey kleine Stuben und die Küche. Er sagt mir, ich werde aus dem einen Fenster morgen früh den Fluß voll von Schiffen, und aus einem andern sonst verschiedene schöne Prospekte haben.

Neunzehnter Brief.

Heurath der Polly. Stiergefechte auf dem Campo Pequeno. Portugiesische Taschendiebe.

Lissabon den 30 Aug. 1760.

Auf was Art denken Sie, daß ich den heutigen Sonntag zugebracht habe? Sie sollen es hören. Ich stund gegen neun Uhr auf, und indem ich mich mit einigen wohlschmeckenden Trauben beschäfftigte, sahe ich den Battista von einem artigen Spanischen Pferde, und gleich darauf seine Frau aus einer Chaise mit zwey Mauleseln steigen. Was macht ihr gutes, Polly? sagte ich, und gab ihr unter freyem Himmel einen Kuß, weil ich nicht daran dachte, daß es in Portugall nicht üblich ist. Ich kannte Polly in London als ein artiges tugendhaftes Mädchen. Battista gieng aus meinen Diensten, um ihr nach Portugall zu folgen, wo sie zu einer alten Anverwandtinn zog, die sie zur Erbinn ihres Vermögens einsetzen wollte; und dieses war für ein Mädchen, das nichts hatte als eine gute Gestalt, und gleichwol nichts damit erwerben wollte, ziemlich beträchtlich. Mein Bedienter war sterblich in sie verliebt,

und sie konnte ihn wohl leiden, die Alte wollte aber nicht darein willigen, weil das Mädchen erst funfzehen Jahre alt war. Das Erdbeben machte ihn inzwischen geschwinder zu einen Ehemann, als er es sich vermuthete, und zwar auf eine so sonderbare Art, daß ich es erzählen muß. Lassen Sie es sich nicht befremden, daß der Herr der Geschichtschreiber seines Bedienten wird. Einen rechtschaffenen Bedienten halte ich für einen Helden, und eben so schätzbar als einen jeden andern Menschen.

Battista gieng an dem Morgen, da das Erdbeben sich zutrug, aus der Stadt. Als er die Häuser von allen Seiten über den Haufen fallen sah, blieb er nicht stehen, wie vielleicht mancher anderer Liebhaber gethan haben würde, sondern lief, was er konnte, zurück nach dem Hause seiner Geliebten, und war so glücklich, sie in einem zusammengestürzten Haufen zu finden, in welchen sie auf der Flucht gefallen war. Hätte er einige Augenblicke länger gezögert, so ward sie ein Opfer der rings umher ausbrechenden Flammen. Ohne zu untersuchen, ob sie lebendig oder todt war, schleppte er sie auf seinen Schultern unbeschädigt zur Stadt hinaus,

ob

ob die Häuser gleich zu beyden Seiten der Gassen hin und wieder einstürzten und das Feuer allenthalten wütete.

Das arme Mädchen erholte sich wieder, wie sie aus der Gefahr war: sie sahen beyde nichts als Verwüstung hinter sich, weinten, und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Als sie nichts wie Feuer sahen, glaubten sie, daß die alte Verwandtinn unter den Ruinen begraben oder verbrannt wäre, und entschlossen sich, um nicht länger Zeugen des unbeschreiblichen Elendes zu seyn, nach England zurück zu kehren. Sie wählten, ohne in der Angst zu wissen warum, den Weg über Spanien, mit dem wenigen Gelde, welches sie bey sich hatten. Zu Badajoz, Madrit und andern Orten fanden sie einige milde Beysteuern, und langten erst nach funfzehen Monaten in elenden Umständen zu London an.

Als sie daselbst zu mir kamen, hatte Polly ein drey monatliches Mädchen auf dem Arme. Sie hatten sich kurz vor deren Geburt in England trauen lassen. Als ich ihren Trauschein gesehen, fragte ich sie: Ihr seyd also wirklich verheurathet? Was konnte ich anders thun, antwortete sie mit Erröthen, wir waren allein, und er schwur mir ewig treu

zu

zu bleiben. Es kam mir als ein Traum vor, als ich dieses Paar zuerst erblickte, denn die alte Anverwandtinn hatte vor einiger Zeit aus Lissabon geschrieben, daß sie beyde bey dem Erdbeben umgekommen wären. Ich sagte es ihnen, und sie gaben der Alten so gleich Nachricht von ihrer Ankunft. Diese war für Freuden außer sich, und verlangte beyde nach Lissabon zurück, weil sie so glücklich gewesen vieles von ihrem Vermögen zu retten. Battista gieng also mit seiner Frau wieder dahin; die Alte starb bald darauf, und verließ ihnen in allen etwa hundert Moidors *). Bey diesem kleinen Vermögen suchte Battista etwas zu verdienen, wo er nur konnte, Polly arbeitete mit der Nadel, und sie lebten mit ihrer kleinen Tochter ganz vergnügt. Ich hoffe auch, da sie beyde sehr arbeitsam sind, daß ihre Umstände sich immer verbessern werden.

Was soll aber das Pferd und die Chaise, fragte ich? Die sind Ihrentwegen da, versetzte Battista. Sie können in einer solchen Stadt, wie Lissabon, nicht zu Fusse gehen,

Sie

*) Ein Moidor oder eine Lisbonnine hält 4800 Rees, und 1000 Rees betragen 1 Thl. 16 Gr. folglich ist ein Moidor beynahe 8 Thaler.

Sie würden sich durch das Auf- und Absteigen der Hügel zu sehr ermüden, oder gar für Hitze zerschmelzen. Sie fahren während ihres Hierseyns in der Chaise, und ich begleite sie zu Pferde. Ich ließ mir seinen Vorschlag gefallen.

Nach Tische fuhr ich mit meiner Chaise unter Begleitung des Battista nach Campo Pequeno, welches ohngefähr vier Meilen weit liegt, um ein Stiergefechte mit anzusehen. Da ich aus einem Lande komme, wo der Sonntag sehr heilig gefeyert wird, so war es mir sehr anstößig, an einem solchen Tage so viele Christen und darunter auch eine Menge von Priestern und Mönchen bey einem Schauspiele zu sehen, welches ich nach dem Kämpfen der Fechter bey den alten Römern für das grausamste halte, welches von Menschen ersonnen worden.

Zu diesem barbarischen Endzwecke hat man zu Campo Pequeno ein eigenes hölzernes Gebäude aufgeführet. Es hat ein achteckigtes Amphitheater mit zwo Reihen Logen über einander, und der Durchmesser des Kampfplatzes scheint dem Augenmaße nach etwa zweyhundert Schritte zu halten. Die Logen sind ohne alle Zierathen, die königliche

aus-

ausgenommen, welche mit seidenen Zeugen behangen ist. Die obern Logen sind vor die Vornehmen, und unten befindet sich der gemeine Mann, den man auch in den Kampfplatz läßt, ob es gleich gefährlich ist, indem die Stiere sie zuweilen treten, wenn sie geschwinde Evolutionen, wie die Preußischen Soldaten machen. In meiner Loge befanden sich nur drey Personen, obgleich zehen bis zwölfe Platz darinn hatten. Zweene schienen mir vom Stande zu seyn, und der dritte war ein Dominicaner. Ich wollte mich vor Anfange des Schauspiels mit ihnen in ein Gespräch einlassen, sie sahen mich aber, zumal der Pfaffe, mit einer so verächtlichen Miene an, und antworteten so unhöflich, daß ich es für das beste hielte zu schweigen. Die Ursache konnte ich nicht errathen, ich schloß aus ihrem Besehen meiner Kleider, daß sie mich nicht für voll ansahen, weil ich kein seidenes Kleid wie die andern anhatte. Es hatte mir bisher noch an Zeit gefehlt, das zu thun, was ich bey dem warmen Wetter hätte thun sollen.

Der König, von dessen Loge ich nicht weit entfernt war, trug ein blaues Kleid mit einigen Diamanten besetzt. Er hatte den Infanten

fanten Don Pedro bey sich, der vor einiger Zeit des Königes älteste Tochter, die Prinzessinn von Brasilien, geheurathet hat. Die Königinn befand sich mit derselben und ihren drey andern Töchtern, die alle von Juwelen blitzten, in einer andern Loge. Auf dem Kampfplatze unter der Loge der Königinn hielte ein Reuter, den ich für einen Herold ansahe. Er war fast wie der Coviello aus Neapel in der Italienischen Komödie gekleidet, und hatte eine lange Spitzruthe in der Hand.

Bey der Ankunft des Königs, wurden ein paar mittelmäßig verzierte Triumphwagen, jeder durch sechs Maulesel auf den Kampfplatz gezogen. Auf einem befanden sich acht schwarze Afrikaner, und auf dem andern acht gelbbraune Indianer. Nachdem sie einige mal in der Runde herumgefahren waren, sprangen sie von den beyden Wagen herab, theilten sich in zween Haufen, und fochten mit hölzernen Schwerdtern tapfer mit einander. Die Indianer wurden von den Afrikanern geschlagen, lagen eine Zeitlang auf dem Boden, wälzten sich im Staube herum, und zuckten mit den Beinen, als Sterbende. Bald darauf mischten sich aber die todten und die lebendigen Fechter

unter

unter das Volk. Inzwischen fuhren die Triumphwagen unter freudigem Zuruf des ganzen Haufens davon, um den beyden Rittern, die mit den Stieren fechten sollten, Platz zu machen.

Diese kamen zu Pferde in alter Spanischer Tracht mit vielen bunten Bändern gezieret, mit Federn auf den Hüten, und jeder hatte einen langen dünnen Spieß in der Hand. Sie saßen auf schönen wohl aufgeputzten Pferden, einer war roth und der andere gelb gekleidet; beyde sahen sehr munter aus. Nachdem sie dem Könige, der Königinn und dem Volke ein Compliment mit ihren Pferden gemacht hatten, tummelten sie solche einige Zeit mit vieler Geschicklichkeit auf dem Kampfplatze herum. Als dieses vorbey war, stellte sich der gelb gekleidete Ritter dem Thore gegen über, aus welchem die Stiere gelassen werden, und der andere in einiger Entfernung von ihm. Der Stier kam nunmehr aus dem Thore heraus, und gieng auf den gelben Ritter los, der ihn mit aufgehabnem Spieße erwartete. Auf den Hörnern des Stieres sind hölzerne Knöpfe, damit er das Pferd, wenn er es ja erreicht, mit der Spitze nicht stoßen kann. Der Rit-

ter stieß dem Ochsen den Spies in den Nacken, und lenkte sein Pferd auf die Seite. Das verwundete Thier verfolgte ihn alsobald mit Brüllen, der Ritter tummelte sein Pferd aber in der Runde herum, und stieß jenem noch ein Paar Spiese in den Nacken und in die Brust, wodurch es in eine fürchterliche Wuth gerieth, und nunmehr auf den rothen Ritter losgieng, gewann aber nichts dadurch, denn dieser stieß ihm noch mehrere Spiese in den Leib, daß das Blut stromweise herauslief. Als der Stier aus Mangel des Bluts entkräftet ward, zog einer von den Rittern ein breites Schwerd, und hieb ihn zwischen den Ribben beynahe von einander. Das arme Thier fiel mit einem Gebrülle nieder, daß man es, dächte ich, in Lissabon hätte hören können. Als der Herold den letzten tödtlichen Hieb sahe, sprengte er in vollem Galop nach dem Thor, durch welches die Triumphwagen weggefahren waren, und holte vier Maulesel, welche das todte Thier nebst einigen von dem Pöbel, die sich darauf wie zu Pferde gesetzt hatten, zum Amphitheater hinausschlepten.

Die beyden Ritter waren nicht die einzigen Feinde des armen Stieres. Noch zween andre Cavalliers zu Fuß, welche sich an

den Schwänzen der beyden Pferde hielten, und wie Pferde bald liefen, bald stunden, schwenkten ein jeder einen rothen seidenen Mantel, theils um den Stier scheu, theils noch wütender zu machen, da unterdessen einige zu Fuß ihn mit kleinen Dolchen leicht verwundeten. Die Hurtigkeit dieser Kämpfer zu Fuß ist unglaublich. Wenn der rasende Stier einen anfällt, springen sie auf die Seite und sind außer Gefahr. Einer ergriff den Stier beym Horn, ließ sich mit fortschleppen, ohne ihn los zu lassen, und gab ihm indessen einige Stiche mit dem Messer, darauf fiel er mit Fleiß, sprang aber gleich wieder auf und entwischte. Ein kleiner Mohr war noch verwegner. Er stellte sich dem wütenden Stiere in den Weg, und als dieser so nahe war, daß er ihn auf die Hörner nehmen wollte, sprang er auf den Rücken des Stiers, und auf der andern Seite wieder herunter.

Achtzehen Stiere wurden heute auf eine verschiedene, aber allemal auf eine grausame, und der Menschheit wenig Ehre machende Art getödtet. In einige wurden Spiese geworfen, woran sich Schwärmer befanden, deren Feuer und Krachen ärger als die Wunden war. Einer von den stärksten Stieren

sprang über das Gebäude einer Loge unter der meinigen. Ich befürchtete, er würde viel Unglück darinn anrichten; allein die Portugiesen sind schon darauf gefaßt; die darin befindlichen Personen verließen in der Geschwindigkeit ihre Sitze, einige stürzten sich über das Gelender in den Kampfplatz, andere sprungen über die Abtheilungen in die Seitenlogen. Der Stier verwirrte sich zwischen den Bänken, und wurde mit den Degen von den nächst dabey stehenden erstochen.

Der letzte Stier hätte beynahe alle die vorigen an dem rothen Ritter und seinem Pferde gerochen. Er rennte beyde mit einem schrecklichem Stoße zu Boden. Hätte er keine Knöpfe auf den Hörnern gehabt, so wäre das Pferd wenigstens durchstoßen worden. Der Stier war schon im Begriff das Pferd und den Ritter mit Füßen zu treten, als der andre Ritter ihm einen gewaltigen Hieb über den Hals versetzte, da die übrigen Kämpfer zu Fuß den Stier inzwischen mit ihren Degen ins Maul und in die Augen stießen. Das Pferd sprang auf, rannte in voller Angst unter das Volk, und warf einige zu Boden, da der unglückliche Ritter inzwischen da stand, und auf sein Pferd, auf den Ochsen und auf den Stier fluchte.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Dieß war das Ende von der Ermordung so vieler edler und unschuldiger Thiere, welches, so lange das Schauspiel währte, mit einem erstaunlichen Lärmen begleitet war, und mit einem allgemeinen Beyfall und Händeklatschen beschlossen wurde.

Was für eine Wirkung dieses grausame Schauspiel, welches, wie mir gesagt worden, meist alle Sonntage gegeben wird, auf die Moral und Religion des Volks haben mag, überlasse ich andern zu beurtheilen. Ich halte es für ein viehisches und unchristliches Vergnügen. Inzwischen sind sie den Landesgesetzen gemäß; die Regierung muß besondere Ursachen haben, die ich nicht einsehe, solche zu gestatten. Anstatt mich länger beym Tadel dieses gräulichen Zeitvertreibs aufzuhalten, will ich einen Zufall erzählen, der dieses mal einen Aufenthalt von einer halben Stunde machte.

Nachdem der siebente oder achte Stier erlegt und vom Kampfplatze weggeschaft war, und ein anderer herausgelassen werden sollte, stund das Volk in den untersten Logen gegen mir über mit großem Geschrey auf, sprang eiligst in den Kampfplatz, und lief wie halb närrisch umher. Die ganze Versammlung gerieth dadurch in ein nicht geringes

ringes Schrecken. Jedermann wollte die Ursache wissen, der Lärm war aber so groß, daß niemand etwas hören konnte. Der König und die königliche Familie winkten mit den Händen, es währte aber eine geraume Zeit, ehe sie das Volk wieder zum Stillschweigen bringen konnten. Zuletzt ward die allgemeine Neugierde befriedigt, als man erfuhr, daß einige von dem Pöbel, wo der Lärm anfieng, geschrien hätten ein Erdbeben.

In einem Lande, wo die schrecklichen Wirkungen eines Erdbebens in frischem Andenken sind, darf man sich nicht wundern, daß jedermann, da das Geschrey von verschiedenen Orten kam, erschrocken, und daß die, so es zuerst hörten, ohne sich lange zu bedenken, über das Geländer auf einen freyen Platz gesprungen sind, um nicht unter dem einfallenden Gebäude vergraben zu werden. Man hat aber nicht das geringste vom Erdbeben verspürt, sondern es war eine Erfindung von Spitzbuben, die bey dieser Unordnung die Taschen auszuleeren hofften. Sie erreichten ihre Absicht, denn es giengen eine Menge von Uhren, Degen, Ohrringen, Schnupftüchern u. d. g. verloren.

Die Erfindung und dreiste Ausführung eines solchen Plans, scheint mir eben so groß,

als irgend eine von des Orlando Thaten.

Ich habe die Dreistigkeit der Englischen Taschendiebe oft bewundert, und sie für die geschicktesten und feinsten auf dem ganzen Erdboden gehalten; sie dürfen sich aber denen in Portugall nicht gleich schätzen. Als man die wahre Ursache des Tumults vernommen, ward die ganze Versammlung wieder ruhig, und die meisten, welche nichts eingebüßt hatten, lachten über den listigen Einfall der Spitzbuben. Darauf ward wieder ein neuer Stier auf den Kampfplatz gelassen.

Sie wissen nunmehr, womit ich mich diesen Nachmittag beschäfftigt habe. Das folgende habe ich mehr zu meiner eigenen Nachricht aufgesetzt, als daß ich es für Sie lesenswerth halten sollte.

In dem Amphitheater erzählte man mir, daß ein Pferd vor dem königlichen Wagen ein Hufeisen verloren, und daß der König in der brennenden Sonne warten müssen, bis ein anderes eingespannt worden. Es kam mir sonderbar vor, daß der König so schlecht bedient ward; ich fragte, ob er nicht ungnädig darüber geworden, erhielte aber zur Antwort, daß er darüber gelacht habe. Wie würde nicht mancher kleiner Landjunker gelärmt und geflucht haben!

Portu-

Portugall ist eines der heißesten Länder in Europa; doch macht die Hitze die Einwohner nicht ganz mager: denn ich habe noch nie so viele starke Leute beysammen gesehen als heute.

Beyderley Geschlecht in Portugall scheint mir einen gezwungenen lächerlichen Stolz in der Kleidung zu verrathen, wenigstens solche Personen, die nicht zum Pöbel gehören. Das Frauenzimmer trägt, wie in Toscana und andern Italienischen Orten, viele künstliche Blumen in den Haaren, welches eine artige Mode ist. Ich bemerkte heute verschiedene schöne Gesichter, insonderheit viele schöne Augen.

Man hat hier eben so, wie in Frankreich und Italien, die wunderliche Mode die Kinder zu sehr zu putzen. Es gefällt mir nicht, kleine Mädchen mit einem großen Toupee und Knaben mit kleinen Degen an der Seite zu sehen. Die Engländer wissen von dieser Thorheit nichts. Man macht in England, wenn es auch gleich Herzogl. und Gräfl. Kinder sind, nicht vor der Zeit in Ansehung der Kleidung Männer und Weiber daraus. Vielleicht ist das die Ursache, warum man in England weniger Petits maîtres und Coquetten antrifft, als in Frankreich und Italien.

Zwanzigster Brief.

Wirkung des Erdbebens. Eine Stadt läßt sich so geschwinde nicht wieder aufbauen.

Lissabon den 2 Sept. 1760.

Ich habe nunmehr die Ruinen von Lissabon mit Muße besehen, und mir ein fürchterliches Bild davon ins Gedächtniß geprägt. Erwarten Sie keine Beschreibung davon, die Ihnen doch nur ein unvollkommenes Gemälde liefern würde. Eine solche Scene der Verwüstung läßt sich nicht beschreiben: man muß sie selbst sehen, um sich einen vollständigen Begriff von dem Unglücke zu machen, das die Stadt durch dieses so merkwürdige Erdbeben erlitten hat. So viel ich aus den Ruinen urtheilen kann, nachdem ich fast einen ganzen Tag darinn herumgewandert, ist der verwüstete Theil von Lissabon zweymal so groß, als Turin *). In diesem

*) Diese Residenzstadt des Königs von Sardinien ist von dem Pothore bis an das von Susa etwas über eine Englische Meile lang, und nicht völlig so breit vom königlichen Pallaste bis ans neue Thor.

sem ganzen Umfange sieht man nichts als große Haufen Schutt, über welche sich unzählige Stücke von Mauern und abgebrochenen Säulen und Pfeilern erheben. In einer gewissen Gasse, welche vier Meilen lang ist, hat fast kein einziges Haus die Erschütterung ausgehalten, und aus dem unter dem Schutt hervorgegrabenen Materialien siehet man, daß hier viele ansehnliche Häuser, prächtige Kirchen und öffentliche Gebäude gestanden, und aus der Menge von Marmor, welcher stückweise umher liegt, läßt sich schlieſſen, daß wenigstens der vierte Theil dieser Gasse von Marmor gebauet gewesen.

Das Erdbeben scheint seine Wuth vornemlich gegen diese Straße ausgeübt zu haben, weil fast alle Häuser auf beyden Seiten dem Erdboden gleich gemacht sind: da hingegen in andern manche Häuser, Kirchen, und andre Gebäude stehen geblieben sind, wiewohl alle so schadhaft, daß sie ohne grosse Kosten nicht herzustellen sind. In der ganzen Stadt ist kein einziges Gebäude, welches

Thor. Lissabon hingegen ist oder war von dem Thore nach Alcantara bis an die Wohnung der Sklaven vier Meilen lang, und ohngefähr eine und eine halbe Meilen breit.

nicht sichtbare Merkmale dieser fürchterlichen Erschütterung zeigt.

Ich kann die mancherley Gegenstände, welche mir heute in die Augen gefallen sind, nicht nach der Ordnung beschreiben, sondern muß sie so hersetzen, wie mir die Sachen beyfallen. Die Haut schauderte mir, wie ich über einen Haufen Ruinen nach dem andern stieg. Wer weis, dachte ich, liegt nicht ein gequetschter Körper unter mir, der unter diesem Haufen verschüttet ward! Vielleicht ein würdiger Mann, vielleicht eine schöne Frau, vielleicht ein unschuldiges Kind, vielleicht eine ganze Familie. Bey einer zertrümmerten Kirche fiel mir ein, daß das Gewölbe vielleicht hundert oder tausend Menschen von allerley Stande und Alter erschlagen. Hier stand ein Kloster, dort eine Schule, dort ein Hospital, darinn vielleicht eine Menge Menschen auf einmal ein Opfer des Unglücks wurden. Dergleichen schreckliche Vorstellungen verfolgten mich allenthalben.

Als ich in diesen Ruinen herumkroch, ergriff mich eine alte Frau mit einiger Hitze bey der Hand, zeigte mir einen in der Nähe befindlichen Ort, und sagte: dieser Keller war sonst nur mein Keller, jetzt ist er meine

ganze Wohnung, weil mir sonst nichts übrig geblieben. Das Haus stürzte über mich zusammen, und ich war neun Tage lang in diesem Keller vergraben. Einige darin aufgehangene Weintrauben erhielten mir das Leben. Nach neun Tagen hörte ich einige Leute, die in dem Schutt über dem Keller nachsuchten. Ich schrie aus allen Kräften, sie machten Platz, und zogen mich ans Tageslicht. Auf meine Frage, was sie in der Zeit gedacht, gehoft, oder befürchtet, gab sie zur Antwort: Ich fürchtete mich nicht, sondern rief den heil. Antonius an, der von meiner Kindheit an, mein Patron gewesen, weil ich gewiß wußte, daß er mich befreyen würde. Ich wußte aber nicht, warum ich bat, es wäre besser gewesen, daß ich gestorben. Ich kam zwar unbeschädigt heraus, was hilft mir aber ein kümmerliches sorgenvolles Leben ohne Freunde. Ich verlor meine ganze Familie, wir waren unser dreyzehn, und nun bin ich allein übrig.

Hören Sie noch ein anderes Beyspiel einer sonderbaren Errettung. Ein gewisser Mann fuhr in seiner Kalesche längst einer Art von Damm, der am Rande einer Anhöhe, welche höher als die ganze Stadt ist, hinläuft.

hinläuft. Bey der ersten Erschütterung sprungen seine Maulesel vor Angst von dieser Höhe hinab. Sie waren so wohl als der Postillon auf der Stelle todt, die Kalesche brach in Stücken, aber der Mann kam unbeschädigt davon. Der sonderbaren Begebenheiten dieses Tages sind unendlich viel, jeder, den man sieht, weis deren zwanzig zu erzählen.

Der König hatte zwey Palläste in der Stadt, sie sind aber beyde über den Haufen gefallen, doch ist keiner von der königlichen Familie dabey zu Schaden gekommen. Der Hof fuhr damals von Lissabon nach Bellem *), und war eben auf einem Platze, wo keine Häuser in der Nähe standen. Hätte er sich eine Viertelstunde länger in der Stadt aufgehalten, oder Bellem eher erreicht, so würde er vermuthlich ums Leben gekommen seyn, denn der Pallast zu Bellem wurde gleichfalls ganz zerstört. Der König war genöthiget mit der ganzen Familie in einem Garten und in den benachbarten Feldern unter Zelten zu wohnen. Der Englische Gesande meldete damals

*) Bellem ist eine Stadt, oder Städtgen, drey Meilen von Lissabon, wo der König nebst seiner Familie den besten Theil des Jahres zubringt.

damals an seinen Hof, daß er fünf Tage nach dem Erdbeben der Königinn habe seine Aufwartung machen wollen, aber zur Antwort erhalten, daß sie unter einem Zelte wohne, und nicht im Stande sey ihn zu empfangen. Man stelle sich vor, was der gemeine Mann ausgestanden, da die königliche Familie selbst so viel erdulden müssen.

Das Schrecklichste nach dem Erdbeben war das Feuer, welches an allen Ecken der Stadt ausbrach. Das Unglück trug sich am Tage Allerheiligen des morgens um zehen Uhr zu, da in allen Küchen das Mittagsessen am Feuer stund, und alle Kirchen zu Ehren des Tages erleuchtet waren. Das Feuer ergriff bey der Erschütterung die brennbaren Sachen, auf welche es hingeworfen ward, und dadurch gerieth die eingestürzte Stadt gar bald in Flammen. Lissabon wird zwar durch Wasserleitungen reichlich mit Wasser versorgt, aber diese waren auch über den Haufen geworfen, folglich konnte man wenig Wasser haben. Und wenn auch noch so viel vorhanden gewesen wäre, so würde die Stadt ihrem Schicksale doch nicht entgangen seyn, weil jedermann *) aufs Feld und nach den

*) Clarke in seinen Letters concerning the Spanish

den öffentlichen Plätzen lief. Das Feuer that mehr Schaden als das Erdbeben, weil dadurch alle Habseligkeiten der Einwohner, wovon sonst das meiste aus den Ruinen hervorgezogen werden konnte, verloren giengen. Was für ein Anblick für dreymalhunderttausend Menschen, alles das Ihrige im Rauch aufgehen zu sehen!

Es ist wunderbar, wenn man hört, daß die Portugiesen nach einem so grossen Unglück beständig groß thun, und behaupten, daß ihre Stadt in wenig Jahren viel schöner als jemals, und ganz regelmäßig aufgebauet werden soll, es ist dieses kein Beweis ihres Verstandes, wenn sie sich ihrer Einbildungskraft dergestalt überlassen. Sie räumen selbst

ein,

nish Nation written at Madrid 1760 and 1761. London 1763 in 4. sagt: daß sich das Volk bey der ersten Erschütterung in die Kirchen gedrungen. Wie hat er dieser Erzählung glauben können? Ferner soll nur der vierte Theil von Lissabon durchs Erdbeben ruinirt seyn. Er würde aber gesehen haben, daß es über zwey Drittel sind, wenn er da gewesen wäre. Ich hoffe, er wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich verschiedene Unrichtigkeiten von Toledo und Madrit zu verbessern suchen werde.

ein, daß Lissabon nach einer mäßigen Rechnung vier und zwanzigtausend Häuser enthalte, wovon zwey Drittheil dem Erdboden gleichgemacht worden, und der Rest in schlechten Umständen geblieben. Was wird nicht dazu erfordert, diese wieder in gehörigen Stand zu setzen, und von den übrigen sechzehentausend Häusern, von den vielen Kirchen, Klöstern und andern öffentlichen Gebäuden nur den Schutt wegzuschaffen? Wenn man die Helfte der dem Erdbeben entkommenen Einwohner zu nichts anders gebrauchte, so würden mehr als zehen Jahre dazu erfordert werden. Wo nimmt man die Materialien zu einer solchen Menge von Gebäuden, die zum Theil vier bis sechs Stockwerk hoch waren, her?

Es ist wahr, die Gegend umher ist so reich an Marmor, daß man Lissabon zwanzig mal daraus erbauen könnte. Er muß aber erst gebrochen, gehauen und angefahren werden. Von Ziegelsteinen zu bauen, hat nicht weniger Schwürigkeit, so viele Millionen, wenn sich der Thon auch finden sollte, sind nicht gleich fertig. Dazu werden Oefen und Holz zum Brennen erfordert. Wo sind die vielen Ziegelstreicher, und wo soll das Holz

her-

herkommen, woran Portugall ohnehin keinen Ueberfluß hat? Gesetzt aber daß dies alles wäre, wie viel Kalk, Eisen und andere Materialien werden nicht dazu erfordert?

Freylich konnten sich viele tausend Menschen nicht unter freyem Himmel aufhalten. Man besserte deswegen die übrig gebliebenen Häuser in der Geschwindigkeit aus, und stützte sie von allen Seiten. Diese werden jetzt wieder bewohnt, andre Einwohner halten sich in hölzernen Gebäuden und Hütten auf, welche in der Eile um den ruinirten Theil der Stadt aufgeführt sind. Ich kann ganze Klumpen solcher Hütten aus meinen Fenstern übersehen. Die ganz Armen haben hin und wieder den Schutt abgeräumt, und wohnen in Stuben und Kellern, die an und unter der Erde stehen geblieben. Leben sie gleich nicht bequem darin, so sind sie wenigstens vor Wind und Wetter geschützt. Viele Tausende haben sich auch nach andern Orten gewendet.

Die Portugiesen sind zwar seit dem Unglücke nicht müßig gewesen, sondern haben beständig gebaut. Das meiste besteht aber in gedachten kleinen Häusern und Hütten und in einem Arsenal, welches, wie man sagt,

das

das größte in der Welt werden wird, nebst der daran stossenden Börse, darinn sich die Kaufleute versammeln. Dieß ist das einzige beträchtliche Gebäude, welches seit dem Erdbeben errichtet worden. Mich dünkt, es wäre besser gewesen, eine Anzahl guter Häuser an statt dieses prächtigen Gebäudes aufzuführen. Man hätte unterdessen auf einige Zeit von andern gebauete Schiffe kaufen, und die Geschäfte der Kaufleute hätten in einem schlechtern Gebäude als in der grossen Börse abgethan werden können. Ich möchte vielmehr zum Besten der armen Einwohner wünschen, man hätte eine von ihren vorigen Gassen anstatt des grossen Arsenals wieder hergestellt, und lieber einige Magazine anstatt dieses Versammlungshauses angelegt. Allein die Portugiesen scheinen anders zu denken, und wer weiß, ob sie nicht, wenn das bewundernswürdige Arsenal fertig ist, darauf fallen, ein Gebäude für die Inquisition, oder eine Kathedralkirche, oder ein unermeßliches Kloster aufzuführen.

Man sagt insgemein, daß Lissabon über neunzigtausend Einwohner bey diesem Unglück verloren. Gesetzt, daß sie auch die Anzahl um zweydrittel zu groß angeben, wie

man insgemein bey solchen traurigen Vorfällen zu thun pflegt, so ist die Anzahl doch noch groß genug um dafür zu erschrecken. Lissabon ist nicht der einzige Ort in Portugall, der ein so hartes Schicksal ausstehen müssen. Andre Oerter sollen nach Proportion weit mehr gelitten haben. Insonderheit soll Setubal so zerstört seyn, daß fast kein Mensch das Leben gerettet. Doch ich will abbrechen, der Gegenstand macht mich gar zu traurig.

Ein

Ein und zwanzigster Brief.

Legung eines Grundsteins. Ein Aufzug des Patriarchen.

Lissabon den 3 Sept. 1760.

Ich habe den König nebst dem ganzen Hofe in großer Gala gesehen, weil es heute drey Jahre sind, da der Herzog von Aveiro und seine Mitverschwornen den König meuchelmörderischer Weise umbringen wollten. Dies Unternehmen war eben so blutig als unbegreiflich. Man kann nicht einsehen, warum der Herzog sich sollte durch seine Familie, Freunde, und durch alle Jesuiten haben bewegen lassen, seinen Landesherrn nach dem Leben zu trachten; warum sich so viele in eine so verruchte Verschwörung eingelassen, obgleich nur eine geringe Anzahl zur Ausführung bestimmt gewesen; warum man ein Geheimniß von der Art so vielen Personen beyderley Geschlechts, geistlichen und weltlichen Standes, Herrschaften und Bedienten anvertrauet, und warum sich keiner weder durch Furcht vor der Strafe, noch durch Hofnung einer Belohnung, noch durch sein Gewissen bewegen lassen, es zu entdecken, warum es selbst durch die Betreibung der

ganzen Sache nicht verrathen worden, und warum niemand vom Hofe bey einer sonst so mistrauischen Regierung auf einigen Argwohn gekommen. Alles dieses scheint mir unbegreiflich zu seyn: doch ich wende mich zur Beschreibung der Gala.

In dem bereits mehrmals genannten Städtgen Bellem ist seit einigen Tagen ein hölzernes Gebäude an der Stelle, wo nach dem Könige geschossen worden, errichtet. Es ist achtzig Schritte lang, und fünf und zwanzig breit, und mit einer Art von rothem Zeuge behangen. In der Mitten stand ein zierlich bekleideter Altar. Diesem gegen über waren zweene Fußschemel zum Knieen für den König und die Königinn, und ein kleinerer für den Staatssekretär Don Bastian Joseph de Carvalho. Unter dem Schemel der Königinn sahe man eine Art von Thron für den Kardinal Saldanha, den Patriarchen von Lissabon. Den übrigen Platz nahmen der Adel, die auswärtigen Gesandten, und wohlgekleideten Fremde ein. Dem Gefolge des Patriarchen und den Musikanten waren einige Bänke angewiesen.

Wegen der großen Hitze stunden alle Thüren und Fenster offen, so daß man alles so gut von innen als außen sehen konnte. Um

neun

neun Uhr kam der Staatssekretär Carvalho unter Vorreitung vieler Personen, Paucken und Trompeten in einem sechs spännigen Wagen mit zwey von seinen Bedienten zu Fuß, und fünf und zwanzig von der Garde des Königs zu Pferde. Er hatte kaum seinen Fußschemel in dem Gebäude eingenommen, so erschien der Patriarch. Nach dem Pabste hat kein Geistlicher ein solches Gepränge, und er kann solches um so eher ausführen, da seine Einkünfte sich auf dreyßigtausend Pfund Sterlings belaufen sollen.

Zwo Kutschen mit Priestern machten den Anfang, darauf folgten funfzig von seinen Bedienten paarweise, in schöner Livree und mit bloßen Köpfen. Ein Priester zu Pferde, der ein silbernes Kreuz auf einer Stange trug, führte sie an. Alsdenn kamen sieben Wagen, in den beyden vördersten faßen die geistlichen Bedienten des Patriarchen, und im dritten er selbst nebst seinem Ceremonienmeister. Neben her giengen zwo Priester mit sehr kleinen Sonnenschirmen. Seine prächtige Staatskutsche folgte, und abermals drey Kutschen mit geistlichen Bedienten. Die vier vordersten Wagen waren mit sechs schwarzen und weissen Schecken, welche in Spanien und Portu-

gall häufiger als in andern Ländern zu seyn scheinen, bespannt. Sie giengen alle einen kleinen kurzen Galop, so daß die Reitknechte zu Fuß mit einem feyerlichen Schritt neben her gehen konnten. Die drey letzten Wagen hatten Mauleſel, die viel feiner waren, als ich ſie jemals in Italien geſehen. Der Patriarch war in feyerlicher Kleidung, ſahe aber aus, wie Petrarch ſagt:

Stavaſi tutto umile in tanta gloria.

Wie ſich der Zug dem hölzernen Gebäude näherte, kamen über zwanzig ſechsſpännige Wagen mit Mauleſeln gefahren, worinn die Domherren der Kathedralkirche ſaſſen. Sie ſtiegen vor dem Hauſe ab, und ſtellten ſich zur rechten und linken Seite des Throns. Wenn ich ſagen ſoll, ob mir der prächtige Anblick gefiel, oder ob ich vielmehr einen Misfallen an der eiteln Parade gefunden, ſo muß ich geſtehen, daß er mir gefallen, weil ich kein mürriſcher Moraliſt bin. Mich dünkt, es iſt natürlich, ein Vergnügen daran zu finden, und ich habe der Natur nie zuwider handeln mögen. Ich hielte deswegen einen Engländer, der dieſes ein Marionettenſpiel nannte, für einen Mann von widerſinniger Denkungsart.

Der König kam nebſt dem Don Pedro in einem Wagen mit ſechs Schecken, wie der

Pa-

Patriarch, unter Begleitung von vier und zwanzig von der Garde zu Pferde. Die Königinn saß mit den vier Prinzessinnen und einer ältlichen Dame in einem Wagen, und in vier andern sechsspännigen Wagen befanden sich die übrigen Hofdamen. Die Königinn hatte ihre eigne Garde, welche besser gekleidet ist, als des Königs seine, und aus Irländern, Schottländern und Teutschen bestehen soll. Die Königinn und die Prinzessinnen trugen erstaunlich viele Juwelen. Die Prinzessinnen sind wohl gebildet, sehen gut aus, und haben insonderheit schöne Augen. Die eine von ihnen, und wie mich dünkt, die dritte, schien mir in der Entfernung sehr schön zu seyn. Ich hatte ein Vergnügen darüber, sie so munter aus dem Wagen springen zu sehen.

Sie knieeten alle eine Weile auf dem Kniesschemel nieder, die Königinn ausgenommen, die sich setzte, und indem sie las, die Blätter des Buchs küßte. Als ich dieses wohl funfzig mal in wenigen Minuten bemerkte, fragte ich, warum das geschähe, und erhielte zur Antwort, daß die Königinn die Gewohnheit habe, den Namen Gottes, der Maria, der Engel und aller Heiligen, die ihr im Lesen vorkämen, zu küssen. Mir fiel dabey der En-

glische Philosoph ein, mich dünkt, es war Boyle, welcher sich allemal, wenn der Name Gottes genannt ward, bückte. Darauf ward das Herr Gott, dich loben wir, unter einer starken Musik angestimmt.

Alsdann erhob sich der König nebst dem Don Pedro und andern Cavaliers, nach einer Vertiefung, worinn eine silberne Kelle, ein Hammer, und andre Mauerwerkzeuge, nebst Steinen und Mörtel befindlich waren. Der König legte erst einige goldene und silberne Münzen in den Grund, und einen Stein darauf, welchem Beyspiele die andern vom Hofe folgten, so wie ein gewisser Mann, den ich für den königlichen Baumeister hielt, Anweisung dazu gab. Auf diese Weise ward der Grundstein einer prächtigen Kirche gelegt, welche als ein Gelübde der Maria zu Ehren aufgeführet wird, weil sie den König für die Büchsenschüsse des Herzogs von Aveiro, und der andern Verschwornen auf eine wunderthätige Weise bewahret hat.

Die Ceremonie war in wenigen Minuten vorbey, ich wunderte mich über eine gemeine Frau, welche durch ein Fenster kuckte, und über die Ungeschicklichkeit der vornehmen Mäurer sehr dreist lachte. Die Umstehenden verloren ihre ernsthafte Miene zwar auch darüber,

über, es ward aber nicht sonderlich bemerket. Als der König sich mit den übrigen wieder an den vorigen Platz begeben hatte, stieg der Patriarch von seinem Altar, und hielte eine hohe Messe, wobey die Domherren eben die Gebräuche verrichteten, als wenn der Pabst in Gegenwart der Kardinäle das Hochamt hält. Während der Messe machte die königliche Kapelle eine herrliche Musik. Sie ist sehr gut besetzt; es befinden sich über vierzig Italiener, theils Sänger theils Instrumentisten darunter.

Nach Endigung der Messe ertheilte der Patriarch den Segen, worauf ein jeder müde und matt nach Hause gieng. Die Hitze war sehr groß, weil die Sonne brennend schien; aber in dem Gebäude selbst war es vollends kaum auszustehen. Nicht weit davon paradirte ein Bataillon von der Garde zu Fuß in einer schlechten Uniform; sie gaben aber keine Salve, wie in Italien bey dergleichen Feyerlichkeiten gewöhnlich ist, und zwar mit gutem Vorbedacht, weil die Pferde und Mauleſel sonst gar leicht hätten scheu werden können. Die Officiers von der Garde gaben einmal über das andre ihren Leuten Befehl vorsichtig zu reiten, um niemanden Schaden zu thun.

Neulich sahe ich viele Frauenspersonen im Amphitheater, und heute noch weit mehrere in dem hölzernen Gebäude, und hatte Ursache an beyden Orten zufrieden zu seyn. Heute waren sie alle reich und mit vielen Juwelen bekleidet, und verschiedene konnte man mit Recht schön nennen. Ueberhaupt haben sie eine schönere Farbe, als man in einem so heißen Lande vermuthen sollte, woraus ich schließe, daß sie sich für die Sonne hüten. Sie haben durchgängig eine offene Miene und ein freundliches Ansehen. Dieß macht einen großen Kontrast mit den Männern, die schwarzgelb, finster und ernsthaft aussehen, auch wenn sie lachen wollen, welches doch oft genug geschieht. Das Kompliment der Männer gegen die Frauenspersonen besteht in einer leichten Beugung der Kniee, so wie man es in Italien macht, wenn man einem Marienbilde vorbey geht, und nicht lange Zeit hat, sich aufs Knieen einzulassen. Die Damen danken kaum mit einem geringen Winken des Kopfes, zumal gegen Geringere. Die Männer umarmen sich mit vieler Ehrerbietung, wenn sie sich begegnen, und küssen sich die linke Schulter.

Man hat mich versichert, daß in Lissabon niemand als die königliche Familie, die

Staats-

Staatsminister, der Patriarch, die auswärtigen Gesandten, und einige wenige andre Pferde für ihre Kutschen oder Chaisen haben dürfen. Alles bedient sich der Maulesel. Portugall hat einen Mangel an Pferden; es werden viele heimlich aus Spanien eingebracht, ob es gleich daselbst bey schwerer Strafe verboten ist.

Die Kleidung der Weibspersonen ist nirgends von so verschiedener Art, als in diesem Königreiche. Einige verstecken sich unter Schleyern von allerley Art und Zeuge, andere sind mit nichts bedeckt. Einige tragen das Haar hinauf gebunden, bey andern hängt es über die Schultern herab, noch andere flechten es in einen oder mehrere Zöpfe. Einige tragen einen Kopfputz auf Englisch, andere auf Französisch. Einige zieren das Haar mit Bändern, andere mit natürlichen und künstlichen Blumen. Das Erdbeben ist Schuld an dieser Verschiedenheit, denn da die meisten den grösten Theil ihres Vermögens verloren, so kleiden sie sich so gut sie können, und haben keine vorzügliche Moden, oder Nationaltracht.

Zwey und zwanzigster Brief.

Ein schöner Prospekt. Gereimte und ungereimte Verse. Glückliches Leben der Hieronymiten. Ufer des Tagus.

Lissabon den 5ten Sept. 1760.

Gestern sehe ich von ohngefehr in einem Portugiesischen Buche, daß es en Lisboa Occidental, im westlichen Lissabon gedruckt war. Ich fragte den Buchhändler, ob es noch ein anderes Lissabon gäbe. Er erwiederte nein, einige Portugiesische Gelehrten behaupten aber, daß das alte Lissabon jenseit des Flusses gestanden, weil man daselbst eine alte Inschrift mit dem Worte Olisipo gefunden. Aus diesem ungewissen Grunde, und um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, geben einige dem jetzigen Lissabon den Beynamen des westlichen, ohne zu bedenken, daß, wenn es auch wahr wäre, dieser Unterschied doch unnütze ist, weil in dem östlichen Lissabon niemals ein Buch gedruckt worden.

In wie weit der Buchhändler Recht hat, kann ich nicht sagen. Ich nahm mir aber vor das jenseitige Ufer des Flusses zu besuchen, der Ort, wo die Gelehrten glauben, daß

Lissa-

Lissabon ehemals gestanden, verdient es: Ich miethete mir zu dem Ende heute frühe ein Boot mit Battista und segelte jenseit des Tagus hinüber. Das Ufer ist viel höher als das disseitige, und einem vollkommenen Berge gleich. An dem Orte, wo ich landete, ist kein Haus anzutreffen, und auch kein Platz dazu. Ich kletterte einen mühsamen Fußsteig, der auf die Spitze des Hügels führte, hinan, und fand daselbst zwey Dörfer, Castello und Almada.

Castello hat nichts besonders, als die neuen Ruinen eines alten Schlosses nach damaligem Geschmack gebauet, welches vermuthlich, wie der Nahme anzuzeigen scheint, noch aus den Zeiten der Mohren herkommt. Es liegt an einem Hügel, der die Gestalt eines Zuckerhutes hat, und es war schon nicht mehr bewohnt, ehe das Erdbeben es in Schutt verwandelte. Zu Almada, welches nur einen Büchsenschuß davon entfernt liegt, gieng ich in ein kleines Dominikaner Kloster, dessen innere Wände mit blauen Ziegeln ausgesetzt sind, und zwar so sauber, daß es einen bey diesem heissen Wetter schon erfrischt, wenn man sie nur ansieht. Die dazu gehörige Kirche stürzte beym ersten Stoß des Erdbebens

ein,

ein, so daß die Körper von etlichen zwanzig Manns- und sechs mal mehr Weibspersonen aus dem Schutt hervorgezogen werden mußten. Das Kloster hielt den Stoß aus, daher die Mönche bis auf den, der eben Messe las, erhalten wurden.

Aus den Fenstern auf der Abendseite hat man einen herrlichen Prospekt, welcher dem von dem Berge Edgecombe in Devonshire gleichkommt. Man hat Lissabon vor sich, übersieht Bellem, Cascaes, St. Julian und alle Schlösser, Dörfer und Gebäude längst dem Ufer bis an die See, nebst einer sehr weiten Landschaft, die auf der einen Seite mit dem bereits erwehnten Felsen von Lissabon aufhört, und rings umher mit Hügeln, deren Namen ich nicht weiß, eingeschlossen ist. Die Aussicht auf der Morgenseite ist nicht weniger schön, aber nicht so außerordentlich. Man sieht nemlich eine lange Reihe von Hügeln, mit Wein und unzählichen Fruchtbäumen, insonderheit Pomeranzen und Zitronen bepflanzt, und hin und wieder stehen Häuser und kleine Wohnungen. Dieser reizende Ort hat gleichwohl kein anderes merkwürdiges Gebäude als ein Mönchskloster: vermuthlich weil man nicht anders als

zu Fuß oder auf Mauleseln dahin kommen kann. Almada und Castillo sind durch das Erdbeben beynahe gänzlich über den Haufen geworfen worden.

Nachdem ich mich an den herrlichen Prospekten satt gesehen, begab ich mich über den jähen Fußsteig wieder hinab, und fuhr mit meinem Boot etwas abwärts nach einem auf dieser Seite des Ufers am Fuß des Hügels stehenden Englischen Hospital. Ich sahe aber nichts besonders daselbst, als den Arzt, einen alten mürrischen Mann, der vielleicht aus Eifersucht unhöflich war, weil er die Thorheit begangen, im siebenzigsten Jahr ein hübsches Portugiesisches Mädgen von achtzehen Jahren zu heurathen. Er sahe mich sehr scheel an, als ich in den Garten trat, weil die junge Frau eben mit Obst sammeln beschäftigt war. Als er mir auf einige bescheidene Fragen sehr unhöflich geantwortet hatte, wollte ich mich um ihn böse zu machen an seine Frau wenden, und sie um einige Weintrauben bitten; ich unterließ es aber, weil mir einfiel, daß ich in dem Alter eben so seyn könnte.

Ich begab mich wieder in mein Boot, und fuhr nach dem auf dieser Seite gelegenen

Hause

Hause des Weinhändlers, D Neal, dessen weitläuftige Keller sehenswerth sind. Er war das Gegentheil des Arztes, nahm mich sehr höflich auf, schenkte mir von seinen besten Weinen, und setzte mir und meinen Leuten allerley Erfrischungen vor. Sein Haus ist vor der Gewalt des Wassers vermittelst eines Dammes von großen breiten Steinen gesichert. Ich sahe von dem Damm ein paar Negers, die sich mit schwimmen belustigten. Hätte ich zuvor keine schwarzen gesehen, so hätte ich sie vielleicht für eine besondere Gattung von Fischen gehalten, Sie sprangen aus dem Wasser in die Höhe, und welzten sich darauf als Springer auf der Erde herum. Für wenige Rees sangen sie mir einige Lieder in der Mozamtiquischen Sprache vor, wovon ich nichts verstand, als daß es Reime waren. Ich wünschte genug von der Musik zu verstehen, um ihre Töne in Noten zu setzen. Sie waren in Ansehung der Harmonie sehr ungekünstelt.

Einige Schriftsteller in Italien und England haben behauptet, der Reim sey eine Erfindung der Mönche, worinn sie aber nach meiner Meynung sehr irren. Es ist nicht glaublich, daß die Afrikaner das Reimen

von

von Missionarien gelernet; denn wenn diese in solche Gegenden kommen, so haben sie andere Beschäfftigungen, als die Wilden im Reimen zu unterrichten. Ich erinnere mich in Venedig gereimte arabische Lieder gehört zu haben. In einer Französischen Nachricht von Arabien, deren Verfasser mir entfallen, finden sich ebenfalls gereimte Stücke von der Poesie dieses wandernden Volks. Der Engländer Sages, welcher dem Cronwell den Anschlag gab, Jamaica von den Spaniern zu erobern, theilt in seinem Buche von Westindien ein Mexicanisches Lied in Noten mit, dessen Worte gereimt und lange vor des Columbs Zeiten gemacht sind. Aus diesen und unzähligen andern Beyspielen schließe ich, daß der Reim keine Erfindung der Mönche ist, sondern ein wesentliches und gleichsam der Poesie von der Natur zugetheiltes Stück bey den Versen aller Nationen alter und neuer Zeit, ausgenommen der Griechen und Lateiner, deren Verse statt der Reime Füße haben. Die ungereimten Verse sind also vielmehr als eine unnatürliche Poesie anzusehen, und für eine Erfindung, die nicht gar zu alt ist, zu halten.

Ich ließ mich nunmehr nach Bellem, jenseits des Tagus, hinüber fahren, und speiste daselbst in einem elenden Wirthshause sehr schlecht. Nachgehends besuchte ich ein berühmtes Hieronimitenkloster, ein Orden, der in Italien nicht sehr bekannt ist. Man bauet jetzt an dem Dach der Kirche, welches vom Erdbeben eingestürzt ist. Wegen des zu dem Ende errichteten Gerüstes, ließ sich nicht viel davon erkennen: jedoch urtheilte ich so viel, daß es wenige so große Gebäude giebt, und daß die Kirche mit schönem Marmor und reichen Altären geziert ist. Sie verräth überhaupt einen Gothischen Geschmack, aber der größte Theil des Klosters ist es nicht. In den zwo über einander befindlichen Gallerien des Klosterhofes stehen viele Statuen von Heiligen, die mir theils sehr bekannt waren; viele kannte ich aber weder dem Namen noch der Geschichte nach, ob ich gleich in meiner Jugend fleißig in den Legenden der Heiligen gelesen habe.

In dem Kloster halten sich hundert und dreyßig Pfaffen und außerdem viele Layen auf. Sie haben geräumige Zellen, und die an der Wasserseite wohnen, können aus ihren Fenstern alle auf und abgehende Schiffe

sehen.

sehen. Die hintern Zimmer haben eine Aussicht über einen geräumigen Garten, und einen mit Oelbäumen besetzten Platz. Unter diesen Bäumen sind kleine Zellen und Kapellen angelegt, worinn einige bußfertige aber sehr armselige Sünder mit Erlaubniß der Mönche wohnen, und faullenzen. Diese müßige Lebensart heißt hier ein himmlisches Leben (vida celeste), eine Benennung, die nur in dem Falle, da man die privilegirten Müßiggänger für glückselige Leute hält, Statt haben kann. Sie leben vom Allmosenbetteln, die ihnen durch Fürsorge des heiligen Hieronymus zufließen, welcher wie sie, in einer Zelle und in einer Wüsten lebte, und sichs daher angelegen seyn läßt, auch für seine unthätigen Nachfolger zu sorgen.

Da dieses Kloster eine königliche Stiftung ist, so kann man leicht urtheilen, daß die Mönche mehr auf ihrer Tafel haben, als was sie erbetteln. Sie leben sehr gut, und haben nichts zu thun, als täglich einige Stunden für ihren Wohlthäter und dessen Nachfolger zu beten. Dieß müssen sie thun, sie mögen Lust dazu haben oder nicht. Die gutherzigen Stifter der Klöster haben nicht daran gedacht, daß ein regelmäßiges und

gezwungenes Beten zur Last wird, sondern sich eingebildet, daß eine gewisse Anzahl Männer, die gut gefüttert, warm gekleidet, und bequem eingerichtet sind, es nie würden überdrüßig werden, den Himmel für die Befreyung der Stifter aus dem Fegefeuer anzurufen.

In dieser Klosterkirche sind, wie man mir sagte, auch noch heutiges Tages die Begräbnisse der königlichen Familie. Von den Begräbnißmonumenten, die in der Kirche seyn sollen, konnte ich wegen der Gerüste nichts sehen. Ein Mönch, der mich herumführte, both mir einige Weintrauben an, die wir kaum so gut in Italien haben. In dem Garten sind viele Brasilianische Gewächse, insonderheit die sogenannte Banana. Sie wachsen alle in freyer Luft, und so viel mir schien, ohne sonderliche Wartung, woraus man die Hitze des hiesigen Himmelsstriches abnehmen kann.

Indem ich wieder nach Lissabon zurücksegelte, both sich mir derselbe schöne Prospekt, wie bey meiner Ankunft auf dem Packetboote, dar. Man kann sich in der That nichts reizenders vorstellen. Bey Bellem liegt ein ansehnliches Gebäude, welches

den

den wunderlichen Namen des Pallastes der Kuh (Paço de Vaca) führet, und zur königlichen Reitbahn dienet. Es ist mit vielen Busten und Statuen gezieret, die zum Theil in Nischen, zum Theil oben auf der Mauer stehen. Ferner bemerkte ich den sogenannten Pallast der Vicekönigginnen von Westindien, den von dem Marquis von Gingez, von dem Französischen Minister, von dem letzten sowohl als von dem jetzigen Patriarchen, von dem Staatssekretär bey der Marine, den Pallast des Kardinals Acciaioli, welcher vor einiger Zeit als päbstlicher Nuntius Portugall so schleunig verlassen mußte; ferner der vom Grafen Ribeira, vom Don Emanuel, Oheim des jetzigen Königs, von dem Staatssekretär Caravalho, und einen andern, der in ein Staatsgefängniß verwandelt worden. Nicht weit davon stand sonst der Pallast des Herzogs von Aveiro, welcher, wegen des über den Besitzer ergangenen Urtheils, eingerissen wird.

Diese und andere Gebäude würden unsern besten Städten in Italien zur wahren Zierde gereichen. Sie stehen zwischen Bellem und der Stadt Lissabon, und haben nicht viel vom Erdbeben gelitten. Das Ufer ist

aber nicht nur mit diesen, sondern mit einer großen Menge anderer Häuser besetzt, die, wie gesagt, weiß angestrichen, und mit grünen Fenstern und Laden versehen sind. Wenn man die Steine von dem Pallaste des Herzogs von Aveiro abgetragen, welches mit Sorgfalt geschieht, weil sie verdienen erhalten zu werden, und der Boden völlig geebnet seyn wird, so soll Salz darüber gestreuet werden, damit nie Gras an der Stelle wächst. Man wird eine marmorne Schandsäule auf den Platz mit einer Innschrift setzen, um die Bosheit des blutdürstigen Verräthers auf die Nachwelt zu bringen. Der Charakter des Herzogs soll, wie man mich versichert, aus einem wunderbaren Gemische von der gröbsten Unwissenheit und einem dummen Stolz bestanden seyn.

Auf dem Rückwege besuchte ich gegen Abend mein voriges Packetboot, den König Georg, trank ein Glas Wein mit meinen Officiers, und ließ mir etwas auf der Sackpfeife vorspielen. Sie versprachen mir, vor ihrer Rückreise noch einmal bey mir zu essen.

Drey und zwanzigster Brief.

Probe eines poetischen Stils. Eine Wasserleitung.

Lissabon den 6. Sept. 1760.

In meinen vorigen Briefen habe ich von dem Arsenal, woran gebauet wird, nur das, was ich von andern gehöret, geschrieben. Heute bin ich über dessen Umfang selbst erstaunt; die kleinste Kammer desselben könnte für alle Riesen, wovon Don Quixotte je geträumet, einen Tanzsaal abgeben. Sollte es jemals zu Stande kommen, so werden die Dichter des Landes in ihrem schwülstigen Stil davon sagen können: „Daß in der neuen Hauptstadt „Lusitaniens, dem würklichen Inbegriff „aller Macht Asiens, und Macedoniens, „und aller Wissenschaft Griechenlands und „des siegreichen Roms, ein Gebäude von „solcher Größe und Schönheit steht, daß „man es, ohne zu vergrößern mit dem „Tempel der keuschen Ephesischen Göttinn, „vergleichen kann; nicht weniger mit dem „unermeßlichen Grabmal der getreuen Ar„temisia, mit der ungeheuern Naumachie

„des prächtigen aber blutdürstigen Diokle-
„tians, und mit den in Erstaunen setzenden
„Pyramiden, die an den Ufern des frucht-
„baren Nils stehen, deren Schwere die
„Egyptischen Provinzen ächzen macht, und
„deren Spitzen sich bis an das hohe Ge-
„wölbe erstrecken, das den demantnen
„Thron der glänzenden Gemahlinn des
„großen Jupiters umgiebt.„

Ich will nicht behaupten, daß alle neuern Poeten in Portugal auf diese Weise schreiben, aber der größte Theil von den unzähligen Sonnetten, die bey Legung des Grundsteins der Kirche unser lieben Frauen von der Befreyung zum Vorschein gekommen, verrathen einen solchen Geschmack. Sollte dieses Lob des neuen Arsenals in einer portugiesischen Ode ausgeführet werden, würde es vermuthlich einigen Beyfall finden. Im Ernste geredet, das Arsenal ist ein sehr weitläuftiges Gebäude, das nach der meisten ihrer Meynung gar kein Verhältniß mit dem bestimmten Gebrauche hat. Inzwischen ist der Schade bey öffentlichen Gebäuden, wenn die Anlage zu weitläuftig gemacht worden, so groß nicht, weil man das, was auf einer Seite zu viel ist, auf eine andere Art

anwenden

anwenden kann. Viele Behältnisse des Arsenals können zum Exempel gelegentlich zu Kornboden, Magazine, Quartiere für Soldaten, Hospitäler und dergleichen Bestimmungen, deren es in großen Städten allemal viele giebt, verwandelt werden.

Heute Nachmittag habe ich ein anderes großes Gebäude besehen, welches jenes in Ansehung der Masse und der Pracht weit übertrifft, ich meyne die Wasserleitung im Thale von Alcantara, welche alles Wasser für die Stadt liefert. Dieses Thal liegt zwischen zwey felsichten und unfruchtbaren Hügeln, es ist ohngefähr eine Viertelmeile breit, und eben so lang ist auch der Aqueduct, welcher von der Spitze des einen Hügels zu dem andern hinüber geht. Er ruhet auf einer langen Reihe von viereckigen Pfeilern; um Ihnen einen Begriff von ihrer Dicke zu geben, so sage ich, daß jede Seite eines Pfeilers zwölf bis dreyzehnmal so lang ist, als ein gewöhnlicher Degen, denn ich mußte den meinigen, in Ermangelung eines Maaßstabes dazu nehmen. Die beyden mittelsten Pfeiler sind so hoch und so weit aus einander, daß ein Kriegsschiff von funf-

zig Kanonen mit vollen Seegeln ungehindert durchfahren könnte. Die übrigen Pfeiler haben nicht dasselbe Maaß; so wie das Thal sich auf beyden Seiten erhebt, so werden sie niedriger, und stehen enger beysammen. Sie tragen ein Gesimse, in dessen Mitte der Kanal, worinn das Wasser läuft, angebracht ist. Zu beyden Seiten desselben können vier Männer neben einander gehen. Er ist gewölbt, und hin und wieder mit Luftlöchern, in Gestalt kleiner Tempel versehen, jedes hat eine Oeffnung von der Breite, daß ein Mann zum Wasser kommen, und den Boden im Nothfall reinigen kann.

Dies ungeheure Gebäude besteht aus weißem Marmor, der nur einen Büchsenschuß davon gebrochen worden. Eine Meile weiter sollen noch mehr Stücke von dieser Wasserleitung stehen, aber sie sind bey weitem nicht so ansehnlich, als dieses. Das Erdbeben hat auch an zwey oder drey Orten einigen Schaden daran gethan, der aber leicht zu bessern war. Dieß ist kein Wunder, denn wenn die Erschütterung eine solche Masse hätte über den Haufen werfen sollen, so wäre das ganze Königreich umgekehrt

gekehrt worden. Wer die Wasserleitung zu Alcantara einmal gesehen, wird sie nie vergessen, weil das Andenken außerordentlicher Gegenstände allemal lebhaft bleibt. Wäre aber auch kein so prächtiger Aqueduct in dem Thale von Alcantara, so würde mich doch eine sonderbare Begebenheit, die mir hier wiederfuhr, stets daran erinnern. Aber das Besehen dieser beyden merkwürdigen Gebäude, bey so heißem Wetter, und zwar zu Fuß, hat mich so müde gemacht, daß ich die Erzählung davon bis morgen aufschieben muß.

Vier

Vier und zwanzigster Brief.

Steinigung in einem Thale. Charackter der Portugiesen.

Lissabon den 7. Sept. 1760.

Als ich meine Neugierde in Ansehung des Aqueducts befriedigt hatte, giengen wir denselben Weg wieder zurück. Am Ende des Thals begegneten uns fünf oder sechs Männer, die bis an die Nase in Mäntel, dergleichen man hier im Winter und Sommer trägt, eingehüllt waren. Sie nahmen die Hüte ab, und wir auch, weil es hier bey dem gemeinen Mann gebräuchlich ist, wenn sie sich begegnen. Sie waren aber kaum zwanzig Schritte von uns, so fiengen sie an uns, trotz der besten balearischen Schleuderer, mit Steinen zu werfen. Kelly rieth mir, mich mit der Flucht zu retten, und lief selbst so geschwind, als wenn er vergessen hätte, daß er siebenzig Jahr alt war. Da ich mich von meinem Gehülfen verlassen sahe, so machte ich mich auch so geschwind als möglich aus dem Staube, und vereitelte die Absicht der niederträchtigen Kerls, und die Folgen dieser unvermu-

theten

theten Steinigung. Was muß wohl ihre Absicht gewesen seyn, mich und meinen Gefährten so unbarmherzig zu behandeln?

Herr, sagte mein Wirth mit einer Art von Triumph, werden sie noch lachen, wenn ich sie warne, daß sie zu spät aus dem Englischen Caffeehause kommen? Sie werden gewiß einmal erfahren, was es hier zu Lande heißt, Abends um eilf Uhr allein zu Hause zu gehen.

Aus dieser Rede meines Wirths werden Sie abnehmen, daß ich Abends täglich ein paar Stunden auf einem Caffeehause zubringe, wohin alle Fremde, vornehmlich die Engländer, kommen. Ich habe noch keinen von allen diesen Fremden ein vortheilhaftes Urtheil von den Portugiesen fällen hören; sie malen solche durchgängig mit schwarzen Farben ab, und suchen alle Neuankommenden zu bereden, daß es eine unhöfliche, unfreundschaftliche und hassenswürdige Nation sey. Ich wollte ihnen aber bis gestern Abends nicht beypflichten, weil sich diese Urtheile mit meinen bisherigen flüchtigen Bemerkungen nicht zusammen reimen ließen. Ich hatte gesehen, daß sich die Portugiesen einander ehrerbietig begegnen;

nen; jedem, den sie antreffen ein Compliment machen, daß sie große Bewunderer des schönen Geschlechts sind, und sich sehr höflich und galant bezeigen, daß sie die Musik sehr lieben, und zu Anfange der Nacht in den Gassen herumgehen, und singen, und endlich, daß überhaupt betrachtet in ihrem Betragen beym Gottesdienste, nichts anstößiges ist.

Diese leicht zu bemerkenden Kennzeichen in dem Charakter der Portugiesen schienen mir dem ihnen schuld gegebenen Hang zur Falschheit und Grausamkeit, auch wenn man sie nicht beleidigt, zu widersprechen. Ich wußte, daß eine Nation gemeiniglich nicht gut von der andern urtheilt, und sie ohne Hauptursachen ja wohl gar ohne die kleinste Ursache gering geschätzt. Eine jede Nation wird von den übrigen mit verächtlichen Augen angesehen. Dieß unbedachtsame Verfahren des größten Haufens machte, daß ich auf die vielen schlechten Eigenschaften, die von den Portugiesen erzählt wurden, nicht hörte, und ich würde ohne die Steinigung bey meinem Unglauben geblieben seyn. Nunmehr denke ich aber einigen Grund zu haben, die Beschuldigungen,

digungen, welche ihnen durchgängig von allen Fremden, die sich hier einige Zeit aufhalten, beygemessen werden, für wahr anzunehmen.

Sie werden mir vorwerfen, daß ich diese dreiste Meynung gar zu leicht annehme, und daß der Grund dazu noch sehr zweydeutig ist. Ich wünschte überzeugt zu seyn, daß der gemeine Mann in Portugal nicht aus einem Haufen niederträchtig denkender Menschen besteht, und daß man nach den Männern im Thal nicht die Einwohner überhaupt beurtheilen, sondern sie als einen Haufen schlechter Kerls, die der bloße Zufall zusammen geführt, ansehen müsse. Um Sie aber in den Stand zu setzen, noch besser davon zu urtheilen, so hören Sie einen andern Beweis. Als ich gestern nach dem Aqueduct gieng, verfolgten uns viele Kinder mit großem Geschrey, und überhäuften uns mit solchen entsetzlichen Schimpfworten, dergleichen die Kinder in andern Ländern nicht wissen. Auf das unvermögende Schimpfen dieser heranwachsenden Taugenichts, würde ich weiter nicht geachtet haben, wenn nicht ein besonderer Zufall damit verknüpft gewesen wäre. Als

einige

einige Weiber dieses Geschrey hörten, kamen sie geschwind an die Thüren, mengten sich unter die Kinder, und reizten sie, uns noch mehr zu schimpfen, und weiter, als sonst geschehen seyn würde, zu verfolgen. Was für Begriffe kann man sich von einem Volke machen, wo die Eltern ihre Kinder in dem Widerwillen gegen Fremde unterstützen, und sie in diesem barbarischen Verfahren nochmehr bestärken?

Diese Anmerkungen betreffen nur den niedrigsten Theil der Einwohner von Lissabon; ich glaube sehr gerne, daß die Vornehmern gerade der Gegensatz sind, daß sie eben so menschlich, höflich und wohl erzogen sind, als die in andern Europäischen Reichen, ob ich gleich noch immer an die stolze Miene und den verächtlichen Blick der beyden Herren und des Mönchs im Amphitheater gedenke. Was ich aber auch davon glaube, so müssen Sie sich doch deswegen nicht einbilden, daß Portugal zu nahe an die wilden Afrikaner gränzt.

Fünf und zwanzigster Brief.

Gute Nonnen. Vorschlag zur Erziehung der Mädchens. Heldenmüthigkeit einer jungen Frauensperson.

Lissabon den 8. Sept. 1760.

Heute früh besuchte ich eines von den vielen Nonnenklöstern, welche hin und wieder im Reiche auf königliche Kosten erhalten werden. Es heißt das Englische Kloster, weil alle Mädchen, die darinnen aufgenommen werden, geborne Engländerinnen seyn müssen. Ein solches Mädchen mag nun entweder von ihren verarmten Eltern nichts geerbt haben, oder freywillig aus England kommen, um sich einer ewigen Keuschheit zu unterwerfen, und sich in einen solchen Kerker zu begeben, so findet sie hier sicher ihren Unterhalt, und darf, wenn sie einmal den Schleyer genommen hat, keinen Mangel auf irgend eine Weise befürchten, so lange Seel und Leib beysammen sind.

Die Anzahl der Nonnen beläuft sich auf etliche zwanzig, und ihre grösste Sorge besteht darinn, immer vollzählig zu bleiben, damit die Regierung bey zu vielen ledigen

Plätzen nicht auf den Einfall kommt, solche mit Portugiesinnen zu besetzen. Die Engländerinnen befürchten, daß daraus ein verschiedenes Interesse und Partheyen entstehen, wovon sie bisher nichts gewußt haben. Diese seltene Art von Furcht macht, daß die armen Mädchen, wenn sie eines von ihren Mitgliedern durch den Tod verlieren, alle mögliche Mühe anwenden, einen neuen Zuwachs zu bekommen. Sie sind deswegen außerordentlich höflich gegen alle, zumal von ihrem Geschlechte, die sie besuchen. Sie führen mit ihren Bekannten in England und Irrland eine weitläuftige Correspondenz, und dadurch hat es ihnen bisher noch nie an Ersatz gefehlt.

Wer nur Englisch reden kann, er mag katholisch oder protestantisch seyn, hat ein Recht, sie am Tage, wenn er will, zu besuchen; ihr Sprachzimmer wird daher den ganzen Tag nicht leer. Dazu kommt ihr höfliches Bezeigen; sie bieten einem jeden Chocolade und Confekt an, und suchen diejenigen, welche sie besuchen, durch allerley kleine Geschenke von ihrer Hände Arbeit an sich zu ziehen. Die Nonnen sind durchgängig höfliche und gesprächige Geschöpfe: aber diese

übertreffen

übertreffen alle, die ich bisher in verschiedenen Ländern angetroffen. Ich habe in einem ganzen Jahre nicht so viel kleine Schmeicheleyen gehört, als heute. Wie sie mein Vaterland erfuhren, lobten sie mir die Güte des Kardinals Acciaioli, und seines Gefolges, der sie oft mit seinem Besuche beehrte. Keine Nation war so gut, so witzig, so klug, wie die Italiener; kurz alle Worte waren bescheiden, höflich und schmeichelhaft. Ich werde sie so oft als möglich während meines Aufenthalts besuchen. Man muß nothwendig einen Gefallen an ihrem Umgange finden, wenn man gleich weis, daß sie gegen jedermann ohne Unterschied so höflich und einschmeichelnd sind.

Sie geben zwar nicht den geringsten Anlaß eine schlechte Meynung von ihnen zu fassen, und ihre Tugend für verdächtig zu halten; wenn sie aber auch anders wären, als sie scheinen, welches gewiß nicht ist, so kann man doch dem Schein ihrer Unschuld und Gutherzigkeit nicht widerstehen, und das heilige unschuldige Wesen macht, daß ihnen jedermann, der sie kennt, gut seyn muß, wenn er sich auch noch so sehr für ihre Schmeicheleyen in Acht zu nehmen denkt.

Der König giebt ihnen so viel, als sie zu ihrem Unterhalt, Wäsche und Kleidung gebrauchen. Sie dürfen also für die nothwendigen Dinge des menschlichen Lebens nicht sorgen. Aber die bloßen Nothwendigkeiten sind auch bey einer eingezogenen Lebensart, wie die Nonnen führen, nicht wohl hinlänglich, sondern es gehören noch manche Kleinigkeiten dazu, die es erträglicher machen müssen. Diese kleinen Gemächlichkeiten erwerben sie sich durch den Fleiß ihrer Hände, und indem sie ihren Bekannten kleine Geschenke machen, wofür man sich wieder freygebig erweiset. Dadurch bekommen sie die viele Chocolade, welche bey ihren Besuchen getrunken wird, und andere Kleinigkeiten, welche ihnen ihr gezwungnes Leben erleichtern. Einige empfangen von ihrer Familie einen geringen Gehalt, welchen sie ihren übrigen Mitschwestern auf eine freundschaftliche Weise mit genießen lassen.

Der gute Ruf dieser kleinen Gesellschaft hat seit der Stiftung nie gelitten, welches mit den Portugiesischen Nonnenklöstern nicht allemal so beschaffen seyn soll; gleichwohl wollen die Portugiesen ihre Töchter nicht zur Erziehung in dieses Kloster schicken, da sie

doch

doch außer den übrigen Vortheilen auch noch den von der Erlernung der Englischen Sprache, die es gewiß verdient, haben würden. Nichts giebt mehr Gelegenheit unsere Begriffe zu erweitern, als die Kenntniß fremder Sprachen, und zugleich machen sie ein junges Frauenzimmer liebenswürdiger. Man findet aber wenig Portugiesinnen, die solche an sich selbst oder an ihren Töchtern zu schätzen wissen, ausgenommen die vom ersten Range, und diese haben einen großen Widerwillen wider das Englische, weil sie in dem Wahn stehen, daß alle darinn geschriebene Bücher wider die Religion sind. Um der Ketzereyen willen erlaubt die Inquisition auch die Einführung Englischer Bücher nicht; ich mußte die Visitatoren im Zollhause erst bestechen, damit sie mir die wenigen bey mir habenden Bücher nicht wegnehmen möchten.

Die Besuchung der Englischen Nonnen hat mich auf einen Plan gebracht, den ich ausführen werde, so bald ich dazu im Stande bin. Wenn ich reich genug wäre, so würde ich in Turin vier Klöster jedes mit zwanzig Nonnen anlegen, in dem einen sollten alle aus Florenz, in dem andern aus

Frankreich, im dritten aus Spanien, und im vierten aus England gebürtig seyn. Ich nehme an, wenn ich solche mit würdigen Mitgliedern besetzt hätte, so würden meine Landsleute so gescheut seyn, und ihre Töchter dahin zur Erziehung schicken; wenn solche in jedem zwey Jahre blieben, würden sie außer ihrer Mutterspracbe noch vier andere reden können, und dadurch die liebenswürdigsten Mädchens von ganz Europa werden.

Da solche aber keine Nonnen werden sollen, so mache ich es zum Hauptgesetz in meinen Klöstern, daß keine Nonne jung und artig seyn darf. Es würde nicht schwer halten, aus jedem dieser Königreiche zwanzig etwas ältliche Mädchen oder Wittwen zu bekommen, und diese Zahl immer vollständig zu erhalten. Sie sollen auch nicht so sklavisch in ihre Klöster eingesperrt werden, sondern an gewissen Sonntägen mit ihren Untergebenen umher und spatzieren gehen, auch sonst alle für ihren Stand und Geschlecht anständige Belustigungen genießen können. Diesen Plan werden Sie hoffentlich patriotisch und werth halten, daß er in einem jeden andern Lande ausgeführt werde.

Ich

Ich setze dieses bis zu einer bequemern Zeit aus, und will Ihnen nur noch die Geschichte der Lady Hill, der jetzigen Aebtissinn, erzählen, weil sie in der That verdient der Vergessenheit entzogen zu werden. Sie nahm den Schleyer, weil ihre Umstände es ihr eben so wenig als den übrigen Nonnen erlaubten, etwas anderes und angenehmeres zu wählen. Kurz darauf erbte sie von einer Anverwandtinn in Irrland, die ohne Testament starb, und ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Um solches in Besitz zu nehmen, war ihre Gegenwart in Irrland nothwendig. Die Aebtissinn stellte diesen Vorfall dem Patriarchen vor, als der sie allein von dem Gelübde, nie wieder aus dem Kloster zu gehen, losprechen konnte. Der Patriarch, welcher keinen verkehrten Eifer besitzt, erlaubte ihr weltliche Kleider anzuziehen, und zu Hause zu reisen, nachdem sie zuvor versprochen wiederzukommen. Sie gieng nach Irrland, und nahm, nachdem sie ihr Recht bewiesen, Besitz von der ganzen Erbschaft, welche sie in den Stand setzte in ihrem Vaterlande bequem und mit Ansehen zu leben.

Man wird einräumen, daß es in einem solchen Falle sehr schwer ist, der Versuchung,

in seinem Vaterlande zu bleiben, zu widerstehen, zumal da sie kaum drey und zwanzig Jahre alt und nicht heßlich war. Sie ließ sich aber nicht hinreißen, sondern verkaufte ihre Grundstücke so bald als möglich, und eilte, ihrem Versprechen und ihrem Gelübde getreu, wieder nach ihrem Kloster zurück, und legte ihr Vermögen so an, daß das ganze Kloster davon desto bequemer leben konnte.

Dies that ein Frauenzimmer! Eine solche Geringschätzung aller reizenden Vergnügungen der Welt, und eine solche Standhaftigkeit, das einmal gethane obgleich beschwerliche Gelübde nicht zu brechen, fand sich in einer weiblichen Brust! Würde wohl ein Mönch so edel gehandelt, und seine Fesseln, wenn er einmal so glücklich entwischt, wieder genommen haben? Ich will zur Ehre meines Geschlechts diese Frage lieber gar nicht beantworten, sondern nur noch hinzusetzen, daß die übrigen Nonnen, voll von Dankbarkeit und Bewundrung, sie zu ihrer Aebtissinn wehlten, und ihr beständig die Hochachtung, welche sie wegen ihrer guten Eigenschaften verdient, erweisen.

Sechs und zwanzigster Brief.

Italienische Kapuziner. Sonderbare Fische.

Lissabon den 9. Sept. 1760.

Sie wissen, daß die Krone Portugal jenseit des Meeres verschiedene Länder besitzt, deren Einwohner lange nicht alle dem christlichen Glauben zugethan sind, und daß man seit mehr als ein paar hundert Jahren, theils durch verabscheuungswürdige Grausamkeiten, theils durch erlaubtere Mittel, nemlich Missionarien, gesucht hat, sie zur katholischen Kirche zu bringen. Die Kapuziner hat man eine geraume Zeit für die eifrigsten und glücklichsten Bekehrer gehalten. Da dieser Orden aber in Portugal nicht eingeführt ist, so haben die vorigen Könige sie aus andern Ländern kommen lassen, und zwar insonderheit aus Frankreich und Italien, wo man ihrer genug entbehren kann.

Die Ausführung dieses Projekts war für den König in Portugal, der zuerst darauf fiel, nicht schwer. Der Pabst und der General des Ordens erlaubten gar gerne, daß so viel Kapuziner verschrieben wurden, als

nöthig waren. Nachdem die Einrichtung einmal gemacht war, kamen nach und nach immer neue nach Portugal, die zuvor erst die Sprache lernen mußten, ehe sie in die Missionen abgeschickt wurden. So lange sie sich in Lissabon aufhielten, wurden sie in den Franciscanerklöstern vertheilt, welche im Grunde wenig von den Kapuzinern unterschieden sind, nur daß diese einen Bart tragen, und jene nicht.

Es äußerten sich aber bald einige Schwierigkeiten. Die Kapuziner konnten nicht in Frieden bey den andern Pfaffen wohnen, weil diese eifersüchtig darauf waren, daß jene für heiliger gehalten wurden, als sie. Der letzt verstorbene König entschloß sich deswegen, ein paar Klöster in Lissabon anzulegen, eines für die Italienischen und das andere für die Französischen Kapuziner, auf daß sie nach ihren eigenen Regeln leben, und von ihren Superioren unmittelbar abhängen, und von diesen Anweisung erhalten möchten, sich desto geschwinder zu ihrer weiten Reise vorzubereiten.

Als ich von diesen beyden Klöstern hörte, bekam ich ein Verlangen, so viele von meinen Landsleuten in dem einen beysammen zu

sehen;

sehen; ich ließ deswegen dem Pater Guardian um Erlaubniß bitten, wenn es anders ihre Einrichtung erlaubte, mit ihm und den andern Mönchen zu speisen, und einen Nachmittag bey ihnen zuzubringen. Der Pater Guardian ließ mich sogleich auf heute bitten. Ich begab mich also um zehn Uhr hin, und versahe mich mit Französischen Weinen, um ihre Höflichkeit zu erwiedern, und sie recht lustig zu machen, weil sie dergleichen selten zu kosten bekommen. Der Guardian empfieng mich an der Thüre, mit vieler Höflichkeit, und in dem Augenblicke versammlete sich die ganze Brüderschaft um mich her, die aus funfzehn bis sechzehn gesunden und wohl genährten Personen von mittlerm Alter bestund. Sie führten mich gleich in die Kirche, und darauf durch das ganze Kloster, von der Kirche bis zur Bibliothek.

Das Kloster steht auf einer Höhe, am weitesten Ende der Stadt von der See, und hat beynahe eine eben so herrliche Lage, als das Dominikanerkloster zu Almada, jenseits des Flusses. Die Wohnungen der Kapuziner sind in Italien gemeiniglich schlecht und enge; diese sind aber ganz anders beschaffen, weil der König solche den Fremden angenehm

machen

machen wollen. Die Kirche hat ein edles Ansehen und reiche Verzierungen. Ihre Schlaf- und Speisezimmer sind hoch und groß, und die Zellen geräumig. Die Bibliothek hat gute Stuckatur- und Bildhauerzierathen. Im ganzen Kloster ist das schönste Brasilianische Holz bis zur Verschwendung gebraucht.

In der Bibliothek hätten zehnmal mehr Bücher Platz, und Sie können leicht denken, daß solche größtentheils keinen Platz unter den Büchern der witzigen Köpfe unserer Zeit verdienen. Sie bestehen meistens aus den Kirchenvätern, aus Scholastischen, Casuistischen und Ascetischen Büchern, desgleichen einer Menge Italienischer und Portugiesischer Predigten, worunter Segneri und Vieyra den vornehmsten Platz einnehmen. Ein kleiner Raum ist für die Handschriften bestimmt, welche in Cathechismen, Gebeten, Wörterbüchern und unvollständigen Grammatiken in allerley Indianischen und Amerikanischen Sprachen bestehen, die von den ehemaligen Missionarien, zum Behuf ihrer Nachfolger, gemacht sind, um sich vor Antretung ihrer Reise in Portugal darinn einigermaßen vorzubereiten.

Wir

Wir brachten hier zwo Stunden zu, darauf ward zum Essen gelautet. Die Mönche stellten sich in zwo Reihen gegen einander über zu Tische, und sagten ein langes Lateinisches Gebet in einem wohlklingenden Tone her, da eine Seite immer der andern antwortete. Wir setzten uns darauf nieder, ich bekam den vornehmsten Platz zwischen dem Guardian und dem Vicarius; der jüngste stellte sich vor einem erhöheten Pulte, und las ein mir zu Ehren aufgesetztes langes Compliment ab, so sehr ich auch bat, damit aufzuhören. Ich vermuthete gleich, daß Battista ihm die Materien dazu an die Hand gegeben, denn er stund die ganze Zeit an der Thüre, und lachte über meine Verlegenheit. Meinetwegen hob der Guardian auch das Stillschweigen bey Tische auf. Wir fielen alle mit frischem Appetit über das Essen her, denn der Pater Koch war von seiner gewöhnlichen Ordnung abgegangen, und hatte uns so viele Italienische und Portugiesische Gerichte gemacht, als er nur konnte. Wir waren überaus lustig bey Tische, und die Flaschen giengen umher, als wenn der Pater Guardian und Vicarius in Asien gewesen wären. Die Mahlzeit dauerte eine

Stunde

Stunde länger als gewöhnlich, und endigte sich abermals mit einem Lateinischen Gebete.

Sie führten mich darauf in ihren Garten, der eine halbe Meile im Umfange hält, und mit den herrlichsten Früchten angefüllt ist. Er liegt schief, und an dem obersten Ende trifft man einen Teich mit einer Art von Fischen an, die man ihrem Vorgeben nach sonst nicht findet. Sie sind, so viel ich sehen konnte, ohngefehr zwo Spannen lang und eine halbe breit, und haben gleichsam einen Buckel auf dem Rücken. Sie sind nicht schmackhaft, aber von einer Lebhaftigkeit, daß man darüber erstaunen muß. Wenn der Guardian rief: kommt Fische, kommt zum Essen, so kamen sie hervor, sprangen und tummelten sich auf dem Wasser herum, und schnappten die Stückchen Brod auf, die er hineinwarf; dieß alles machte einen überaus angenehmen Zeitvertreib. Ich bat, einer von den Vätern möchte ihnen doch eine Predigt halten, weil ich hoffte, die Fische würden auch zum Vorschein kommen und Zuhörer abgeben, wie bey der Predigt eines gewissen Heiligen am Adriatischen Meere. Sie merkten den Scherz, lachten und wunderten sich, daß ich die Italienischen

Histör-

Historchen noch nicht vergessen, ob ich gleich so lange abwesend gewesen.

Wir spielten darauf mit Kugeln unter einer Laube von Weinreben, und plauderten fleißig dabey. Was mich aber am meisten aufmerksam machte, war die Uebersetzung eines Gesangs von des Tasso befreytem Jerusalem in dem Genuesischen Dialekt. Der Vater, welcher denselben ablas, hatte ihn in seiner Jugend verfertigt, und er schien mir in seiner Art vortrefflich zu seyn. Diese Mönche werden alle aus dem Genuesischen Gebiete seit vielen Jahren genommen, weil man kurz nach der Einführung in Portugal gefunden, daß es viele Unbequemlichkeiten hatte, sie aus den verschiedenen Theilen von Italien kommen zu lassen. Gegen Abend nahm ich unter vielen Danksagungen meinen Abschied, gieng, wie gewönlich, nach dem Kaffeehause, und schrieb darauf diesen Brief. Morgen gedenke ich Mafra, Cintra und andere Oerter zu besuchen.

Sieben und zwanzigster Brief.

Lustreise nach Cintra. Schlechte Bewirthung.

Cintra den 11. Sept. 1760.

Wer niemals zwanzig Meilen weit gereiset ist, hält das Reisen für eine angenehme Sache. Dergleichen Personen mögen aber nur einmal in Portugal reisen; ich will Disteln essen, wenn sie nicht auf andere Gedanken kommen. Ich bin nunmehr zwey Tage aus Lissabon, weil ich gerne Mafra und Cintra sehen wollte. Die Neugierde kommt mir aber theuer zu stehen; denn ich habe seit der Zeit mehr als jemand in diesem ganzen Jahrhunderte ausstehen müssen. Die klägliche Nachricht davon soll Ihnen dieser Brief mittheilen, welchen ich in einer Stube an der Erde in einem meist verfallenen Hause schreibe, das hier ein Wirthshaus heißt, an andern Orten aber für eine Hexenwohnung würde gehalten werden.

Die Meublen in meiner Stube bestehen aus drey Stücken. Ein schlecht behauenes Stück Bret mit drey schiefen Beinen heißt der Stuhl; ein alter wackelnder Tisch, der

so

so glatt als eine Reibe ist; und auf dem staubichten Fußboden, der aus zerbrochenen Ziegeln besteht, liegt eine grobe schmutzige Matrazze, und dieses ist das beste Bette im ganzen Hause. Wie wird es meinen armen Knochen ergehen, die bereits vorige Nacht auf dem steinernen Lager zu Mafra so viel ausstehen müssen! Doch ich muß meine traurige Geschichte von gestern früh anfangen, und bis auf den heutigen Abend fortführen. Gestern früh um sieben Uhr trat ich in Begleitung des alten Kelly zu Pferde die Reise nach Mafra in meiner Chaise an. Meine Maulesel giengen einen so gravitätischen Schritt, daß ich das Dorf Cabeza, welches zwölf Meilen von Lissabon liegt, erst zu Mittage erreichte.

Wir kehrten daselbst ein, in der Hoffnung etwas zu essen, wenn etwas zu bekommen wäre. Ein freundlicher kleiner Knabe zeigte mir eine Stube, die sich vielleicht für eine Zigeunerinn oder einen Juden geschickt hätte. Die Decke war voller Löcher, und der Fußboden nicht so gut gepflastert als die Heerstraße. Es fiel mir ein, ob der Knabe uns vielleicht für die Maulesel, und die Maulesel für uns angesehen. Ich gieng also nach

dem Orte, wo diese waren, und fand ihr Zimmer gröſser und reiner als das unsrige, hatte aber doch nicht Lust zu tauschen, weil wir nur ein durchlöchertes Dach, sie aber gar keines hatten. Wir würden auch weder Essen noch Trinken haben genieſsen können, wenn nicht Kelly seiner Frau befohlen hätte, auf den Nothfall kalten Braten und ein halbes Dutzend Flaschen mit Wein in den Wagen zu packen. Dadurch entgiengen wir der Absicht des Wirthes, der uns stinkenden Speck und einen Vogel vorsetzen wollte, den mein Neger so hart fand, als den Schwanz eines alten Alligators.

Des Abends erreichten wir Mafra, welches noch acht Meilen von Cabeza liegt. Die ganze Gegend von Lissabon bis hieher verdient in Ansehung des schlechten Bodens, wenn man einige Stellen ausnimmt, mit den Wüsten von Nubien verglichen zu werden. Man bot uns ein eben so elendes Abendessen dar, daher unser Vorrath im Wagen das beste thun muſste. Nun kam die Zeit zu Bette zu gehen; wie soll ich Ihnen meine Noth beschreiben! Die Decke des Zimmers war durchlöchert, das Bett darinn war fast so groß als Amerika, und

hin

hin und wieder mit wilden Nationen bewohnt, die schwarz und schnell, wie die Indianer, waren. Glauben Sie wohl, daß ich, von so vielen Feinden umringt, die Augen habe einen Augenblick zuschließen können? Wie froh und erwünscht war mir der Anblick der Morgenröthe! Ich nahm ein Frühstück zu mir, und gieng darauf nach dem königlichen Kloster, dessen Beschreibung ich Ihnen morgen mittheilen werde, wenn ich anders von meinem erbärmlichen Lager wieder aufstehen werde.

Acht und zwanzigster Brief.

Promontorium Lunae. Sonderbare Hölen des Korkklosters. Geld, das die heilige Maria Magdalena bekommt.

Cintra den 12. Sept. 1760.

Ich habe das Glück, für die heutige Nacht ein besseres Bett zu bekommen, und bin außerdem mit dem Tage so zufrieden, daß ich mein voriges Ungemach bereits ganz vergessen. Es wäre der natürlichen Ordnung gemäß, mit der Beschreibung des königlichen Klosters den Anfang zu machen, ich bin aber so voll von dem, was ich heute gesehen, und wollte Ihnen auch so gern bald Nachricht davon geben, daß ich von der Regel eine Ausnahme machen muß.

Heute in aller Frühe verließ ich diesen Ort. Ich und Kelly ritten auf Eseln einen hohen und steilen Berg hinan, auf dessen Gipfel ein Kloster von Hieronymiten liegt. Ehemals hatten ohngefehr ein Dutzend Mönche Platz darinn; da es aber viel vom Erdbeben gelitten hat, so halten sich jetzt nur vier oder fünfe darinn auf. Es stehen noch

fünf bis sechs Zimmer über einer Gallerie, die einen Hof einschließt, welcher mit blauen und weißen Ziegeln, wie ein Schachbret, und zwar dergestalt gepflastert ist, daß alles Regenwasser in der darunter befindlichen Cisterne zusammenläuft. Mit eben solchen Ziegeln sind auch die Wände des Ganges ausgesetzt.

Aus den Fenstern hat man einen erstaunlich weiten Prospekt, weil das Kloster fast eine Meile über der Oberfläche des Meeres erhaben ist. Man übersieht einen unermeßlichen Strich Landes, nur Schade, daß so vieles unfruchtbar ist. Die Mitte des Berges scheint aus unzählichen abgebrochenen Felsenklumpen zu bestehen, die zum Theil so groß als ganze Häuser sind. Die kleinen dazwischen befindlichen Flecke Landes sind von den Mönchen angebauet, und bringen ihnen mehr Kräuterwerk als sie gebrauchen. Fruchtbäume kommen hier, wegen der scharfen Luft und kalten Nebel, nicht fort. Sie lassen deswegen Früchte und andere benöthigte Dinge täglich auf Maulesseln aus Cintra holen. Außer den Kräutern und Hülsenfrüchten bauen sie aber auch selbst etwas Türkisches Korn, und verfertigen eine Art

von Kuchen daraus, welche sie den Fremden vorsetzen.

Man kann nur durch den Weg, welchen wir genommen, hinansteigen. Die andern Seiten sind selbst für Gemsen unwegsam. Da die Kirche und das Kloster außerordentlich fest gebauet sind, so konnte das Erdbeben, ob es gleich hier so stark war als an einem jeden andern Orte in Portugall, nicht alles über den Haufen werfen. Keiner von den Mönchen kam, der schrecklichen Erschütterung des Berges ungeachtet, ums Leben. Die Kirche steht auf der Stelle eines alten Römischen Tempels, welcher dem Monde gewiedmet war, und daher hieß der Berg, wie mich wenigstens einer der Mönche versicherte, Promontorium Lunae.

Nach einem Aufenthalte von zwo Stunden giengen wir zu Fuße wieder hinab, und ließen die Esel vor uns her treiben. Auf der Hälfte des Berges nahm ich einen Führer, der uns nach einem andern Berge zwey Meilen davon bringen sollte. Er führte uns über eine unwegsame Gegend, die theils voll Steine lag, theils sandig und Heyde war. Doch standen hin und wieder Kiefern und Pantoffelbäume, auch allerley Pflanzen, die

dem

dem Ganzen einen malerischen Anblick geben. Der Berg, wohin wir giengen, war eben so hoch als der vorige, und heißt bey den Portugiesen Cabo de Rora, der Felsen von Lissabon, dessen bereits mehrmalen Erwähnung geschehen. Ich war neugierig das darauf liegende Korkkloster zu sehen, und wir erreichten es nicht ohne Beschwerde, wegen des steilen felsichten Weges, und der hin und wieder auf den Seiten befindlichen Abgründe.

Das sogenannte Korkkloster ist eigentlich eine Einsiedeley, zu der nur ein einziger Weg durch einen in einem Felsen von der Natur gemachten Bogen führt. Er steht ohngefehr zweyhundert Fuß niedriger als die Einsiedeley, sonst ist es nirgends möglich hinan zu klettern. Hier ließen wir den Führer mit den Eseln, und stiegen vollends zu Fuß hinan, um einen Ort zu sehen, den man sich nicht sonderbarer, wilder, angenehmer und romanenmäßiger gedenken kann.

Die Einsiedler hatten uns von weitem entdeckt, und waren bereit uns zu empfangen. Wir gaben uns die Hände, als wenn wir lange gute Freunde gewesen wären. Als der Pater Superior hörte, daß wir noch

nicht gegessen, befahl er geschwind etwas zu rechte zu machen, und führte uns darauf zuerst nach einem unregelmäßigen Platze, der ohngefehr vierzig Ellen ins Gevierte hielt. Vor demselben liegt ein hoher hin und wieder durchlöcherter Felsen, und aus diesen Löchern und Kellern besteht die ganze Einsiedeley. Die Kirche ist eine besondere Höle, die Sakristey wieder eine andere; der Beichtstuhl, die Küche, das Schlaf- und das Speisezimmer, alle Zellen sind eben so viel Hölen, und andere Löcher dienen zur Thüre und zu den Fenstern. Die Thüren sind aber so enge, daß, wenn einer der Väter die Wassersucht bekäme, er nicht durchkommen könnte, und die Zellen so kurz, daß ein langer Mann nicht ausgestreckt darinn liegen kann. Gleichwohl liegen sie des Nachts auf Strohsäcken darinn, wenn sie ihre Thüren und Fenster mit Bretern zugemacht haben.

Keine Höle unter allen kann geräumig genannt werden. Die Küche ist die größte; ein Französischer Koch würde es aber sehr übel nehmen, daß man einem solchen Orte einen so edlen Namen beylegt; die Mönche sind nicht so gewissenhaft. Der Rauch zieht oben zu einem runden Loche hinaus. Die

Natur

Natur hat hier allerdings einen sonderbaren Ort gebildet, denn die Kunst hat für die jetzigen Bewohner desselben sehr wenig gethan. Das Erdbeben wütete hier entsetzlich, konnte aber nichts ausrichten. Diese Wohnungen können nicht anders als mit dem Berge selbst über den Haufen fallen.

Was diesen gleichsam von der Natur gebaueten Ort noch sonderbarer macht, ist, daß alle Wände, Fußböden und dergleichen mit Kork oder Pantoffelholzrinde bedeckt sind, weswegen die Englischen Seeleute es das Korkkloster nennen. Durch den Kork wird die Feuchtigkeit abgehalten, die den Mönchen sonst höchst beschwerlich fallen würde, weil die Wände hin und wieder mit einem dünnen Mose bedeckt sind, und das Wasser durch die Poren des Felsen in ganz kleinen Tropfen heruntertröpfelt. Die Mönche steigen durch eine Reihe sehr unregelmäßiger Stuffen zu ihrem Wasserbehältnisse und zu ihren kleinen Stücken Gartenland hinab. Nicht weit davon ist eine andere Höle, worinn einer der vorigen Einsiedler die letzten zwanzig Jahre seines Lebens mit einer fast unglaublichen Geduld zugebracht hat, indem er weder des Tages noch des Nachts

herausgekommen. Wenigstens sagt dieses eine Innschrift über derselben, und die Mönche behaupten es steif und fest, ob es gleich vor zweyhundert Jahren geschehen seyn soll. Ich wünschte um ihrer eignen Ehre willen, daß man die Innschrift wegnehmen und die Höle zufüllen möchte. Man hat keiner Lügen nöthig, um den gemeinen Mann zur Besuchung eines so sonderbaren Ortes anzureizen. Aus verschiedenen Ursachen, die ich nicht anführen mag, ist es nicht möglich, daß ein menschliches Geschöpf, ohne herauszugehen, in diesem Loche beständig leben könnte.

Das Wasserbehältniß wässert zugleich einige Stückchen Land. Die Mönche sind alle Gärtner, und haben Küchengewächse von aller Art im Ueberfluß, aber keine Früchte. Sie nennen die vielen kleinen Fußsteige, welche zu dem Wasser führen, aus Scherz ihre Spatziergänge; und wenn ich die vielen unbequemen Stuffen wegnehme, so ist es wirklich ein angenehmer Gang, der von Bäumen und Buschwerk beschattet wird. Nachdem wir die ganze Einsiedeley besehen hatten, setzten wir uns zur Tafel. Mitten in der Höle, welche den Speisesaal vorstellt,

liegt

liegt ein groſser Stein, welcher statt des Tiſches dient, wenn sie des Wetters wegen einen bedeckten Ort zum Speiſen suchen müſſen. Bey dem schönen Wetter aſsen wir im Freyen. Weil es ein Fasttag war, so hatten wir gesalzene Fiſche, die nach Landesgebrauch mit Knoblauch schmackhaft zubereitet waren, ferner Salat, Holländiſchen Käſe, nebst so viel Obst von allerley Art, als wir lange nicht verzehren konnten, gutes Brod und vortrefflichen Wein. Bey Tiſche unterhielten uns die Mönche sehr angenehm, erzählten uns, daſs die Engländer und Engländerinnen häufig kämen und sie beſuchten. Wir lieſsen uns den Wein gut schmecken, und tranken auf die Gesundheit der Engländerinnen.

Weil diese Mönche vom Franciſcanerorden sind, so dürfen sie kein Geld anrühren. Sie haben aber eine gemalte Maria Magdalena auf dem Altare in der Kirche stehen, und dieſer opfert man unvermerkt ein Stück Geld. Sonst wären diese wenigen Mönche nicht im Stande die häufigen Fremden mit Essen und Trinken zu bewirthen, und überdieſes noch armen Leuten zu geben, die theils aus Andacht, theils um sich einmal satt zu essen, hieher kommen. Sie

nehmen

nehmen auch Frauensperſonen auf, ſie müſſen aber in Geſellſchaft von Männern kommen, ſonſt nicht. Gemeine Weiber dürfen nur bis an den gedachten Bogen gehen, außer an gewiſſen Feſttagen.

Eine Stunde nach Tiſche giengen wir wieder zu unſern Eſeln zurück, da ſolche inzwiſchen ihre Mahlzeit mit Diſteln gehalten hatten. Der Neger ließ ſich das ihm gebrachte Eſſen und den Wein aus der Einſiedeley ſehr gut ſchmecken. Ich kann alſo mit Wahrheit ſagen, daß ich die ſonderbarſte Einſiedeley in der Welt geſehen, die eine angenehme Lage zwiſchen Felſen, Bäumen und Gebüſche hat. Die Ausſicht iſt erſtaunlich weit, und erſtreckt ſich über eine große Fläche des Meeres, über alle Dörfer und Flecken an der Mündung des Tagus, über das königliche Kloſter zu Mafra, und einer Menge einzelner auf dem Lande umher zerſtreut liegenden Wohnungen, über eine lange Reihe theils bewohnter, theils felſichter und unfruchtbarer Berge. Einige derſelben ſind mit Eichen, Fichten und Pantoffelbäumen beſetzt; auf andern ſieht man Weinberge, Oelbäume, Pomeranzen, Zitronen und unzähliche Gewächſe von allerhand Art.

Neun und zwanzigster Brief.

Beschreibung von Mafra und Cintra. Das königliche Kloster und dessen Bibliothek. Seltenheit Portugiesischer Bücher.

Lissabon den 13. Sept. 1760.

Nun bin ich wieder hier, und willens Ihnen einige Nachrichten von Mafra und Cintra zu geben. Mafra ist ein so elender Ort, daß man ihn auf den Landcharten von Portugal vergebens suchen würde, wenn König Johannes V. der Vater des jetzigen, nicht einen Büchsenschuß davon ein ungeheures großes Gebäude aufführen lassen, welches ein vollkommnes Viereck ist, und aus einer Kirche, einem Kloster und zwo Reihen königlicher Zimmer besteht. Die letztern nebst der Kirche nehmen die eine Hälfte, und das Kloster die andere Hälfte ein. Die Kirche liegt in der Mitte der Hauptvorderseite gegen das Dorf, und kann ohne das Chor tausend Menschen fassen; sie ist aber so dunkel, daß man alle Schönheiten nicht auf einmal übersehen kann. Dieß ist um so mehr zu bedauern, da weder Gold, noch Sil-

ber, noch Bronze, noch Marmor, ja selbst keine Juwelen gespart sind, um daraus ein bewundernswürdiges Monument zu machen.

Verschiedene Altäre sind so kostbar, als man sie nur durch Kunst und Geld machen können. Auf dem vornehmsten steht eine Statue von massivem Silber mit großen Leuchtern und so vielen andern kostbaren Sachen, daß er eine halbe Million Crusaden *) gekostet haben soll, welches mir nicht unglaublich vorkommt. Die Kirche hat sechs Orgeln, auf jeder Seite drey, aber keine ist ausgebauet. Wenn sie fertig sind, so wird es etwas sonderbares seyn, sie alle auf einmal zu hören. Viele glauben, daß es eine gute Wirkung thun wird; ich zweifle aber daran, und befürchte, daß sie schwerlich so genau zusammen stimmen werden. Die Kirche möchte auch wohl für eine solche Menge von Orgeln zu klein seyn.

Von den zwo Reihen königlicher Zimmer gehört die, welche rechter Hand vom Eingange der Kirche liegt, der Königinn, und die linke Seite dem Könige. Sie sind weitläuftig genug, um vielen Personen des königlichen

*) Ein Crusado beträgt ohngefehr zwanzig gute Groschen.

niglichen Gefolges Platz zu verschaffen. Eine jede Seite enthält eine Menge von großen und kleinen Zimmern, Kabinetten und dergleichen; sie hängen vermittelst einer Gallerie, welche über einen Theil der Kirche weggeht, zusammen. Ich kann nicht sagen, wie sie meublirt sind, weil in Abwesenheit des Hofes alles weggenommen wird. Die beyden Haupttreppen, welche zu diesen Zimmern führen, sind gut erleuchtet, bequem und breit genug. An jeder Seite der Hauptvorderseite sind zwey Kuppeln oder Pavillons. Sie thun in der Entfernung eine gute Wirkung, und machen mit der Hauptkuppel und den vier Thürmen der Kirche einen schönen Kontrast.

Diese Vorderseite hat ein so edles Ansehen, als die Kunst es nur geben kann. An dem Haupteingange stehen ein paar Säulen von Portugiesischem Granit, welcher dem Egyptischen fast an Güte gleich kommt. Sie bestehen eine jede aus einem einzigen Stück, und halten drey Klafter im Umfange. Auf jeder Seite des Eingangs ist eine Gallerie oder Halle, welche auf andern schönen Säulen ruhet, und mit verschiedenen kolossalischen von den besten Meistern in Rom

verfer-

verfertigten Statuen geziert ist. Allein die Statuen sind entweder für die Gallerie zu groß, oder die Gallerie ist zu enge für die Statuen.

Was mir am meisten bey der Vorderseite in die Augen fiel, ist der Aufgang zur Kirche, welcher den grösten Theil des Platzes zwischen dem Dorfe und dem Gebäude einnimmt. Die breiten in einem halben Cirkul herumlaufenden Stuffen geben ihr ein so prächtiges Ansehen, daß ich zweifle, ob wir etwas in der Art aufweisen können. Das Dach über die Zimmer, die Kuppeln ausgenommen, giebt zugleich eine Art von Terrasse, von der man einen prächtigen Prospekt hat. In den Thurmspitzen hängen hundert und sechzig Glocken von verschiedener Größe, welche zum Glockenspiele, das unten in zwey Thürmen gespielt wird, dienen. Ich kann Ihnen ohne viele Abzeichnungen unmöglich einen Begriff von den Maschinen machen, wodurch dieses bewerkstelliget wird; genug, daß dieß Werk fast eine Million Crusados gekostet, und daß die ganze Kunst der Glockengießerey dabey angewandt worden. So viel Räder, Federn, Läufer, theils von Kupfer, theils von Stahl,

daß

daß ich es nicht beschreiben kann. Mir scheinen die Erfindungskunst und die Gedanken dabey verschwendet zu seyn; denn mit allem Nachdenken und den unsäglichen Kosten hat man doch nichts weiter zu Stande gebracht, als eine Musik von Glocken, deren man überdrüßig wird, wenn man sie einige Minuten hört.

Unter den vielen schönen Stücken dieses Gebäudes habe ich vorzüglich ein paar Höfe bemerkt, die mit Gallerien von guter Architektur und besser als die von den Procuratie Nuove in Venedig in die Augen fallen, umgeben sind. Ueber diese sind die Zimmer der Staatsbedienten angelegt, wenn der Hof sich hier aufhält. Diese Zimmer sowohl als die königlichen haben eine Verbindung mit den Wohnungen der Mönche.

Die letztern bestehen aus drey großen Schlafzimmern, einem Speisesaale, Krankenzimmer, Küche, Bibliothek und einigen andern Plätzen. Eines der Schlafzimmer halte ich dreyhundert Schritte lang und so breit zu seyn, daß zehen Männer neben einander gehen können. Auf jeder Seite der drey Schlafzimmer sollen sechshundert Zellen seyn. Sie sind nicht enge und niedrig, wie gemei-

niglich in den Franciscanerklöstern, sondern geräumig und hoch, so daß in jeder ein Römischer Prälat wohnen könnte. Es sind aber nicht so viel Mönche als Zellen hier, sondern ohngefehr dreyhundert wirkliche Mönche, und hundert und funfzig Layenbrüder. Die Meublen eines jeden der wirklichen Mönche bestehen in einem schmalen, nicht gar zu bequemen Bette, einem Tische, einigen Stühlen, einem Brete zu den Büchern und einigen andern Kleinigkeiten. Die Layenbrüder haben keinen Platz für Bücher, weil die wenigsten lesen können.

Das Speisezimmer ist von einer erstaunlichen Größe. An dem Tische, welcher in der Länge hingeht, können auf jeder Seite hundert und funfzig Personen sitzen; daraus kann man auf die Größe schließen. Gleichwohl ist an dem einen Ende noch so viel Platz, daß zuweilen ein Tisch, woran der König mit den Vornehmsten seines Hofs speist, gedeckt wird. Ich besahe es kurz zuvor, ehe gespeiset ward, und bemerkte, daß zween Mönche allezeit einen Krug mit zwo Kannen Wein, worauf das königliche Wappen stund, vor sich hatten. Zwischen zwo Personen stund ein Teller von Brasilienholz

mit

mit sechs Feigen, zwo Weintrauben und zwo Zitronen. Ihre übrige Mahlzeit, welche ich aber nicht gesehen, besteht in drey Schüsseln Fleisch oder Fastenspeise, nachdem der Tag ist. Ein jeder bekommt ein Pfund Brod, sie dürfen aber mehr fordern, wenn es nicht hinreichend ist.

Wenn die dreyhundert Mönche bey Tische sitzen, warten ihnen die hundert und funfzig Layen mit grosser Ehrerbietung auf. Der König giebt allen so gut zu essen, daß sie munter und wohlgenährt aussehen. Ich habe nie solche wohlgebildete Mönche gefunden, auch nicht in den Gemälden des Paul Veronese, der den Pfaffen allemal eine gute Gestalt zu geben pflegt. Die Unterhaltung so vieler Mönche soll dem Könige jährlich über zweymal hunderttausend Crusados kosten, und das scheint nicht zu viel zu seyn, wenn man bedenkt, daß vierzehntausend Zähne, auf jeden Mund zwey und dreyßig gerechnet, alle Tage zweymal im Gange sind. Dazu kommt die Chocolade des Morgens, die Kleidung, das Holz, die Menge von Wachskerzen in der Kirche und den Zellen, das Oel in der Küche und zu den Lampen, und unzählige andere Artikel. Am wenig-

sten kostet die Arzney, man muß aber erwe-
gen, daß man diejenigen, welche alt und
kränklich werden, in andere Klöster schafft,
und ihre Plätze durch junge und gesunde Re-
kruten ersetzt.

Die Bibliothek nimmt eine lange Galle-
rie und ein großes Zimmer ein. In der er-
stern sollen sich gegen siebenzigtausend und
in dem letztern zehntausend Bände befinden.
Dieses Zimmer enthält so viele Portugiesi-
sche Bücher, als man schwerlich beysam-
men antreffen wird. Rechter Hand beym
Eingange sahe ich eine Menge Quartanten,
welche alle zum genealogischen Fach gehör-
ten. Wenn die Verfasser die Wahrheit ge-
schrieben, so ist keine Nation unter der Son-
nen so gut mit ihren Vorfahren bekannt.
Es ist kaum eine etwas angesehene Familie
im Königreiche, die nicht ihren eignen Ge-
schichtschreiber aufweisen kann, manche ha-
ben gar mehrere. Die Auswärtigen geben
daher den Portugiesen Schuld, daß sie an-
dere Nationen so gering schätzen, und alles,
was nicht Portugiesisch ist, verachten. Dieß
war vermuthlich auch die Ursache der Wuth
des Herzogs von Aveiro, welche ihn zu ei-
ner solchen schrecklichen That verleitete, der-

gleichen

gleichen von jeher über die Verbrecher und ihre Familien alles Unglück verbreitet hat. Er konnte nicht leiden, wenn seine Stammtafel auf irgend eine Weise befleckt ward.

Außer den vielen genealogischen Büchern in Quart und anderem Format, sind in diesem Zimmer viele Geschichte von den Eroberungen der Portugiesen in den beyden Indien. Nichts ist zahlreicher in dieser Büchersammlung, als die Lebensbeschreibungen der Heiligen von allerley Nationen und Geschlecht. Gegen hundert Bände sollen allein die Thaten des heiligen Antonius, und zwar alle auf verschiedene Art beschreiben. Kein Alexander und August kann sich so vieler Geschichtschreiber rühmen.

Die kleine Bibliothek ist, wie der Bibliothekar behauptete, viel schätzbarer als die große; gewissermaßen hat er Recht. Die letztern kann man für Geld haben, aber die Portugiesischen sehr schwerlich, weil sie nach dem Erdbeben ungemein selten geworden sind. Nicht nur das Erdbeben selbst, sondern die darauf erfolgte Feuersbrunst hat die meisten öffentlichen und Privatbibliotheken verwüstet. Dieser Verlust wird außerhalb Landes nicht beträchtlich seyn, da man

die Portugiesischen Schriften nicht sehr schätzt. Ihre Schriftsteller sind nicht berühmt. Osorio ist als ein Lateinischer Geschichtschreiber, und Camoens wegen seines Heldengedichts in der gelehrten Welt bekannt; beyde werden aber wenig gelesen. Unsere Italienischen Mönche machen viel Wesens aus den Predigten eines gewissen Vieira, und setzen sie unserm Segneri an die Seite; ich traue ihrem Geschmacke in der Redekunst aber nicht viel.

Ich schlug einen Band von des Vieira Predigten auf, und fand gleich einen Eingang, worinn er von der Vollkommenheit des Cirkuls handelt. Nachdem dieser Portugiesische Cicero, wie ihn seine Landsleute nennen, solche in prächtigen Worten vorgetragen, thut er endlich seinen lieben Zuhörern kund: „Daß wenn das göttliche Wesen sich in einer geometrischen Figur zeigen wollte, so würde es vorzüglich die Figur eines Cirkuls wählen, und weder ein Dreyeck, noch ein Quadrat, noch ein Fünfeck, noch ein Zwölfeck, noch sonst eine bekannte geometrische Figur.„ Was konnte ich, nachdem ich dieß gelesen, anders thun, als das Buch geschwind wieder an seinen

Ort

Ort setzen? Gleichwohl müssen seine Predigten etwas Gutes haben, weil sie von so vielen Leuten geachtet werden; ich wünschte, ich hätte Zeit, um zu sehen, worinn das Gute besteht.

Man hatte mir etwas von einer Uebersetzung der Werke des Metastasio gesagt, ich erkundigte mich also bey dem Bibliothekar darnach, er hatte aber nie etwas davon gehört. Was kann man auch Gutes davon hoffen? Vermuthlich hat der Uebersetzer den Helden Laquayen zugegeben, die, wenn ihre Herren abgehen, auf dem Schauplatze bleiben, und sich mit den Kammerjungfern der Heldinnen nach ihrer Art unterhalten. Sie lachen? Finden Sie es denn so sonderbar, daß Achilles einen Läufer hat, Semiramis eine Wärterinn, oder Deidamia ein kleines dreistes Küchenmädchen, welches den Mohren ruft, ihrer gnädigen Frau die Chocolade zu bringen? Wenn der dramatische Geschmack in Portugal so beschaffen ist, so würde man über eine Uebersetzung der Komödien des Goldoni eben so vergnügt seyn, als die Gondolierer in Venedig über die Dirginale.

Die Portugiesen haben ein Wörterbuch, welches sowohl von ihnen selbst, als auch

von Fremden gerühmt wird; es hat aber einen Französischen Jesuiten, den Bluteau, zum Verfasser, und besteht aus neun Bänden in Quart. Ich hätte es kaufen sollen, allein außer daß es zu groß für einen Reisenden ist, so war es mir auch viel zu theuer.

Ich brachte vier Stunden in dieser Bibliothek zu, und durchblätterte während der Zeit verschiedene Bücher. In einem medicinischen Buche fiel mir ein so weiser als sonderbarer Rath für schlimme Augen in die Hände. Wer damit behaftet ist, sagt der Arzt, muß nicht lesen, und auf nichts Weißes sehen. Der gute Bibliothekar war sehr vergnügt, daß ich mich um den Zustand der Portugiesischen Gelehrsamkeit so genau bekümmerte. Wenn ich aber von dem Wenigen, was ich gesehen, auf das Ganze schließen soll, so sind die besten Schriftsteller in Ansehung der Poesie mit der Italiener ihrem Achillini und Ciampoli, und in Ansehung der Prosa mit dem Giuglari und Tesauro zu vergleichen, deren unnatürliche Gedanken und schwülstige Ausdrücke unserm Jahrhunderte in Ansehung der Gelehrsamkeit den Beynamen des schlechten (Secolo cattivo) zu-

wege gebracht haben. Die schwülstigen Schriften des Calloandro, Eromena, Dianea, Coralbo und anderer sollte man für Uebersetzungen aus dem Portugiesischen halten.

Die große Bibliothek zu Mafra hatte ich nicht Zeit genug zu besehen; ich habe aber doch so viel bemerkt, daß sehr gute Bücher in den gelehrten Sprachen darinn sind, und es sollen auch einige schätzbare Handschriften, insonderheit Arabische und Hebräische, darinn aufbehalten werden. Einige Mönche studirten hier, woraus ich schließe, daß sich verschiedene auf Wissenschaften legen. Man muß sich aber länger an einem Orte aufhalten, um sich eine richtige Abschilderung von den Einwohnern zu machen, als ich zu Mafra.

Der Garten des Klosters ist ziemlich groß, in Betrachtung, daß er gleichsam aus dem Felsen gehauen ist, und daß man viele Erde weit anfahren müssen. In der Mitte ist ein großes Wasserbehältniß, und außerdem noch einige Springbrunnen. Aus dem Garten führen verschiedene Thüren in den königlichen Park, der mit einer Mauer eingefaßt ist, und vierzehn bis funfzehn Meilen

im Umfange hält. So viel ich aus den Fenstern des Klosters urtheilen konnte, suchet man hier den schönen grünen Boden, welcher die Englischen Parks so reizend macht, vergebens; er sieht vielmehr aus als eine steinichte Einöde, in der hin und wieder ein Baum steht.

Unter allem, was man hier antrifft, ist hauptsächlich nur das Gebäude der Aufmerksamkeit würdig. Wenige und vielleicht nicht zehen Gebäude in ganz Europa haben ein so prächtiges und majestätisches Ansehen. Der erste Baumeister war ein Deutscher, der sich in Rom gebildet hatte. Er muß ein großes Genie gehabt haben, um ein so weitläuftiges Gebäude anzugeben, und alle Theile unter einander auf eine so edle und schickliche Weise zu verbinden. Der Grundstein ward, wenn man mir anders recht berichtet, im Jahre 1717. gelegt; es ist noch nicht völlig ausgebauet, obgleich in den ersten zwanzig Jahren beständig sechstausend Menschen daran gearbeitet haben, der vielen Künstler in Rom und anderer Orten nicht einmal zu gedenken. Man hat die Anzahl erst vor einigen Jahren vermin-

dert,

dert, und jetzo arbeiten nur zweyhundert Menschen daran.

Die Gelegenheit zu diesem Gebäude war ein Gelübde der Erzherzoginn von Oesterreich, welche als Braut des Königes Johannes V. nach Portugal seegelte. Bey der Annäherung gegen die Küsten sahe sie zuerst die Hügel von Mafra, weswegen sie sich als die erste Gnade ausbat, daß der König daselbst eine Kirche für die Maria und den heiligen Antonius bauen möchte, weil sie deren Schutz ihre glückliche Ueberfahrt schuldig zu seyn vermeynte. Der König, welcher den Pfaffen nur gar zu günstig war, gab ihrem Bitten leicht Gehör. Er gieng noch weiter, und setzte den Pallast, das Kloster, den Garten und den Park hinzu, um den ganzen Platz, der zuerst durch den Blick der königlichen Braut beglückt worden, noch mehr zu ehren; eine sonderbare Art von Galanterie! Weil in der Nachbarschaft die herrlichsten Marmorbrüche befindlich waren, so hatte sie das Vergnügen das Gebäude vor ihrem Tode größtentheils ausgeführt, und mit mehr als funfzig Kolossalischen Statuen geziert zu sehen.

Dreyßigster Brief.

Unwissenheit der Gelehrten. Von Orgeln und Glockenspielen. Nachricht von Cintra.

Lissabon den 13. Sept. Abends 1760.

Nachdem ich das Kloster mit Muse besehen, führte man mich wieder in die Kirche zum königlichen Orgelbauer, der mir die innere Einrichtung einer Orgel zeigen wollte. Ich habe auf alle Theile und ihren Gebrauch, den man mir sorgfältig erklärte, genau Acht gegeben, muß aber doch gestehen, daß ich viel zu unwissend bin, um nur eine ohngefehre Beschreibung davon zu entwerfen. Wie nachläßig bin ich gewesen! In vierzig Jahren habe ich mich weder um Röhren noch Blasebälge bekümmert, um die große Abwechselung von lieblichen Tönen einzusehen, welche dadurch zuwege gebracht wird. Man muß nur gar zu viel wissen, um die zu einem Reisebeschreiber erforderliche Geschicklichkeit zu besitzen.

Manche gerathen auf den Einfall, wenn sie merken, daß sie die vorgefallenen Gelegenheiten, ihre Kenntnisse zu erweitern, ver-

äumt

abſäumt haben, ſich ein zweytes Leben zu wünſchen, um alsdann mit Eifer und großer Standhaftigkeit alles zu lernen, was ſeit Ariſtoteles Zeiten von den Gelehrten erfunden worden. Das ſind, dünkt mich, nichtige Speculationen. Wäre unſer Leben noch ſo lang, und unſer Fleiß noch ſo anhaltend, ſo iſt es weislich von der Vorſehung gehandelt, daß wir in der Jugend nicht ſehr daran denken, daß wir ſo viel lernen müſſen, und daß wir doch nur wenig lernen können; wir würden dadurch abgeſchreckt werden, und anſtatt das wenige zu lernen, was wir faſſen, würden wir allen Muth, unſere Kenntniſſe zu erweitern, verlieren.

So philoſophirte ich über meine Unwiſſenheit im Orgelbauen. Muß der Künſtler mich nicht darüber im Herzen verachtet haben! Ich tröſte mich damit, daß es viel größere Männer giebt, die von weit geringern Sachen als das Orgelbauen nichts wiſſen. Wie viele Gelehrte auf den hohen Schulen eſſen täglich ein paarmal Brod, und haben keinen Begriff vom Backen! Wie viele ſchreiben täglich, ohne ſich zu bekümmern, woraus die Dinte gemacht wird! Wie viele laſſen ſich alle Morgen den Bart

putzen; und kennen die Ingredienzen der Seife nicht!

Ich erinnere mich dabey einer Geschichte, die verdient angeführt zu werden. Wicherley, Walsh und Pope, drey witzige Köpfe in England, giengen einmal mit einander im Felde spatzieren, und geriethen über ein Blatt, das einer von ihnen aufgehoben hatte, in einen Streit. Dieß ist das schönste Blatt vom Weizen, das ich je gesehen, sagte der Eine, der Andere hielt es für Roggen, und der Dritte für Haber. Von ohngefehr begegnete ihnen der Kräuterkenner Miller, sie baten ihn um die Entscheidung ihres Streites, und er berichtete ihnen, daß keiner von ihnen Recht hätte. Unsere gelehrtesten Männer sind in den meisten Dingen im gemeinen Leben ganz unerfahren, und die Philosophen können von dem niedrigsten Pöbel oft mehr lernen, als sie glauben. Ich will also nicht böse werden, wenn mich der Orgelbauer für einfältig hält.

Er ist ein Irrländer, Namens Evan, und kaum vier Fuß hoch, aber erstaunlich lebhaft. Man hat ihn nicht aus Gunst, sondern bloß seiner Geschicklichkeit halben genommen. Der König hatte acht der besten

Orgel-

Orgelmacher aus Italien, Deutschland und andern Orten her verschrieben, und dem die Arbeit versprochen, der die beste Probe liefern würde. Ein jeder, wie man leicht denken kann, that sein Bestes, aber der berühmte Sänger, Caffarello, und der Kapellmeister, David Perez, welche zu Schiedsrichtern erwählt waren, gaben beyde einmüthig dem Evan den Vorzug. Sein Gehalt ist zwar nicht so ansehnlich, als er geglaubt hatte, ihm war aber der Vorzug das Beste. Er hatte seine Nebenbuhler übertroffen, und sahe sie beschämt fortreisen.

Nachdem er mir seine Orgel zergliedert und eine Weile darauf vorgespielt hatte, nahm er mich mit zu seinem Freund, dem Glockenspieler. Lachen Sie nicht darüber, daß ich diesen Mann besucht habe. Er ist in seiner Art groß; denn außerdem, daß er in seiner Kunst eine besondere Geschicklichkeit besitzt, und den Hof damit belustigt, hat er viel Genie, und zwey besondere Instrumente erfunden, wovon eines aus Stückchen Holz, und das andere aus Stückchen Ziegel besteht. Diese Stückchen werden in einer gewissen Ordnung auf den Tisch gelegt, und alsdann spielt er vermittelst zweener kleinen

Hammer

Hammer darauf, und bringt ganze Symphonien von Händel und Scarlatti heraus. Evan, der ein billiger Richter in solchen Sachen ist, schätzt ihn hoch, und beneidet ihn seiner Geschicklichkeit halben nicht, weil sie nicht in sein Fach schlägt. Ich verließ diese beyden großen Künstler erst gegen Abend.

Der Weg zwischen Mafra und Cintra ist so, als er vermuthlich nach der Sündfluth war; ich mußte zwanzigmal aus dem Wagen steigen, aus Furcht umgeworfen zu werden. Hin und wieder sahe ich große marmorne Blöcke und Säulen für das königliche Kloster, welche hier gebrochen werden. Ich erreichte erst im Finstern Cintra, und mein Neger brachte mich in das sogenannte Englische Wirthshaus. Es führt den Namen von einer Anzahl Englischer Kaufleute, welche theils zum Vergnügen, theils um Pomeranzen und Citronen zu kaufen, aus Lissabon hieher kommen. Wenn diese hier sind, nehmen sie die besten Zimmer ein, und das mit Recht, weil sie es für sich eingerichtet haben. Bey meinrr Ankunft war das ganze Haus voll, und es war zu spät für ein anderes Unterkommen zu sorgen; daher mußte ich, wie ich bereits erwähnt habe, mit

dem

dem elenden Lager in des Nachbars Hause vorlieb nehmen. Nach meiner Zurückkunft von dem Korkkloster waren die Kaufleute fort, und ich bekam ein bequemes Bette.

Vor dem Erdbeben verdiente Cintra besucht zu werden. Es war ein königlicher Pallast daselbst, der anjetzt meist in Ruinen liegt. Einige behaupten, daß die Könige der Mohren hier vor vielen hundert Jahren einen Landsitz gehabt, nachdem sie die Wandalen, welche den Römern Spanien und Portugal abgenommen, aus beyden Reichen verjagt hatten. Dem sey, wie ihm wolle, so sehe ich doch aus den Ueberbleibseln, daß es ein weitläuftiger Pallast gewesen. Man sieht noch drey Gallerien davon, deren Gewölbe mit Thieren bemalt sind. In einer jeden trifft man aber nur einerley Gattung an, als in der einen Schwäne, in der andern Hirsche, in der dritten Elstern. Eine wunderbare Verzierung, zumal da die Thiere von einer Gattung auch einerley Stellung haben. Bey einer jeden Elster steht: per ben, und vorher Piga, welches sich auf einen mohrischen Witz gründet, den ich vergessen.

Die Wände und der Fußboden sind mit abwechselnden Quadraten von zwo Arten Marmor eingelegt. In dem untersten Stockwerke ist eine Kammer, in deren Wänden einige Röhren verborgen sind, woraus vor dem Erdbeben Wasser sprang. Weiter ist von dem Pallaste nichts übrig. Der König will es auf eben die Weise wieder aufbauen lassen, damit die Nachwelt ein Beyspiel von dem Geschmack der Mohren in der Architektur behält. Aus den Fenstern der mit Hirschen bemalten Gallerie hat man eine schöne Aussicht; ich will Ihnen aber mit keinen Beschreibungen von Prospekten mehr beschwerlich fallen.

Das königliche Kloster zu Mafra hat nicht viel vom Erdbeben gelitten. Man zeigte mir nur einige Risse an den Gliedern der beyden marmornen Säulen am Eingange der Kirche. Sonst hat das Gebäude keinen Schaden bekommen, ob das Erdbeben gleich so stark war, daß einige Mönche im Chor auf die Erde fielen, und die Leute in der Kirche gegen einander taumelten. Hätte sich das Gebäude um ein paar Zoll mehr gebogen, so würde es über den Haufen gefallen seyn, und alle Menschen erschlagen haben.

Ich

Ich verlasse nunmehr Cintra und die benachbarten Hügel, worauf viele Engländer und Portugiesen artige Landhäuser haben. Nicht weit davon soll ein Platz, ein paar Meilen lang und halb so breit, seyn, der mit Pomeranzen- und Zitronenbäumen besetzt ist, die in der Blüthezeit die ganze Gegend mit einem herrlichen Geruch erfüllen. Man nennet ihn das Thal Collares, und vergleicht ihn mit dem Garten von Eden. Hätte ich ihn gesehen, so würde ich ihn vermuthlich mit der Gegend um San Remo an der Genuesischen Küste verglichen haben.

Auf dem Rückwege von Cintra nach Lissabon sahe ich einige andere Stücke des bereits beschriebenen Aquedukts, welcher durch das Thal von Alcantara geht. Ich bemerkte auch verschiedene angenehme Quintas oder Landhäuser des Adels oder Bemittelter vom bürgerlichen Stande. Ueberhaupt habe ich aber die Gegend auf dieser ganzen kleinen Lustreise steinicht und unfruchtbar gefunden.

Ein und dreyßigster Brief.

Dinge, wovon man nicht reden darf. Die Jesuiten. Verschiedene Arten von Menschen, Weiße, Neger, Juden u. s. w.

Lissabon den 15. Sept. 1760.

Mein Zweck ist in Lissabon nicht bloß Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner einzuziehen, und Palläste und Klöster zu besehen; sondern ich wende auch alle Mühe an, um etwas Zuverläßiges von den Begebenheiten in Portugal, die seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen, zu erfahren. Ich suche mit möglichstem Fleiße die Triebfedern der boshaften Absicht des Herzogs von Aveiro, der Verjagung der Jesuiten, der Verweisung von des Königs natürlichen Brüdern, das harte Verfahren gegen den Kardinal Acciaioli, und der Erhebung des Don Caravalho zur höchsten Gewalt auszuspüren.

Diese Dinge verdienen um so mehr untersucht zu werden, da man sie heimlich zu halten, und den künftigen Geschichtschreibern zu

verbergen

verbergen sucht. Meine Mühe hat mir aber nicht viel geholfen, weil der König verboten, auf keinerley Weise davon zu reden, und schwere Strafen auf die Uebertreter dieses Verbots gesetzt. Es sind auch bereits so viele deswegen beym Kopfe genommen worden, daß die Leute schon erschrecken, wenn sie nur die Namen hören. Es hält überhaupt schwer, die Portugiesen dahin zu bringen, daß sie ihre Meynung von politischen Sachen entdecken, ob es gleich sonst eine Haupteigenschaft ihres Charakters ist, gern zu reden und fürwitzig zu urtheilen. Das Wenige, was ich hier und da von Fremden herausbringen können, ist so ungewiß, so widersprechend und so partheyisch, daß ich nichts davon schreiben mag, sondern solches bis zur mündlichen Unterredung verspare.

Ich kann diese Materie aber nicht schließen, ohne noch etwas von den Jesuiten zu erwähnen. Sie können mit Recht von einem Bruder, der sich in Portugal aufhält, verlangen, seine Meynung darüber sowohl, als über das Verfahren der Regierung gegen solche, zu sagen.

Da Sie meine Denkungsart über manche Punkte kennen, so vermuthen Sie vielleicht,

daß ich dieses Betragen mit vielen klugen Leuten billige, und diese sogenannte Gesellschaft Jesu für einen Haufen Verräther halte, die bereit sind Könige zu ermorden, und ganze Reiche umzukehren. Allein Andere mögen denken was sie wollen; ich kann ihnen so viel Standhaftigkeit unmöglich zutrauen, als zu solchen verwegenen und gottlosen Handlungen erfordert wird. Ich habe auf den Orden Acht gegeben, und bin mit vielen Jesuiten genau bekannt gewesen; ich habe sie aber eben so verzagt und kleinmüthig gefunden, als andere Mönche, und bin überzeugt, daß ein Mann von geringer Herzhaftigkeit ein ganzes Dutzend von ihnen mit einer Kugel bis ans Ende der Welt jagen könnte. Ihre Lebensart, die von allen Arten von Gefahren entfernt ist, entkräftet ihren Muth, und giebt ihnen anstatt Unerschrockenheit eine weibische Schwäche und Unterwürfigkeit, die mit Verstellung und Heucheley in starker Maße vermischt ist. Alle, die ich gekannt, haben diesen Charakter, jedoch mehr oder weniger, gehabt.

Mit diesen Begriffen, welche die Folge von einer Bemerkung vieler Jahre sind, habe ich viele von den seit einigen Jahren wider

die

die Jesuiten geschriebenen Büchern gelesen. Man sucht sie darinn als Leute, die, vermöge ihres Systems, Verräther, unruhige Köpfe und Königsmörder sind, abzumalen; die Verfasser verrathen aber zu viel tückische Partheylichkeit. Ihre Gründe überreden mich nicht, und ich zweifle auch, ob sie an den gottlosen Absichten des Herzogs von Aveiro Antheil gehabt haben. Mir scheint die Ursache davon viel natürlicher zu seyn, ohne daß man nöthig hat, solche verwickelte Zusammenverschwörungen anzunehmen. Selbst das Betragen der Regierung bestärkt mich in der Meynung, daß sie keinen Antheil daran gehabt haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine Gesellschaft schlauer, vorsichtiger und furchtsamer Mitglieder sich in eine Verschwörung eingelassen, deren Haupt ein stolzer, unbesonnener und verzweiflungsvoller Mann war, wie der Herzog von Aveiro, und die aus Personen von allerley Alter, Stand und Geschlecht bestund. Ueberdieses würde dieses Projekt, wenn es auch glücklich ausgeführt worden wäre, keinen Einfluß auf die Jesuiten gehabt, und ihre Umstände verbessert haben.

Wir wollen einmal annehmen, daß einige oder viele Jesuiten sich wirklich darinn eingelassen haben; warum konnte man ihnen nicht öffentlich und vor den Augen der ganzen Nation den Procéß machen, und sie aufhängen? Man hat aber keinen Jesuiten deswegen zum Tode verurtheilt, sondern sie nur insgesammt zum Reiche hinausgejagt, ohne einen Unterschied unter Schuldigen und Unschuldigen zu machen, welches ich mit meinen Begriffen von der Billigkeit nicht wohl zusammen reimen kann. Es ist wahr, daß man den alten Malagrida nebst noch ein paar andern Jesuiten, wovon aber keiner ein Portugiese, sondern alle Italiener waren, ins Gefängniß gesetzt, und sie sitzen seit ein paar Jahren *) in der Inquisition. Was hat diese aber mit den Königsmördern zu schaffen, wenn die Regierung versichert ist, daß sie es werden wollen? Warum hieng man

*) Lange, nachdem dieser Brief geschrieben ist, ward Malagrida als ein Ketzer verbrannt. Man beschuldigte ihn unter andern, daß er im Gefängnisse der Inquisition geschrieben: daß die Jungfrau Maria bereits im Mutterleibe Lateinisch geredet. Wie es den andern Königsmördern gegangen, kann ich nicht sagen.

man sie nicht nebst dem Herzoge von Aveiro und den andern Zusammenverschwornen auf? Die Macht, welche Tausende verjagte, hätte eben so leicht ein paar Dutzend Jesuiten aufknüpfen lassen können. Weder der Pabst, noch das Volk, noch eine auswärtige Macht konnte es verwehren; die ganze Welt würde vielmehr die Strafe überführter Mörder gebilligt haben. Warum mußten gedungene Schriftsteller den ganzen Orden schwarz abschildern, da die einzelnen Mitglieder in den Händen der Gerechtigkeit waren? Warum suchte man auswärts die Welt zu überreden, daß der Orden aus lauter schlechten Mitgliedern besteht, da inzwischen im Lande selbst niemand weder Gutes noch Böses von ihnen reden darf? Daß ein jeder Jesuite ein niederträchtiger Mann ist, der auf den ersten Wink seines Generals, Provincials oder Rektors, ein Verräther und Mörder werden soll, heißt die Sache zu weit treiben; es wird solches niemand behaupten, der die Sache unpartheyisch überlegt, und weis, wie verschieden die Charaktere der Menschen sind, und wie unmöglich es ist, viele dahin zu bringen, daß sie denken und handeln wie ein einziger Mann.

Mein Urtheil über die Jesuiten ist dieses: Sie sind dem menschlichen Geschlechte nicht sowohl deswegen schädlich, weil sie aus Grundsätzen Mörder und Verräther sind; sondern weil sie unermüdet Schätze sammlen, die sie nicht nützen können. Sie brauchen zu ihrem Unterhalte nicht viel, weil sie in Gemeinschaft leben, schlecht essen, wohnen und sich kleiden. Wozu nutzt es, daß sie andern ehrlichen Leuten durch ihre Handlung das Brod nehmen, und Millionen häufen, da sie keinen Aufwand machen, und nach ihren Gesetzen auch nicht machen dürfen? Warum greifen sie unerlaubter weise nach Erbschaften, und bringen die rechtmäßigen Erben um das ihrige? Was machen sie mit dem unrecht erworbenen Gute? Haben sie eine wichtige Ursache so zu handeln, welches aber offenbar falsch ist, warum entdecken sie solche nicht?

Dieser Geiz allein ist wichtig genug, den ganzen Orden zu vernichten. Anstatt dieses zu thun, und sie Räuber zu nennen, welchen Namen sie mit Recht verdienen, weil dieß der Charakter des ganzen Ordens ist, so giebt man sich viele Mühe, sie durch allerhand in Lucca, Venedig und Lugano gedruckte

druckte Schriften für Mörder auszugeben, welches nach der Natur der Dinge nicht der Geist einer so weitläuftigen Gesellschaft seyn kann.

Außer dem Triebe, sich anderer Leute Güter anzumaßen, kann man sie auch mit Recht der Herrschsucht beschuldigen. Dieß ist ein wahres Kennzeichen der Gesellschaft, wodurch sie sich bey allen verständigen und rechtschaffenen Leuten verhaßt macht. Warum suchen sie einen Einfluß in die Regierung derjenigen Staaten, wo sie sich eingenistelt haben, zu bekommen; und auch in solchen, wo sie nicht geduldet werden, und die wir mit zu viel Strenge ketzerische nennen? Wie stimmt die Herrschsucht und die Neigung, sich in alles zu mengen, mit ihren Gesetzen überein, sich schlecht zu kleiden, schlecht zu essen und zu trinken, und in die Fußstapfen dessen, von dem ihre Gesellschaft den Namen führt, zu treten? Warum fliehen sie die Wohnungen der Armen, denen sie beystehen und Trost einsprechen sollten, und suchen sich in den Pallästen der Großen und Reichen einzudrängen? Was haben sie an den Höfen der Fürsten zu thun, wo sie immer mehreren Einfluß zu bekommen suchen?

Ich

Ich habe tausendmal mit dem größten Unwillen gesehen, wie sie sich dort schmiegen, schmeicheln, und Trotz dem verschmitztesten Hofmanne Kabalen machen können.

Von diesen und andern Materien wollen wir mündlich mehr mit einander reden. Da meine Abreise vor der Thüre ist, so habe ich den gestrigen und heutigen Tag angewendet, die Ruinen von Lissabon noch einmal zu Fuße zu besuchen. Ich habe Ihnen bereits von diesen und den vielen Wohnungen, welche für die armen Einwohner, die ihre Häuser verloren, gebauet worden, einigen Begriff zu machen gesucht; ich wiederhole es aber nochmals, daß eine solche schreckliche Scene der Verwüstung nicht mit Worten beschrieben werden kann.

Wenn man eine Charte von Portugal mit der Lage der Ruinen in der Stadt und der Gegend umher vergleicht, so scheint die Erschütterung nur einen schmahlen Strich von Morgen gegen Abend eingenommen zu haben, und die Häuser, welche nach diesem Striche lagen, sind am übelsten zugerichtet worden. Das Gebäude zu Mafra wurde also nicht durch die Festigkeit und Stärke seiner Mauern, sondern weil es von diesem

Striche

Striche entfernt war, vom Untergange gerettet. Es hätte einer Gewalt unmöglich widerstehen können, welche die Felsen des Hügels bey Cintra gesprengt, und große Stücke davon in das unten liegende Thal hinabgerollt hat.

Als das Erdbeben nachgelassen und der erste Schrecken vorüber war, beflissen sich die Einwohner mit allem Eifer auf den herumliegenden Hügeln leichte Wände mit Dächern aufzuführen, um sich einigermaßen für das üble Wetter, welches darauf folgte, zu schützen. Sie legten darauf nach und nach einige Dörfer mit kleinen Gebäuden und Wohnungen, theils von Holz, theils von Ziegeln an, welche ein ziemlich gutes Ansehen haben, weil sie regelmäßig angelegt, und nach der hiesiegen Landesart von außen alle einen weißen Anstrich haben. Sie nennen diese Wohnungen mit einem sehr eigenthümlichen Namen Barracas, ein fast in allen Europäischen Sprachen eingeführtes Wort, welches eine kleine Wohnung für Menschen anzeigt.

Indem ich auch den übrig gebliebenen Theil der Stadt durchwanderte, nahm ich zugleich die Unsauberkeit der Gassen wahr.

Der

Der abscheuliche Geruch und die Haufen vom Unflath machen, daß man kaum durch einige gehen kann. Es soll ein strenges Verbot wider die garstige Gewohnheit, alles zum Fenster hinauszuschütten, vorhanden seyn; was helfen aber Gesetze, wenn nicht darüber gehalten wird?

Was einen Fremden in Lissabon in Verwunderung setzt, ist die große Anzahl von Negern, die ihm in allen Gassen begegnen. Viele dieser Unglücklichen sind in Afrika, manche aber auch in Portugal, oder in den Portugiesischen Kolonien, außerhalb Europa, von Afrikanischen Eltern geboren. Jedes aus diesen Gegenden kommendes Schiff bringt einige Negern von beyderley Geschlecht mit. Wenn solche einmal hier sind, dürfen sie sich nicht nur unter einander, sondern auch mit anderen von verschiedener Farbe verheyrathen. Diese Vermischung hat in Portugal verschiedene Arten von Menschen hervorgebracht. Ein Schwarzer und eine Weiße erzeugen einen Mulatten; ein Mulatte erzeugt mit einer Negerinn oder einer Weißen eine neue Gattung, die beyde Mestices heißen. Wenn die weißen Mestices sich mit den schwarzen Mestices, oder

mit ganz Schwarzen, oder mit ganz Weißen, oder endlich mit Mulatten vermischen, so entstehen daraus wieder besondere Gattungen, die man zwar mit keinem besonderen Namen belegt, aber doch an den verschiedenen Gesichtsfarben unterscheiden kann.

Der ursprüngliche Stamm von Portugal ist hier bis zu einem solchen Grade ausgeartet, daß der Name Blanco, oder ein vollkommen weißer Mann, beynahe ein Ehrentitel ist. Wenn der Portugiese sagt, daß er ein Blanco ist, so will er damit nicht den eigentlichen Verstand, ein vollkommen weißer Mann, anzeigen, sondern er versteht darunter, daß er ein rechtschaffener und ein Mann von Ehre, von Ansehen und Familie, ist.

Zu diesen vielen Vermischungen von Menschen kommen noch die Juden, deren es eine große Menge giebt, die sich für Christen ausgeben, und sich auch zuweilen mit Weißen und anderen Gattungen verheyrathen. Sie können sich leicht vorstellen, daß aus so vielen Heyrathen durch einander kein so reines und unvermischtes Blut entstehen kann, wie die vielen genealogischen Schriftsteller, deren bey der Bibliothek zu Mafra gedacht worden, zu erweisen bemühet sind. Und

diese

diese mancherley Vermischungen sind auch Ursache, daß die Fremden so viele sonderbare Gesichtszüge bemerken, und zweifeln möchten, ob sie wirklich in Europa sind. Man kann vorausfehen, daß des strengen heiligen Inquisitionsgerichtes ungeachtet, in ein paar hundert Jahren kein Tropfen reines Portugiesisches Blut mehr anzutreffen, sondern alles mit Jüdischem und Mohrischem Geblüte vermischt seyn wird.

Um dem einen von diesen beyden Uebeln vorzubeugen, ist das Inquisitionsgericht unaufhörlich bemüht Juden auszuspüren, welches aber eben so gut durch ein weltliches Gericht geschehen könnte. Wird einer entdeckt, so wissen Sie, wie unmenschlich man mit ihnen verfährt. Wenn einer bey diesem Gerichte einwenden wollte, daß er ein Jude sey, weil Gott ihn einen werden lassen, und daß er sich nicht berechtiget halte, dasjenige zu ändern, was Gott einmal so gewollt, so schmeißt die heilige Inquisition ihn gleichwohl so gut ins Feuer, als wenn er ein Stück Holz wäre.

Aus diesem Uebel entsteht ein noch ärgeres. Je größeren Fleiß dieses unmenschliche Gericht anwendet, Juden zu entdecken, desto

mehr

mehr suchen diese sich zu verbergen; und die ganze Glückseligkeit, welche es in Portugal zuwege bringt, besteht darinn, daß sie den Aberglauben und die Heucheley vermehrt. Daher sieht man unzählige Juden von allerley Stand und Alter, welche beständig mit dem Rosenkranze in der Hand laufen, und das Ave Maria hermurmeln, um, wenn sie gleich Juden sind, für Christen gehalten zu werden. Es ist fast nicht zu begreifen, wie die Juden so in einer beständigen Furcht leben können. Sie bieten den Portugiesischen Gesetzen, welche die Wuth der Inquisition genehm halten, gleichsam mit der größten Hartnäckigkeit Trotz.

Bey meinem Umhergehen in diesen beyden Tagen, bin ich in viele Laden von Künstlern und Handwerkern gekommen, und habe, zu meiner nicht geringen Befremdung, wahrgenommen, daß die meisten Ausländer sind. Dieß erweckt schlechte Begriffe von dem Fleiße einer Nation, und diese werden noch vermehrt, wenn man hört, daß die Portugiesen alle Leinwand, Tücher, Seidenwaaren, und überhaupt beynahe alles, was auf Stühlen gemacht wird, von den Ausländern bekommen, ob sie gleich verschiedene

von den ersten Materialien dazu im Lande haben. Eben so verhält es sich mit aller Waare von Stahl, Kupfer, Messing, wenigstens was einigermaßen feine Arbeit erfordert. Sollten Sie sich einbilden, daß sogar Schuhe aus Frankreich und England gebracht werden? Wer sich solche auf den Fuß anmessen lassen will, muß sich zu den fremden hin und wieder in der Stadt befindlichen Schustern wenden, und solche sehr theuer bezahlen. Die meisten Schneider, wenigstens die berühmtesten, sind auswärtige. Die Französischen Friseurs laufen hier eben so sehr als in London auf den Gassen herum. Portugal kann weder Bildhauer, Architekte, noch Kupferstecher aufweisen, und nur einen einzigen Maler, den Alonzo Sanchez Coello, einen Schüler des großen Raphaels. Er stund bey König Philipp II, welcher ihn zuweilen den zweyten Tizian zu nennen pflegte, sehr in Gnaden. Er arbeitete viel im Escurial, und ist in Italien fast bekannter als in Portugal.

Ich hätte einen Grundriß von Lissabon sehr nöthig gehabt, um mir bey Besehung der Stadt dadurch zu helfen; man sagte mir aber, daß noch niemand daran gedacht,

dacht, einen zu verfertigen, obgleich bey einer solchen Unternehmung, in Ansehung der Größe des Ortes und der großen Menge von Fremden, kein Schade seyn würde, und dieses schon jemand hätte reizen können. Wer neugierig ist etwas zu besehen, der findet in der Stadt und umliegenden Gegend ein weites Feld seine Neugierde zu stillen. Allein so sehr meine Augen befriediget werden, so sehr leiden auf der andern Seite meine Ohren alle Tage, ausgenommen des Sonntags, durch das Knarren der Karrenräder. Ich weis nicht, ob der Gestank der unfläthigsten Gassen der Nase nicht noch erträglicher ist, als dieses Quietschen für die Ohren. Die Räder sind aus zwo dicken Bohlen zusammengenagelt, die eine plumpe runde Figur haben. Die Fuhrleute könnten dieses vermeiden, wenn sie nur die Achsen schmierten; sie bilden sich aber ein, daß sich der Teufel, der sonst ihren Ochsen Schaden zufügen würde, dafür fürchtet. Ein wichtiger Grund die Schmiere zu ersparen! Saavedra gedenkt schon im Don Quixote der Meynung der Spanier von dem Knarren der Räder: Man bildet sich ein, sagt er, daß die Wölfe und Bären dadurch scheu gemacht werden.

Wenn die Erfahrung solches gleich nicht beweiset, so ist es doch wahrscheinlich; aber die Portugiesen machen sich gar zu hohe Begriffe von der Wirkung dieses Getöses.

Diese und andere dergleichen Bemerkungen haben mir keine sonderliche Meynung von dem Verstande des grösten Haufens der Nation beygebracht; ich habe mir deswegen vorgenommen, da ich mir keine Empfehlungsschreiben an vornehme Häuser, die mich auf bessere Gedanken bringen würden, geben lassen, nicht länger hier zu bleiben. Hoffentlich werden Sie nur noch einen Brief aus Lissabon erhalten. Ich schließe diesen mit den Worten eines Italieners, der, so wie ich, lange von seinem Vaterlande abwesend gewesen war, und bey der Ankunft in Lissabon ausrief: Was für eine Menge von Priestern, von Pfaffen, von Mauleseln!

Zwey und dreyßigster Brief.

Schlechter Zustand der Wissenschaften. Die Jesuiten sind den Schulen schädlich.

Lissabon den 16. Sept. 1760.

Ich gedenke Lissabon morgen zu verlassen. Meinen Paß habe ich bekommen, und meine Sachen den Fuhrleuten (Calesseiros) übergeben, die mich in vierzehn Tagen nach Madrit bringen werden. Battista wird mich begleiten. Nunmehr will ich Ihnen den letzten Brief von hier schreiben.

Sie wissen bereits, daß ich mir schlechte Begriffe von der Portugiesischen Gelehrsamkeit mache. Einige neue Proben, welche ich diesen Morgen bekommen, haben mir keine besseren beygebracht. Ehe ich davon schreibe, will ich Ihnen ein Stück eines merkwürdigen Gesprächs aus einem Portugiesischen Buche mittheilen:

Wessen Sohn ist König Joseph I? „Königs Johannes des V. und der Königinn Maria Anna aus dem Hause Oesterreich.„

Wann ist er geboren? „Im Jahre 1714.„

An welchem Tage? „Den sechsten Junius.„

Wann und von wem ist er getauft? „Den 29sten August desselben Jahres von dem Kardinal de Cugna.„

Mit wem hat er sich vermählt? „Als Prinz von Brasilien mit der Spanischen Infantinn Mariana Victoria.„

Wer brachte diese Heyrath zu Stande? „Der Gesandte am Spanischen Hofe, Anton Guedes de Pereira.„

Wer holte die Infantinn ab? „Don Rodrigo Eanes, Marquis von Abrantes.„

Wann langte die Infantinn in Portugal an? „Den 19ten Januar 1729.„

Wann hielt sie ihren Einzug in Lissabon? „Den 12ten Februar desselbigen Jahres.„

Wann bestieg König Joseph I. den Thron? „Den letzten Julius 1750.„

Wie viel Kinder hat er? „Vier Prinzessinnen. Die Prinzessinn von Brasilien, Maria Francisca Isabella, die Infantinn Maria Anna Francisca, die Infantinn Maria Francisca Dorothea, und die Infantinn Maria Francisca Benedicta.„

Mit diesem klugen Gespräche endiget sich ein im Jahre 1750. gedrucktes Buch, welches den Titel führt: Unterricht für Anfänger zum Gebrauche der Schulen ꝛc. Es hat

die

die Professoren der königlichen Schule zu Unserer lieben Frau von den Bedürfnissen zu Verfassern. Die Portugiesen, welche ihren Kindern eine gute Erziehung geben wollen, müssen ihre Kinder dahin schicken, weil alle andere öffentliche und Privatschulen verboten sind. Als ich mich nach meiner Ankunft in Lissabon erkundigte, ob hier eine hohe Schule wäre? sagte man mir, daß gedachte königliche Schule zugleich die Stelle einer Universität vertrete. Weil ich mit etlichen von den Lehrern bekannt zu seyn wünschte, so schickte ich einigen der vornehmsten ein Blatt mit alten Griechischen Charakteren, welche ein gelehrter Engländer, Namens Morton, gesammlet, in eine gewisse Ordnung gebracht, und nicht lange vor meiner Abreise in London herausgegeben hatte.

Ich schrieb einen höflichen Brief dazu, und es schien ihnen ein angenehmes Geschenk zu seyn, wie ich aus den Reden der beyden Professoren schloß, welche drey Tage nachher zu mir kamen, um sich in ihrem und ihrer Collegen Namen zu bedanken. Ich empfieng sie sehr freundschaftlich, und behielt sie zu Tische. Sie redeten den größten

Theil des Nachmittags sehr viel, welches, so viel ich angemerkt, allen Portugiesen eigen ist. Sie suchten mir große Begriffe von ihrer Gelehrsamkeit, von ihrer Schule, von dem ganzen Lande und von sich selbst beyzubringen. Inzwischen schien es mir mit ihrer Gelehrsamkeit nicht viel zu bedeuten zu haben, und was sie vorbrachten, klang ziemlich großsprecherisch. Ihre Reden waren mit einer Menge von Lateinischen Sentenzen gespickt, die man in allen Schulbüchern findet, und die Namen Cicero und Virgil führten sie beständig im Munde. Sie wußten etwas von der Französischen Litteratur, wenigstens nannten sie den Moliere und Boileau, aber in der Englischen und Italienischen waren sie eben so wenig bewandert, als mein Neger. Mein Blatt mit Griechischen Buchstaben haben sie, wie sie sagten, in einer von ihren Schulen aufgehangen; jedoch gestanden sie aufrichtig, daß das Griechische ihre Sache nicht sehr wäre.

Meine Geduld war zu Ende, als sie mich vermuthlich in der Meynung verließen, daß ich nunmehr recht hohe Begriffe von ihrer Wissenschaft hätte. Da ich hörte, daß sie ein paar von den vornehmsten Lehrern wären,

ren, so wollte ich ihnen doch einen Gegenbesuch machen; ich nahm aber eine Zeit wahr, da sie nicht zu Hause waren, und bekümmerte mich nachher nicht weiter um sie. Gleichwohl besuchten sie mich heute wieder, um sich noch einmal wegen des Geschenkes zu bedanken. Ihre Collegen hätten es, wie sie sagten, untersucht, und gefunden, daß es ein schönes Werk wäre; und weil ich mich nach dem Zustande ihrer Schule genau erkundigt hatte, so schenkten sie mir das Buch, woraus ich kurz vorher das Stück von einem Gespräche mitgetheilt habe, und versicherten mich, daß es eines von den besten und gelehrtesten Werken in ihrer Sprache wäre.

Kaum waren sie fort, so fiel ich ganz begierig über das Buch her. Es hat zween Theile, der erste enthält einen kahlen Auszug aus der Portugiesischen Geschichte, von Heinrich aus Burgund an, der im eilften Jahrhunderte lebte, bis auf gegenwärtige Zeit; und der andere ist ebenfalls wieder ein solcher Auszug, aber nur in Fragen und Antworten. Der Styl von dem letztern ist ungekünstelt, weil die Natur der Sache es nicht anders erlaubt; in dem erstern fin-

det sich hin und wieder Schwulst und kindischer Witz.

Dem Titel nach hielt ich es anfangs für ein Buch für Kinder; die Vorrede sagt aber, daß es für solche seyn soll, die aus der Klasse der Humanität in die von der Rhetorik treten. Wie es aber junge Leute zu Rednern machen soll, kann ich nicht begreifen. Solche Kleinigkeiten, als in dem Gespräche vorkommen, gehören in die Kinderstuben, und nicht in eine königliche Schule der Rhetorik. Die Kinder des Kelly sagten mir, daß sie dieses sowohl als die andern Schulbücher auswendig lernen müssen, und daß diejenigen, welche das aufgegebene Stück nicht fertig wissen, ohnfehlbar gestraft werden.

Die Lehrer in dieser Schule sind alle Philippinermönche. Sonst hatten die Jesuiten allein das Recht die Jugend in Lissabon zu unterrichten; seit ihrer Vertreibung trug der König diese Sorge den Philippinern auf. Ich werde mich wohl nicht irren, wenn ich behaupte, daß die armen Kinder vom Regen in die Traufe gefallen sind.

Es ist eine wahre Sache, daß sich die Jesuiten bemüht haben allen Geschmack an den Wissenschaften in Italien auszurotten.

Vor der Stiftung ihres Ordens hatten wir vom Dante an, der im Jahre 1265. gebo-ren war, bis auf den Gallileo, der 1642. starb, in vielen Theilen der Gelehrsamkeit so große Männer, als wenige der neueren Nationen aufweisen können. So bald die Jesuiten sich aber, unter dem listigen Vorwande umsonst zu lehren, der Schulen bemächtigten, verloren sich die Geschichtschreiber, die Politiker, die Philosophen und die Dichter. Sie fiengen an das Griechische, unter dem elenden Vorwande, daß es eine unnöthige Sprache sey, verächtlich zu machen. Durch ihre weitläuftigen Lateinischen Grammatiken machten sie die Erlernung dieser Sprache unsäglich schwer. Sie verdarben unsere Sprache, und brachten einen solchen zweydeutigen und verkehrten Witz in den Schriften von allerley Art auf, daß wir, seitdem sie regieren, nemlich seit dem letzten Jahrhunderte, bey auswärtigen Nationen zum Gespötte geworden, anstatt daß sie uns zuvor bewunderten.

Es war noch ein Glück für uns, daß die Jesuiten sich niemals auf der hohen Schule zu Pisa einschleichen, und auch nicht in den niedern Schulen von Toscana lehren durften.

ten. Toscana und des Gallileo Schüler konnten uns also wenigstens aus der Barbarey retten, und die Gelehrsamkeit im Wohlstande erhalten. Rinaldini, Aggiunti, die beyden del Buono, Viviani, Bellini, Torricelli, Redi und andere haben uns von jenen falsche Absichten hegenden Lehrern befreyet. Ihre Absichten waren in Ansehung unserer falsch, denn sie selbst hatten Kenntnisse genug, und waren beynahe die einzigen Menschen im Lande, die etwas wußten.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der glorwürdige König von Sardinien, Victor Amadeus, diese heimlicheu und tief verborgenen Absichten zuerst entdeckte, und den Muth hatte, den Jesuiten die ausschließende Freyheit, Schulen zu halten, zu nehmen. Ihm hat Italien ursprünglich die große Glückseligkeit zu danken, daß die Jesuiten an den wenigsten Orten lehren dürfen.

Es war aber in Portugal nicht klüglich gehandelt, die Philippiner an die Stelle der Jesuiten zu setzen, weil sie eben so unwissend sind, als die Mönche dieses Ordens in Italien. Hoffentlich hat man ihnen dieses wichtige Amt nur auf einige Zeit aufgetragen,

gen,

gen, bis die jetzigen Unruhen einigermaßen gestillt seyn werden. Man sagt, daß der König die öffentlichen Schulen besser einrichten will, und daß zu dem Ende geschickte Leute aus andern Ländern verschrieben werden sollen. Man will sogar wissen, daß der alte Philologe, Facciolati, der Pater Frisi, ein Mathematiker, und andere gelehrte Männer aus Padua, Mayland u. s. erwartet werden *), daß man in Lissabon eine neue Universität anlegen, und verschiedene Lehrer aus Coimbra herziehen, diese hohe Schule hingegen eingehen lassen will. In wie weit dieses alles gegründet ist, kann ich nicht sagen. Vielleicht ist der Zeitpunkt nahe, da Portugal aus seiner Unwissenheit und dem einfältigen Aberglauben herausgerissen, und eben so erleuchtet werden soll, als verschiedene andere katholische Nationen.

*) Dieses ist aber bis 1771. nicht geschehen, und es hat auch noch keinen Anschein, daß es geschehen werde.

Drey und dreyßigster Brief.

Abreise aus Lissabon. Die Portugiesen sind verliebt. Ihre Frömmigkeit. Unterschied zwischen ihnen und den Engländern.

Aldeagallega den 17. Sept. 1760.

Diesen Nachmittag habe ich Lissabon verlassen. An dem Orte, wo ich über den Tagus fuhr, war solcher neun Meilen breit, da er an seiner Mündung deren nur drey hat. Der Wind war so gut, daß ich in drey Stunden mit einem offenen Boot hinüber seegelte. Ich wohne hier in dem besten Wirthshause in einer großen Stube, die voll von Spinneweben hängt, und nur mit einer kleinen Matrazze versehen ist. Statt der Glasfenster sind hölzerne Laden, so voll Ritzen, daß alle Söhne des Aeolus einen freyen Durchgang haben. Uebrigens sind weder Stühle, Betten, Tische noch Malereyen darinn, die man doch sonst in christlichen Häusern antrifft. Die Dielen des Fußbodens stehen so weit aus einander, daß vermuthlich diese Nacht Ratzen und Mäuse darunter hervorspatzieren, und mich

für

für Hunger auffressen werden, weil der Wirth weder für sie noch für mich etwas zu essen hat. Sollte dieses auch nicht seyn, so werde ich doch wegen der Flöhe, welche schaarenweise an den Wänden des Zimmers herumspringen, nicht mit ganzer Haut davon kommen.

Ich werde aber auf dieser Matrazze nicht schlafen, denn Battista, welcher viel in diesem Lande gereiset ist, hat mir einen großen Sack gekauft, der mir auf der Reise durch Portugal statt eines Bettes dienen soll. Eben sagt er mir, daß er solchen mit trocknem Stroh gestopft; er hat auch für ein Betttuch und Decke gesorgt, und so viel Mundprovision mitgenommen, daß wir nicht befürchten dürfen, mit dem Jugurtha, als er in der Römer Hände fiel, einerley Schicksal zu haben. Möchte die Sonne doch morgen zeitiger aufgehen, damit ich eher aus diesem elenden Wirthshause komme!

Nachschrift.

Als die Abendmahlzeit vorbey war, bekam ich Lust einen kleinen Spatziergang zu thun; die Luft war sanft und der Mond

schien

schien helle. Indem ich mit langsamen Schritten und mit meinen Gedanken beschäftigt fortgieng, fand ich mich einen Pistolenschuß vom Wirthshause am Ufer des Tagus. Hier sahe ich viele glückliche Menschen; einige saßen am Wasser, andere giengen auf und nieder, redeten und umfaßten einander, und vergnügten sich bey dem kühlen Abende.

Die guten Leute! dachte ich bey mir selbst. Ich weis zwar nicht, worinn ihr Abendessen bestanden, und ihr Bette ist vermuthlich so wie meines, das Battista mir besorgt, gleichwohl sind sie unter sich vergnügt. Warum erhebt der Engländer seine Freyheit gegen andere Nationen? Heißt das nicht Freyheit, wenn der junge Bewohner von Aldeagallega zufrieden am Ufer des Flusses mit seinem Mädchen spatzieren geht, und ihr sein ganzes Herz entdeckt, ohne sich weder um die Minister, noch um den Partheygeist, noch um die Regierung zu bekümmern, wie jener? Denkt allezeit so, ihr glücklichen Aldeagallenser, und bekümmert euch nicht darum, wie der Staat das Geld der Nation anwendet!

Ich hatte bereits lange bemerkt, daß die Portugiesen viel verliebter sind als die Engländer,

länder, und wartete nur auf eine bequeme Gelegenheit, es in einem meiner Briefe anzubringen; diese geben mir jetzt die Bewohner dieser Gegend, da ich sie so zärtlich Paar und Paar mit einander spatzieren gesehen. Einen solchen Hang haben die Einwohner warmer Himmelsstriche durchgängig. In Norden kann man sich die Wirkungen heißer Gegenden kaum vorstellen. Die kalten Länder erfordern viel Feuerung und Kleidung, wenn man gemächlich leben will, es gehört viel Zeit dazu, sich solche zu erwerben, und man muß beständig darauf bedacht seyn; hingegen werden in jenen weit weniger Bedürfnisse zum menschlichen Leben erfordert. Daher giebt es in England eine Menge Leute, die in ihrem Leben keinen Liebeshandel gehabt. Bey meinem zehnjährigen Aufenthalte in England habe ich eine Menge der liederlichsten und ausschweifendsten Personen, aber keinen einzigen wahren Verliebten, oder was die Italiener einen Innamorato nennen, gefunden. In Portugal ist alles, von Kindesbeinen an, bis ans Ende des Lebens, verliebt. Camoens sagt deswegen, daß Venus die Portugiesen vorzüglich lieb hat. Die Liebe ist am Tagus, so wie der

Trieb zur Freyheit an der Themse, die hauptsächlichste Neigung.

Es sind verschiedene sehr unterscheidende Kennzeichen zwischen dem Charakter der Portugiesen und der Engländer; das deutlichste unter allen ist ihre verschiedene Art der Frömmigkeit, nemlich in so weit sie den äußerlichen Schein betrifft: von der innerlichen und wahren Frömmigkeit ist hier die Rede nicht. Die Engländer sitzen oder stehen in der Kirche mit einer ernsthaften Miene, singen ihre Psalmen mit gleicher Stimme fort, und unter Hunderten bezeigt nicht einer den geringsten Enthusiasmus, ausgenommen einige wenige Methodisten und Quäcker, welche man den Portugiesischen Theil der Englischen Nation nennen könnte.

Die Portugiesen sind hingegen übertrieben andächtig in ihren Kirchen. Sie liegen die ganze Zeit auf den Knien, schlagen die Augen sehnsuchtsvoll gen Himmel, falten die Hände, singen sehr laut, stoßen Seufzer aus, und schlagen sich einmal über das andere mit den Händen auf die Brust. An ihren Häusern sieht man von außen gemalte

Crucifixe,

Krucifixe, Madonnen, den heiligen Franciscus oder Antonius. Kommt ein Pfaffe zu ihnen ins Haus, so läuft Mann, und Frau und Kinder hin, und küßt ihm die Hand oder den Ermel. Abends sieht man sie haufenweise vor einem hohen Krucifixe, das mitten in der Gasse steht, knien, und aus vollem Halse Litaneyen singen. Auf dem Todbette müssen sie viele Zubereitungen nnd Ceremonien mit sich machen lassen, welches in England nicht Mode ist, und endlich begräbt man sie in Mönchskleidern, die einem Franciscaner oder Dominikaner abgekauft werden, zu dessen Heiligkeit sie ein gutes Zutrauen haben. Ich erinnere mich eines unverschämten Franciscaners, den ich einmal auf einem Schiffe auf dem Po antraf. Dieser hielt die Italiener für halbe Ketzer, weil ihm niemand sein Ordenskleid abkaufen wollte, da man es ihm doch in Portugal mit vielen Thalern bezahlte.

Die Portugiesen erweisen der Maria eine unbeschreibliche Verehrung. Man kann es in den südlichen Theilen von Italien nicht höher damit treiben. Die Engländer denken nicht daran, noch vielweniger bekümmern sie sich um das Heer von andern Hei-

ligen. Die Portugiesen machen weit mehr aus den Heiligen als die Italiener, insonderheit ist der heilige Antonius ihr Held; alle zwölf Apostel zusammen werden nicht so viel angerufen als dieser. Der heilige Antonius ist ihr Landsmann, deswegen bilden sie sich ein, daß er sich mehr um sie bekümmere, als die Apostel. Warum sie aber für den heiligen Franciscus, der doch ein Italiener ist, und so viel mir bekannt, nie in Portugal gewesen, eine solche Hochachtung haben, kann ich nicht einsehen. Sie setzen ihn noch über ihren eigenen heiligen Franciscus. Es giebt auch viel mehr Personen beyderley Geschlechts, welche den Namen dieses Heiligen führen, als die Antonius oder Antonia heißen. Ein Beweis von der Achtung für die Maria und den heiligen Franciscus ist die königliche Familie, indem alle vier Prinzessinnen Maria Francisca getauft sind.

Diese Art von Frömmigkeit hindert die Portugiesen nicht an ihrer Liebe zum andern Geschlecht, und zum Tanzen, wovon sie große Liebhaber sind. So bald sie Abends ihre Litaneyen vor den Kruciffixen in den Gassen, oder auf den Altanen und in den Fenstern gesungen haben, so sieht man viele

in

in den Häusern und Buden nach der Guitarre sehr lustig herumspringen, und einige von der Gesellschaft singen ein Liedchen dazu. Es sind keine frostigen Tänze, wie die Französischen Menuets und Contretänze; sondern sie bestehen meistens aus Sprüngen, allerley zärtlichen Wendungen, in lebhaftem und unaufhörlichem Stampfen mit den Füßen, welches so eingerichtet ist, daß das Herz dabey vergnügt wird.

Die Portugiesen leben also in einer unaufhörlichen Abwechselung von Vergnügen und Frömmigkeit. Man kann ihnen weder Unmäßigkeit im Essen noch im Trinken vorwerfen, ob sie gleich an beyden keinen Mangel haben. Ihr Rind- und Kalbfleisch ist nicht so gut als in England, oder in dem westlichen und nördlichen Theile von Italien; hingegen sind ihre Schöpse, Lämmer, Schweine, das Geflügel und Wildpret vortrefflich. In Ansehung der Fische ist der Markt zu Lissabon vielleicht der reichste in Europa. Ihre Früchte und Gartengewächse sind vortrefflich. Der gemeine Mann speiset selten Fleisch; die Tafel der Vornehmen ist gut besetzt, und wird von Französischen Köchen bedient. Der Tisch muß sehr kost-

bar seyn, weil es im Wirthshause nicht mehr kostet, als wenn man in seinem Hause ißt. Mein Tisch bey Kelly war nicht der leckerste, und kam mir gleichwohl täglich auf sechs Thaler. Wie die Großen des Reichs leben, kann ich nicht sagen, weil ich nicht mit ihnen bekannt gewesen.

Personen von geringerem Stande, die ich gekannt, scheinen eine gute Wohnung zu lieben, wenn sie eine haben; im widrigen Falle sind sie auch mit Baraken zufrieden. Von gutem und zur Bequemlichkeit erforderlichem Hausgeräthe wissen sie nicht viel. Eine harte Matrazze, oder eine Matte, oder ihre eigenen Kleider dienen ihnen statt weicher Federbetten, daher sie insgemein schmutzig aussehen. Sie sind mit dem zufrieden, was sie haben, es mag seyn, was es will. Ihren Durst stillen sie mit Wasser, welches hier vortrefflich ist.

So leben die Portugiesen, ohne an die Zukunft zu gedenken, anstatt, daß der Engländer den Kopf beständig mit Sorgen für den morgenden Tag und für die Freyheit voll hat. Ueberhaupt sind sie gesund, lebhaft, und werden alt, wenn man nach den vielen alten Leuten in Lissabon urtheilen soll.

soll. Ob die Engländer nach Proportion glücklicher sind, als die Portugiesen, oder umgekehrt, kann ich nicht gewiß bestimmen; die Portugiesen scheinen sich aber kein bessers Schicksal und keine Veränderung zu wünschen, oder einen Mangel zu befürchten.

Der Ruin der Stadt Lissabon ist ein Unglück, welches die Portugiesen ewig bedauern werden; wenn sie davon reden, so sagen sie: Wer Lissabon nicht gesehen hat, hat nichts gesehen. Dergleichen Lieblingsörter und oft verschiedene hat fast eine jede Nation. Der Spanier redet auf diese Weise von Sevilla, und der Franzose von Versailles. Der Neapolitaner sagt sogar: Siehe Neapel, und dann stirb.

Vier und dreyßigster Brief.

Portugiesische Fuhrleute. Betteley der Weiber. Haß der Portugiesen gegen die Weiber.

Vientas nuevas den 18. Sept. 1760.

Wenn man späte zu Bette geht, und früh aufsteht, so schläft es sich so gut auf einem Strohsacke, als auf weichen Federn. Dies habe ich heute erfahren, und bey den Inseckten fielen mir die englischen Journalisten, und die Pasquilmacher in Rom ein, sie schaden wenn sie können. Ich fuhr heute früh in meiner von ein paar muntern schwarzen Mauleseln gezogenen Chaise ab; der eine, welcher noch nicht gewohnt war zwischen den Stangen zu gehen, mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, sonst lief er, als wenn er die Reise von vierzehn Tagen in einem zurücklegen wollte. Jedoch es gieng dem Maulesel wie vielen Menschen, sie fangen eine Sache sehr eifrig an, die Hitze aber läßt bald nach, und zuletzt geht es sehr langsam. Der Maulesel ward seines Galoppirens bald überdrüßig,

die

die Chaise gieng langsam, und wir erreichten erst in sechs Stunden Peagones.

Ich muß Sie doch zuvörderst mit meinen Fuhrleuten, oder sogenannten Caleseiros etwas bekannt machen. Der eine ist aus Portugal und heißt Don Manuelo, der andere aus Gallicien, heißt schlechtweg Jakob ohne Don. Wer von beyden der größte Schurke ist, kann ich nicht sagen. Ich sahe einmal einen Dieb in England hangen, dessen Gesicht dem Jakob völlig ähnlich war, und erinnere mich eines Galeerensklaven zu Villafranca, der eine eben so platte Nase hatte, als Don Manuelo. Weil es zwischen Madrit und Lissabon weder Posten noch Landkutschen giebt, so müssen alle, die nicht zu Fuße gehen, oder auf Mauleseln reiten wollen, diesen Weg in dergleichen Chaisen machen, die ganz bequem sind, aber so langsam gehen, daß einer, der an die geschwinden Posten in England gewohnet ist, seine Geduld sehr auf die Probe stellen muß.

Die ersten zwey Meilen war der Weg auf beyden Seiten mit Weinbergen besetzet. Darauf verschlimmerte sich die Scene, und ich erinnerte mich dabey des Afrikanischen

Sandes, den Lukan auf der Reise des Cato von Utica beschreibet. Ich sahe zwar keine Schlangen, Ottern und dergleichen, aber sonst schicken sich des Lukans Verse vollkommen auf diese Gegeud, die sehr sandig, weit, und hin und wieder nur mit etwas Gebüsche und Fichten besetzet war.

Um Mittag erreichten wir das Wirthshaus zu Peagones. Die Portugiesen nennen ihre Wirthshäuser mit Recht Estallages, Ställe, denn es ist Raum genug für Pferde, Esel, Maulesel und andere Thiere darinnen, nur nicht für solche zweyfüßige Geschöpfe, als ich und meines gleichen. Die Zeit hat von dem ehemaligen Orte nichts übrig gelassen als den Namen, und zwey Gebäude, denen man schwerlich den Namen der Häuser beylegen kann, weil sie kaum Dächer, und die Zimmer keine Decken haben; die Wände sind so durchlöchert, daß Habichte und andere Thiere durchmarschiren können. Die Wirthinn brachte uns ein Mittagsessen, womit man das Trojanische Pferd hätte vergiften können. Unsere beyden Fuhrleute fielen inzwischen begierig darüber her, ich nahm aber nebst Battista und denen bey mir befindlichen

Mönchen

Mönchen meine Zuflucht zu dem mitgebrachten Vorrath, und statt des Nachtisches, dieneten uns die unterweges abgepflückten Weintrauben.

Nach einem Aufenthalte von ein paar Stunden, fuhren wir zwölf bis dreyzehn Meilen in einer eben so sandigen Gegend wie bisher, bis nach Vientas nuevas, wo wir die Nacht bleiben werden. Auf dem gantzen Wege haben wir keine lebendige Kreatur, als einen Zug Vögel, ein halbdutzend Schaafe mit ihren Hirten, und ein paar Eseltreiber mit drey schwer beladenen Mauleseln gesehen, sonst aber weder Flüße, Bäche, Teiche, oder sonst etwas Wasser. Ist das nicht ein angenehmes Reisen? Man höret nichts als das traurige Singen der Fuhrleute, welches mit dem unaufhörlichen Geklirre der Schellen an den Mauleseln begleitet ist. Dabey ist die Hitze unerträglich, indem die Sonnenstrahlen in dieser Wüsteney beständig zurückeprallen. Was das Vergnügen vollends vermehret, sind die schönen Wirthshäuser zum Mittagessen und zum Nachtlager.

Wie lange diese Herrlichkeiten dauren werden, kann ich nicht bestimmen, da ich

das

das Land niemals durchreiset bin. So viel kann ich sagen, daß mich ein böser Geist der Neugierde zu dem Entschlusse, Portugal zu besehen, gebracht hat. Bey dem elenden Neste Vientas nuevas liegt ein königliches Lustschloß, welches König Philipp III. gebauet, als Portugal noch zur Spanischen Krone gehörete. Es ist eines der breitesten Gebäude, die ich jemals gesehen, darinnen bestehet aber auch die ganze Merkwürdigkeit. Aus den Fenstern der Hinterseite übersiehet man eine weite Gegend, die sandigt und steinigt ist. Der König kommt niemals hieher, weil er bessere und angenehmer gelegene Lustschlösser hat. Ein anderes Königliches Lustschloß Villa vizosa, soll zwanzig Meilen von hier liegen, und der Mühe werth seyn es zu besehen, allein ich mag es nicht sehen, weil ich sonst noch einen Tag länger in Portugal bleiben müßten, ein Aufenthalt, dessen ich herzlich überdrüßig bin.

In allen Wirthshäusern zu Cabeza, Mafra, Cintra, Peagones und hier werde ich von Bettlerinnen geplagt. Sie kommen mit einer freundlichen Miene, wünschen einem viel Glück und ein langes Leben,

und bitten man soll ihnen Nadeln, oder etwas dergleichen kaufen; thut man es, so sind sie gleich mit einer zweyten Bitte, für ein kleines Kind, für ihre Eltern, oder dergleichen da. Auf solche Weise hat das Betteln kein Ende, zumal wenn sie glauben jung und artig zu seyn.

Zu Peagones kam eine über Tische und bettelte, erst um etwas zu Nadeln, darauf um ein Stück Brod, darauf um ein Stück Pastete, darauf um einen Flügel von einem Braten, um Käse, um Weintrauben. Als ich ihr eines nach dem andern gegeben hatte, setzte sie sich auf die Erde nieder, und verzehrete es mit gutem Appetite. Endlich fieng sie mit lächelnder Miene von neuem an, um Geld zu betteln. Ich gab es ihr, und sie war unverschämt genug, um einen kleinen mit neuen Juchten beschlagenen Koffer anzuhalten. Zuletzt wollte sie einen Fächer haben, kurz, ich glaube, wenn ich ihr eines von meinen Augen gegeben hätte, so hätte sie das andere auch verlangt.

Dies mag ein Beweis der Bescheidenheit der gemeinen Weiber in Portugal seyn. Die Wirthe, Fuhrleute, und andere Männer von niederem Stande, reden zwar allezeit zu einem mit entblößtem Haupte, schei-

nen aber gar nicht furchtsam, sondern bezeigen eine dreiste freundliche Miene. Ich schickte einmal in Lissabon zu einem Barbier. Er kam mit lächelnder Miene, und wünschte mir, indem er das Rasirtuch zurecht legte, Glück zur Ankunft. Darauf bat er sich eine Priese Tabak aus; wärend des Rasirens erzählete er mir allerley Dinge, die er mir unbekannt zu seyn glaubte. Z. E. daß es in Portugal sehr heiß wäre, aber viel Feigen, Weintrauben, und wegen der Nachbarschaft der See insonderheit viel Fische gäbe. Als er halb fertig war, fragete er, was ich von seinen Landesleuten hielte, und wie ich sagete, daß ich solche wegen meines kurzen Aufenthalts noch nicht genug kennete, setzete er mit einem großprahlenden Tone hinzu, daß die Portugiesen brave Kerls wären, daß die Spanier zitterten, wenn sie nur den Namen höreten, und daß ihrer sechse für einem Portugiesen liefen. Ich war noch nicht ganz fertig, so hatte er schon alt und neu Castilien von den Spaniern erobert. Man behauptet, es gäbe noch mehr dergleichen Windmacher in Portugal, als Faulenzer, welches viel gesagt ist.

Gemeiniglich haben benachbarte Nationen eine Antipathie gegen einander, aber

die

die Portugiesen, nemlich der gemeine Mann, treiben es gegen die Spanier bis zum Unsinn. Die Ursache liegt vermuthlich darinn, daß die Portugiesen keine Wahrscheinlichkeit vor sich sehen die Oberhand über die Spanier zu erhalten, und solche Nationen, welche gegen andere bey entstehenden Kriegen allemal unterliegen müssen, hassen selbige aufs äußerste. Die Spanier würden hingegen, wenn sie sich nicht für die übrigen Europäischen Mächte fürchten müßten, mit Portugal bald fertig werden. Sie verachten die Portugiesen deswegen, und sagen im Sprichworte: Portugueses pocos y locos, der Portugiesen sind wenige, und sie sind nicht recht geschent. In wie weit dieses wahr ist, mögen diejenigen beurtheilen, welche sie besser kennen, als ich.

Wenn mein Fuhrmann wahr redet, so giebt es hier viele Diebe. Als ich heute frühe in den Wagen stieg und fragte, warum kein Fußtritt daran wäre, so antwortete er, weil einem in diesem Lande alles gestohlen wird. Ich merkte mir diese Nachricht und erinnerte meinen Bedienten desto fleißiger auf unsere Sachen Acht zu geben.

Fünf und dreyßigster Brief.

Lange Namen der Oerter in Portugal. Ein guter Pfarrer. Montemor.

Arragolos. den 19. Sept. 1760.

Es mögen schöne Gegenden in Portugal seyn, aber die vierzig Meilen, welche ich bisher durchgereiset bin, sind einer Wüsteney nicht unähnlich. Ich habe heute ein Abentheuer gehabt, das sich zur Geschichte des Amadis oder des Splandiano schicken würde; beynahe hätte ich mich mit ein paar Rittern wegen eines Frauenzimmers schlagen müssen. Ich war heute früh kaum aufgestanden, als ein schmutziges Weibsbild, wollen Sie solche um die Sache Romanenmäßiger zu machen, eine Prinzeßinn nennen, so steht es in Ihrem Belieben, unangemeldet ins Zimmer trat. Es war dieselbe, welche gestern so unverschämt bey mir für ihre Kinder gebettelt hatte. Weil ich ihre Absicht gleich merkete, sagte ich mit höhnischer Stimme: Hast du kleines Hürchen, (cara de puta) etwa noch mehr Kinder bekommen?

Sie vergaß darüber meine gestrigen Wohlthaten, vielleicht weil sie sich getroffen

fen fand, und fieng mit solchem Geschrey an zu schimpfen, daß ein paar irrende Ritter, oder barfüßige Schurken, die Treppe herauf kamen. Nachdem sie gehöret, was ich der Prinzeßinn für einen Namen gegeben, sahen sie mich mit einem fürchterlichen Blicke an, und erhoben ihre Stimme mit einem so trotzigen Tone, daß ich es für rathsam hielte ein Pistol in die Hand zu nehmen. Dies Kompliment, und die wenigen Worte, die ich in einem standhaften Tone hinzusetzete, jagete den beyden Rittern ein solches panisches Schrecken ein, daß sie nebst dem Weibsbilde über Hals und Kopf die Treppe hinunter liefen. Battista kam mir mit seinem Hirschfänger zu Hülfe, so daß ich sicher die Treppe hinabsteigen konnte, nicht um jene zu verfolgen, sondern in die Chaise zu steigen. Ehe sie sich wieder von ihrem Schrecken erholen konnten, war ich eine halbe Meile weiter. So rühmlich endigte sich dieses Abentheuer.

In der Stadt Montemor, wo wir zu Mittage speiseten, trennete sich der Dominikaner von uns. Wir schieden als gute Freunde von einander, er war vergnügt, daß er von meinen mitgebrachten Victua-

lien gegessen, und ich, daß seine Gesellschaft die beyden Ritter abgehalten, mich zu verfolgen. Gegen Abend kamen wir hieher nach Arragolos. Was für vielsylbigte Namen die Oerter in Portugal haben, Aragolos, Vientas nuevas, Aldeagallega! Sollte man nicht glauben, daß es wichtige Städte wären?

Das Wirthshaus, wohin man mich brachte, war zum Erstaunen schlecht. Weil ich nicht darinnen aushalten konnte, so ließ ich den Superior eines in der Nähe liegenden Klosters, um ein Nachtquartier bitten, und ein Ansehnliches zu Messen für die Seelen im Fegfeuer versprechen. Ich bekam eine abschlägliche Antwort, weil der einfältige Battista, mir ein besseres Ansehen zu geben gedacht, und mich für einen Engelischen Fidalgo ausgegeben hatte. Durch diese Lügen gewann ich nichts weiter, als daß man mich einen Ketzer nannte. Ich schickte zum Pfarrer, der nicht so unbarmherzig, sondern, des Regens ungeachtet, so höflich war, und selbst kam, um mir zu sagen, daß er keinen Platz habe. Er zeigte dem Battista ein anderes Wirthshaus an, welches wenigstens eine Stube und ein

Dach

Dach hatte. Ich ließ meine Sachen dahin bringen, nachdem ich zuvor einen kurzen aber hitzigen Zank mit dem ersten Wirthe gehabt. Er nahm es sehr übel, daß ich sein Haus verlassen wollte, weil es zum Dach hinein regnete, da er doch nebst Frau und Kindern, die so gute Christen wären, als die einkehrenden Fremden, darunter schlafen müßte.

Abends nach Tische suchte ich mir durch Briefschreiben die Grillen zu vertreiben, die mir sonst leicht wegen meines Entschlusses, dieses Reich zu durchreisen, aufsteigen. Von Vientas nuevas bis hieher ist das Land nicht so flach, als von Aldeagallega bis Vientas nuevas. In einiger Entfernung von der Strasse, siehet man zu beyden Seiten einige Hügel mit Bäumen besetzet. Alle Häuser in Montemor haben einen weissen Anstrich, welches der Stadt ein artiges Ansehen giebet, so viel ich aber bey einem kurzen Spatziergange durch die Stadt, ehe die Mahlzeit fertig ward, urtheilen konnte, scheinen die Einwohner nicht sehr wohlhabend zu seyn. Das Erdbeben hat hier keinen großen Schaden gethan, und dies kommet daher, weil die Häuser

alle auf Chinesisch, nemlich mit einem blossen Bodengeschoß an der Erde gebauet sind. Hier in Arragolos konnte ich mich wegen des Regens nicht umsehen.

Nachschrift.

Den 20. Sept. früh um vier Uhr.

Gestern pries ich mich sehr glücklich, daß ich durch den Pfarrer in ein anderes Wirthshaus gekommen war, zumal da im Winkel des Zimmers viel Matrazzen lagen, die mir ein bequemes Nachtlager versprachen. Battista erinnerte zwar, daß eine jede Matrazze als ein Bette angesehen, und auch besonders bezahlet würde, ich sagte ihm aber, er sollte sich nicht daran kehren. Als die Zeit zum Schlafengehen heran kam, warf ich mich geschwinde aufs Bette, fand aber zu meinem größten Leidwesen, daß die Martazzen anstatt, daß sie sonst mit Wolle ausgestopfet werden, so harte als Steine waren. Ein Anachoret in der Wüsten von Theben kann, um sich zu kasteyen, kein harteres Lager haben.

Sechs und dreyßigster Brief.

Eine Maskerade. Ein Gemälde mit der Feder. Artige Tänze.

Estremor. den 20. Sept. Abends.

Heute kann ich Ihnen etwas Spashaftes erzählen, nachdem ich viel ausgestanden. Jedoch um ordentlich zu verfahren, will ich von heute früh anfangen. Als ich durch Arragolos fuhr, sahe ich auf einer Anhöhe ein altes Schloß, das ganz verfallen war. Die Hügel umher haben ein gutes Ansehen. Bis nach Vienta do Duque trift man hin und wieder einige Eichen und unten am Fuße dieser Hügel Oelbäume an. Vienta, auf Spanisch Venta, heißt so viel als ein einsames Wirthshaus an der Heerstrasse. In diesem scheint Hunger und Elend zu herrschen. Warum es aber den Beynamen das Herzogliche hat, kann ich nicht sagen, vielleicht war es das Raubnest von Herzog Gano beym Ariost, der es zu Kaisers Carls des Großen Zeiten mit den damaligen Maurischen Königen von Spanien und Portugal wider seinen rechtmäßigen und christlichen Herrn hielte.

In diesem Wirthshause speiseten wir etwas von unserem Vorrath zu Mittage, und bezahleten es dem Wirthe, nach hiesiger Landsart, als wenn er es uns gegeben hätte. Weil die Fuhrleute noch nicht fertig waren, gieng ich nach Tische voraus, und legte fast zwey Meilen zurücke, ehe sie mich einholeten. Ich hätte vor Hitze verschmachten müssen, wenn nicht eine kühle Luft gegangen wäre. Auf den Fußsteigen zeigeten sich verschiedene Pflanzen, die ich nicht glaube, weder in Italien noch in Engeland gesehen zu haben. Unter andern fand ich eine große Menge von Roßmarien mit einem schmalen Blatte, der sehr angenehm roch; und ein stinkendes Kraut, welches so klebrig war, als wenn man alte Lumpen in Theer tauchet. Es ist schade, wenn man zu Fuße reiset, und kein Botanist ist. Wie mancher Kräuterkenner würde mich beneiden, wenn er wüßte, daß ich in der wüsten Gegend von Vienta do Duque herum wandere! Ich bin vormals mit dem Doktor Marsili aus Padua oft in dem Garten zu Chelsea spatzieren gegangen, und habe ihn nach dem Namen von dieser oder jener Pflanze gefraget, aber auch sogleich wieder

ver-

vergessen, weil ich mich von Jugend auf nicht daran gewöhnet, dergleichen Dinge zu behalten. Nachgehends habe ich gehöret, daß die Lohgerber obgedachte stinkende Pflanze statt der Baumrinde gebrauchen.

So wie ich einen Hügel nach dem andern hinanfuhr, erblickete ich in der Entfernung etwas, das einem Hauffen von Gebäuden ähnlich sahe, und bey mehrerer Annäherung zeigete sich eine befestigte Stadt. Sie können nicht glauben, wie angenehm dieser Anblick scheinet, wenn man drey Tage in einer wüsten Gegend gereiset, und nichts, als die elendesten Derter, wie Vienta do Duque und dergleichen, gesehen hat.

Um vier Uhr langeten wir vor dem Thore dieser Festung, Namens Estremor, an. Ein kleiner Officier kam an meinen Wagen, und forderte mit einem gebieterischen Tone einen Paß von mir. Zum Glücke hatte ich mir einen von Don Luis da Cunha durch den Engelischen Gesandten geben lassen, sonsten wäre ich vielleicht angehalten worden. Man darf nicht einmal von Lissabon auf die in der Nähe liegenden Landhäuser, ohne einen Paß von gedachtem

Staatssekretär gehen, wenn man nicht Gefahr laufen will, festgesetzet zu werden. Der Befehl vom neunzehnten August dieses Jahres saget ausdrücklich, daß niemand ohne Paß aus Lissabon gehen soll. So genau giebet die Regierung auf alles acht, seitdem der Herzog von Aveiro die Verrätherey angesponnen.

In der Stadt selbst sahe ich einige hundert Masken, von denen einige mit vielem Geschrey und allerley Geberden, meine Chaise umgaben. Sie sagten viel mit einer klaren Stimme zu mir, das ich nicht verstand, vermuthlich aber sehr witzig seyn mochte. Der Lärmen brachte das Frauenzimmer ans Fenster, und es freuete mich, sie wie die Männer lachen zu sehen. Ich betrachtete sie durch mein Fernglas, welches sie nicht übel zu nehmen schienen. Unsere Italienerinnen haben Unrecht, wenn sie den Fächer vorhalten, als wenn der, welcher sich eines Glases bedienet, ein Basiliske wäre. Das kurze Gesichte ist nicht meine Schuld; warum soll ich nicht eben so gut das Vergnügen haben, eine Schönheit zu betrachten, als einer, der scharf in die Ferne siehet.

Alles

Alles lachte in den Fenstern und auf den Strassen, und ich lachte zur Gesellschaft mit. In dem Wirthshause brachte man mich eine Treppe hoch in eine Stube, mit hölzernen Fenstern, und einem so durchlöcherten Fußboden, daß ich alles sehen konnte, was darunter vorgieng. Auf dem Platze vor dem Hause, waren viele Masken, theils als Bären oder Affen gekleidet, andere hatten Hörner auf dem Kopfe und hinten einen Schwanz, andere trugen die Röcke um den Leib gebunden, wie kurze Unterröcke der Weiber. Einige trugen Schweizerhosen, einige tanzten mit Castagnetten, andere spieleten auf der Guitarre. Einige bückten sich nieder, und liessen andere über sich wegspringen, noch andere liefen auf dem Platze umher, und warfen mit Händen und Füßen um sich als närrische Leute. Ein paar kamen unter mein Fenster, und hielten lange Stäbe, worauf schlecht gemachte hölzerne Papageyen befestiget waren, in die Höhe, lachten aus vollem Halse und nannten mich Monsu, Monsu. Was die Papageyen bedeuten sollten, weis ich nicht, vermuthe aber, daß es eine witzige Satyre gegen die Franzosen, wofür sie

mich ansehen mochten, seyn sollte. Verschiedene nahmen die Hüte ab, und machten mir mit einer spöttischen Ehrerbietung tiefe Reverenze. Kurz sie machten sich alle auf Kosten des Estrangeiro lustig.

Inzwischen kam Battista mit meinem Passe vom Statthalter zurücke, zu dem er ihn vom Stadtthore tragen mußte; zugleich kam ein Mann mit, der meine Figur beschreiben und den Unterschied zwischen mir und anderen menschlichen Kreaturen aufzeichnen sollte. Er setzte sich an einen Tisch, nahm sein Schreibezeug aus der Tasche; ersuchte mich vor ihn hin zu treten, und sahe mich einmal über das andere an. Vermuthlich schrieb er die merkwürdigsten Theile meiner Figur, die Breite des Gesichts, die Gestalt der Nase, die Farbe der Haare, meine Länge, und so weiter auf. Dasselbe geschahe auch mit Battista, und darauf begab er sich weg, nachdem er mir zuvor eine Erlaubniß, morgen aus Estremor abzureisen, in die Hand gestecket. Von diesen Weitläuftigkeiten weis man in England nichts, ob gleich eine sehr gute Polizey darinnen herrschet.

Ein jeder Fremder muß sich dieses gefallen lassen. Den sechs und zwanzigsten Junius dieses Jahres ist ein scharfer Befehl bekannt gemacht worden, daß kein Schiffer einen Fremden ans Land setzen darf, ohne einer besonders dazu eingesetzten Magistratsperson von dessen Charakter und übrigen Umständen Nachricht zu geben, und zwar bey Confiscation seines Schiffes, und der ihm von gedachter Magistratsperson zuerkannten persönlichen Strafe. Capitain Bawn setzte mich ans Land, ohne sich nach diesem Befehl zu richten, weil die Packetboote, die man als eine Art von Kriegesschiffen betrachtet, vermuthlich davon frey sind. Hätte ich diesen Befehl gewußt, so hätte ich mich zu Vermeidung aller Verdrießlichkeiten selbst angegeben. Wer zu Lande nach Portugal kommt, ist vermöge dieses Gesetzes gleichfals vielen beschwerlichen Formalitäten unterworfen. Allein Portugal hat so gut als andere Länder das Recht, über die zum Besten des Ganzen gegebene Gesetze zu halten, und ein Fremder thut besser, sich darnach zu richten, als solche zu tadeln.

Als der Mann mich abgeschildert hatte, gieng ich aus, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Die Häuser sind klein, niedrig, und weis angestrichen, wie zu Montemor. Bey jedem Schritte traf ich Masken an, und eine jede machte mir ein spöttisches Kompliment. In einer gewissen Strasse, in welcher Frauenzimmer in einem Erker saßen, blieben verschiedene Masken stehen, und fiengen an zu tanzen. Ein junger Kerl von diesem Hause, zog durch seine leichten Sprünge und anständigen Bewegungen meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich habe bereits in Lissabon die Portugiesen tanzen gesehen, und muß gestehen, daß ich bey allen mir bekannten Nationen, keinen Tanz von zwey Personen gefunden, der so munter wäre, als ihr so genannter Fandango.

Der Trescone in Toscana, die Furlena in Venedig, der Corrente in Montferat, die Menuet in Frankreich, sind in Vergleichung des lustigen Tanzes, welchen der junge Kerl mit einem als ein Mädchen verkleideten Knaben hielte, sehr einförmige und langweilige Tänze. Der Fandango läßt sich so wenig als ein anderer Tanz

beschrei-

beschreiben; inzwischen könnte man ihn, wegen der dabey erforderlichen Bewegung eines jeden Gliedes am Leibe mit Recht eine regelmäßige und harmonische Convulsion des Körpers nennen. Ich habe einen Französischen Tanzmeister sagen hören, man könne den Fandango gar nicht einmal einen Tanz nennen. Allein lobt ein Franzose wohl andere Tänze, als die Französischen? Er findet nirgends das Gefällige und Sanfte, als in dem, was vom Pariser Operntheater kommt.

Die Einwohner in dieser Gegend waren sowohl, als die von Andalusien und Granada, bereits zur Römer Zeit, wegen des Tanzens berühmt. Die Tänzerinnen reiseten aus diesen Gegenden nach Rom und im Römischen Gebiete umher, und fesselten die Herzen der Bürgermeister und Statthalter in den Provinzen, so wie heutiges Tages die Französischen Tänzerinnen nach England, Deutschland und Italien gehen, und manchen Mylord, Baron und Marchese bezaubern. Martial erwähnt schon satyrischerweise der Tänzerinnen aus der Gegend von Cadix, und der ältere Scaliger gedenkt irgendwo in seinen Gedichten von den in diesen

sen Gegenden üblichen Tänzen. Hätte ich ihre Schriften bey mir, so wären Sie nicht sicher, hier weitläuftige Anmerkungen zu lesen, die nach der Art unseres Alterthumsforschers, Bartoli, von weitem herbey gezogen und gehäuft seyn würden.

Als die Masken nach Endigung des Tanzes zerstreuet waren, besuchte ich die beyden vornehmsten Klöster in der Stadt, fand aber nichts besonderes darinn. Aus einem Fenster des Augustinerklosters hat man über einige artig mit Bäumen besetzte Hügel eine gute Aussicht, welche einer der Mönche für die schönste in der Welt ausgab. Indem ich nach Hause gieng, begegnete mir ein anderer Aufzug von Masken, den ich ohne Mühe für einen militarischen hielt. Die Soldaten von der Besatzung hatten sich mit Schnupftüchern, Mänteln und dergleichen so gut, wie sie konnten, vermummt. Einige hatten die Hüte voll Hünerfedern gesteckt; man merkte aber doch, daß es Soldaten waren, weil sie mit Pfeifen und Trommeln ein schreckliches Getöse machten. Als sie auf den Markt kamen, commandirte eine

Maske

Maske Halte zu machen, und las darauf mit lauter Stimme eine Erlaubniß für die Einwohner von Estremor ab, sich acht Tage, wegen der vor zween Monathen vollzogenen Vermählung der Prinzessinn von Brasilien, mit ihrem Oheim, den Don Pedro, mit Masken und sonst auf allerley Art zu belustigen.

Ich konnte das Ablesen nicht ganz verstehen, hörte doch aber so viel, daß darinn nicht nur der Name des Königes, der Königinn, der Prinzessinn von Brasilien, und des Don Pedro wiederholt wurden; sondern auch noch überdieses die heilige Jungfrau, der heilige Antonius und Franciscus, die Mönche und Nonnen, der Friede, die Freyheit des Landes, Maskeraden, Tänze, und ich weis nicht, was noch mehr vorkam. Ich erkundigte mich, warum diese Lustbarkeiten so lange nach Vollziehung der Heyrath angestellt würden; es konnte mir aber niemand die Ursache davon angeben. Nach einer langen innerlichen Unentschlossenheit bin ich endlich entschlossen über Villa vizosa zu gehen. Dieser Umweg hält mich einen

Tag

Tag länger in Portugal auf. Danken Sie nicht, wenn ich vielleicht eine weitläuftige Beschreibung davon machen werde. Ich schreibe mehr, um mir die Zeit auf einer langweiligen Reise zu vertreiben, als sehr unterrichtende Dinge aufzuzeichnen. Daher erfahren Sie so manche Kleinigkeiten, deren geringen Werth ich sehr wohl einsehe.

Sieben

Sieben und dreyßigster Brief.

Schlechter Zustand der Portugiesischen Soldaten. Villa vizosa. Eine artige Tanzgesellschaft.

Elvas den 22. Sept. 1760.

So gerne ich Ihnen auch eine Abschrift von dem gestern verlesenen Befehl schicken wollte, so bin ich doch nicht im Stande, Ihnen diesen Beweis der Portugiesischen Beredsamkeit zu geben. Ich versprach einem armen Soldaten ein Trinkgeld, mir solche von seinem Korporal zu verschaffen, erhielt ihn aber wegen Kürze der Zeit nicht. Gestern früh um fünf Uhr weckten mich die Pfeifer und Trommelschläger von der Besatzung mit einem lärmichten Marsche auf, um mir eine glückliche Reise zu wünschen. Sie thun dieses um eines kleinen Trinkgeldes willen. Daß sie armselig sind, läßt sich aus ihrer zerrissenen Uniform schließen. Es ist nichts an den armen Leuten in gutem Zustande, als ihre Stutzbärte. Wenn sie sonst nur gut gekleidet wären, so würde diese männliche Zierde ihnen ein schönes Ansehen geben. Ehemals trugen die Soldaten in allen

Ländern Stutzbärte; ich weis nicht, warum es abgeschafft worden, da ein ansehnlicher Stutzbart den Söhnen des Mars eine fürchterliche Miene giebt.

Die Portugiesischen Truppen sollen sich nicht über achttausend Mann erstrecken. Wenn die gemeinen Soldaten durchgängig so armselig aussehen, als die zu Lissabon und Estremor, so trifft man in ganz Europa keine so elende Armee an *). Die meisten gehen ganz zerlumpt; viele haben mich in Lissabon auf den Gassen und so gar auf den Posten um Almosen gebeten. Auch die Officiers nehmen sich schlecht aus, wenn sie auch im Dienste sind, wie zum Exempel diejenigen, die bey der Legung des Grundsteins **) commandirt waren, ob sie sich gleich alle Mühe gaben, ein martialisches Ansehen zu haben. Es fehlt gänzlich an Generalen

*) Seitdem dieses geschrieben ist, hat der König seine Armee bis auf zwanzigtausend Mann vermehrt, die alle ausgesucht, gut gekleidet, und auf Preußischem Fuß exercirt sind. Der letzte unerwartete Krieg hat den König auf die Gedanken gebracht, eine bessere und zahlreichere Armee auf den Beinen zu halten.

**) Siehe den ein und zwanzigsten Brief.

Generalen von einiger Erfahrung im Kriegswesen *). Man darf sich über die Vernachläßigung des Kriegswesens nicht wundern, wenn man erwegt, daß Portugal in Ansehung seiner Lage für Krieg sicher ist, in so fern es mit Spanien in gutem Vernehmen steht; und Spanien besitzt zu weitläuftige Länder, als daß es sehr auf Portugal denken sollte. Die Portugiesische Flotte soll nach Proportion in besserem Zustande seyn; sie

 haben

*) In einer Antwort unterm 5ten April 1762. auf ein Memorial des Spanischen Abgesandten, drückt sich der König folgender Gestalt aus: „Es „lag die Ehre des Königs daran, das Geschrey „des Volks zu befriedigen, und die Vorwürfe der „Ausländer, welche man in allen Zeitungen ge„lesen, von sich abzulehnen. Die ganze Welt „weis, daß Portugal keine erfahrnen Generals „und Officiers hat, deswegen bot der König „dem Lord Tyrawli, (so wird das Wort hier ge„schrieben), seine Dienste an. Eben dieses ge„schahe mit andern Officiers, die nicht allein Eng„länder, sondern von allerley Europäischen Na„tionen waren. Dieses hat man von jeher in „Portugal gethan, so oft man es nöthig zu seyn „erachtet hat.„ Meinem Bedünken nach macht Dieses aufrichtige Geständniß den Portugiesischen Ministern Ehre.

haben gute Matrosen und geschickte Befehlshaber.

Gestern früh begab ich mich nach Villa vizosa, welches nicht weit von Estremor liegt, und schickte aus dem Wirthshause nach dem Sceriffe oder Aufseher des Pallastes, und bat mir die Erlaubniß aus, solchen zu besehen. Er schickte mir die Schlüssel, und erwartete mich am Eingange. Ich hielt mich nicht lange daselbst auf, weil wenig darinn zu sehen war. In einem großen Vorplatze hängen viele Bildnisse von Königen und Königinnen; an der Decke des einen Zimmers sind einige Kardinaltugenden, und an einer andern des Herkules Kampf mit dem Löwen gemalt. Es sind alles mittelmäßige Werke, zumal das letzte. Weder die Anlage der Zimmer noch die äußere Architektur haben etwas besonderes. Beym ersten Anblick sieht das Gebäude Gothisch aus; es ist aber eigentlich nach einer Ordnung, ich weis es selbst nicht mehr, ob nach der Toscanischen oder der Jonischen gebauet, aber schlecht ausgeführt. Die Meublen sind nicht sowohl alt, als von geringem Werthe, man trifft sie in hundert Häusern zu Genua besser an.

Man

Man muß Villa vizosa aber auch nicht als ein königliches Lustschloß ansehen. Es ist von keinem Könige, sondern von den alten Herzogen von Braganza, von denen der jetzige König abstammt, gebauet, und ein Landsitz derselben gewesen, zu den Zeiten, da Portugal unter der Regierung dreyer auf einander folgenden Philippen ein Stück der Spanischen Monarchie war. Außer dem Don Pedro kommt niemand von der königlichen Familie her, und dieser wohnt alsdenn nicht einmal im königlichen Pallaste, sondern in einem kleinen Hause darneben, welches artig meublirt seyn soll. Das kostbarste, was ich hier bemerkte, waren einige schwere massiv silberne Leuchter und Lampen in der königlichen Kapelle. Vor des Don Pedro Wohnung liegt ein kleines schlecht unterhaltenes Gartenparterre, und hinter dem Pallaste ein weitläuftiger wohl versehener Küchengarten. Der bey dem Pallaste liegende Flecken ist schlecht. Auf einem benachbarten Hügel liegt ein altes Kastell, dessen Mauern, so wie die von Estremor, nach und nach in den Graben fallen. Man hat hier viele Römische Münzen, Innschriften und andere Alterthümer gefunden. Das

beste im ganzen Schlosse war der Aufseher, dem ich für seine Höflichkeit sehr verbunden bin. Er ließ mich, um den Weg abzukürzen, mit meiner Chaise durch den Park fahren, welcher einige Meilen im Umfange hält, aber einer Wildniß nicht unähnlich sieht. Es zeigten sich Hirsche darinn, welche meine Fuhrleute durch ihr Schreyen und Klatschen mit der Peitsche scheu machten, und sich daran belustigten.

Aus dem Park gieng der Weg über verschiedene unwegsame Hügel, daher wir erst in der Nacht nach Elvas oder Yelvas kamen. Eine Meile von diesem Orte fängt sich eine Wasserleitung an, worüber ich bald die prächtige im Thal zu Alcantara vergessen hätte. Was ich davon sehen konnte, schien in einem großen Geschmack gebauet zu seyn. Die Dunkelheit hinderte mich, sie genauer in Augenschein zu nehmen; wenn es wahr ist, wie man sagt, daß die Mauren sie gebauet, so macht es ihnen viel Ehre.

Elvas liegt auf einer Anhöhe, und ist zwar nach der neuen Art befestiget, es geht aber alles ein. Wie glücklich ist Portugal, daß es weder Soldaten noch Festungen braucht! Vor dem Thore fanden wir bey unserer

ferer Ankunft eine Menge Volks, weil ein Pferde- und Viehmarkt gehalten wurde. Zu beyden Seiten der Straße waren Tücher, wie Zelte aufgespannt, deren Stricke machten, daß meine Chaise kaum durchkommen konnte. Die Kaufleute hatten an diesen Vorfall nicht gedacht, weil selten Reisende mit Wagen auf dem Wege von Madrit nach Lissabon hierdurch passiren.

Beym Anblick so vieler Menschen befürchtete ich gleich, daß es am Unterkommen fehlen würde, und zwar um so mehr, da es regnete. Gleichwohl faßte ich Muth, und verließ mich auf mein besetztes Kleid, das ich, um desto anständiger in Villa vizosa zu erscheinen, angezogen hatte. Es schien mir wahrscheinlich, daß der Wirth einem mit Gold verbrämten Fremden den Vorzug vor einem barfüßigen Innländer einräumen würde. Ich ließ also den Wirth herausrufen, und sagte mit einem ernsten Tone: er würde mir hoffentlich ein Quartier einräumen, da ich mit einem Paß vom Könige, den ich zugleich aus der Tasche zog, versehen wäre, und mich nicht nöthigen, mich beym Statthalter zu beschweren, der ihn gewiß zwingen würde einen fremden Fidalgo auf-

zunehmen. Die Umstehenden fanden dieß gegründet; ein Ochsenhändler behauptete mit vieler Einsicht, daß mein Paß mich berechtigte, einen jeden nach Belieben aus dem Wirthshause zu verjagen, und dessen Platz einzunehmen.

So viel Eindruck machte meine Beredsamkeit. Eigentlich war es dem Wirthe nur um eine Scheinursache zu thun, um meinem besetzten Kleide Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er jagte einen armen Eseltreiber theils mit guten, theils mit bösen Worten aus einem elenden Kämmerchen, welches einem Saustalle sehr ähnlich sah. Ich gab diesem ein kleines Trinkgeld, um ihn für das von mir zugefügte Unrecht und die gestörte Ruhe schadlos zu halten. Für diese elende Kammer mußte ich dem Wirthe gleichwohl noch danken. Battista fand einige Decken, die er auf dem Fußboden ausbreitete, und war darauf auf das Abendessen bedacht.

Es wäre in diesem Lande lächerlich, wenn man sich einbilden wollte, in einem Wirthshause etwas Esbares anzutreffen. Wir waren aber unbesorgt, da sich in unserem Magazine ein welsches Huhn und ein Lisbonni-

scher

scher Schinken, den die Leckermäuler dem Westphälischen an die Seite setzen, befand. Eine Treppe hoch war eine Gallerie, die in verschiedene mit Fremden besetzte Stuben führte. Allenthalben lagen Menschen, und schliefen in ihren Mänteln. So wie ich weiter gieng, erschütterte der Fußboden, welches ich anfangs für ein Erdbeben hielte; ich merkte aber bald, daß das elende Gebäude Schuld daran war.

Indem ich auf mein Abendessen wartete, traten einige Mauleseltreiber aus den Seitenstuben; Einer spielte die Guitarre, und der Andere sang dazu. Dieß dauerte kaum drey Minuten, so erwachten die Schlafenden, und mehr als dreyßig Personen kamen aus den Zimmern, und fiengen an zu tanzen. Ein Mann schnitt eine Kapriole vor einer Frauensperson, und diese trat gleich hervor, um einen Fandango mit ihm zu tanzen. Sie können sich nichts Hurtigeres und Leichteres gedenken. Es waren sechs Portugiesinnen und vier Spanierinnen. Ich bemerkte von diesen zehen Personen vornemlich drey; die Eine, Teresuela, sang am besten, die beyden Andern waren zwo Schwestern, wovon die jüngste in der ganzen Gegend wegen ihrer

Schönheit im Ruf stand, und deswegen la bella Catalina hieß.

Die Frauenspersonen, insonderheit die Spanierinnen, die mit einigen Männern aus Badajos hieher auf den Jahrmarkt gereiset waren, fielen durch ihre sonderbare und artige Kleidung in die Augen. Ich habe verschiedene Tänze an manchen Orten gesehen, aber nichts, was ich mit diesen vergleichen könnte. Einige Stellungen waren freylich nicht so zierlich, als sie seyn sollten: gleichwohl wollte ich, wenn ich Martials Kunst besäße, anstatt den Fandango und Seguedilla, welches vermuthlich die Tänze sind, worüber er sich aufhält, zu verachten, hundert Epigrammen zum Lobe der Tänzerinnen machen.

Der Fandango und die Seguedilla werden beyde nach der Guitarre getanzt, und wenn der Guitarriste eine gute Stimme hat, so singt er dazu. Sowohl die Männer als Weiber schlagen den Takt mit Schnippchen. Beyde Tänze, insonderheit der erstere, bestehen nicht sowohl in beständigen abgemessenen Schritten, als in allerley gefälligen Bewegungen und lebhaftem Stampfen mit den Ferse und Zehen. Sie tanzen nicht weit

von

von einander, drehen sich herum, nähern sich bald mit einer zärtlichen Bewegung gegen einander, fahren geschwind zurück und kommen abermals näher, wobey der Mann seiner Gehülfinn steif ins Gesicht sieht, da sie hingegen die Augen beständig niederschläget, und eine so bescheidene Miene als möglich annimmt. Ich hatte in drey Nächten nicht gut geschlafen, und die gestrige Reise meistens zu Fuße gemacht; ich wollte mich deswegen, beynahe ohne zu essen, zu Bette legen, allein über dieses Tanzen vergaß ich den Schlaf, und konnte mich nicht satt daran sehen.

Die Kerls, welche einen Augenblick zuvor auf der Erde lagen und schliefen, mischten sich mit ihren zerrissenen Kleidern, sowohl als einige schmutzige Weiber unter die Gesellschaft, ein jeder tanzte um zu tanzen, ohne auf das Alter, die Kleidung, oder die Schönheit zu sehen. Ich wunderte mich sehr, als ein zerlumpter Kerl ein so artiges saubergekleidetes Mädgen, wie die Terefuela war, aufforderte, und sie im Tanzen so zärtlich ansahe, als immer ein Parisischer Petit-mâitre bey einer reichen und gefälligen Wittwe thun kann. Nirgends habe ich

be ich eine solche Vermischung von wohl und elend gekleideten Personen angetroffen, als hier.

Im Winkel der Gallerie stand ein langer Tisch. Dieser ward gedeckt, mein Essen aufgetragen, und ich setzte mich ohne weitere Umstände nieder. Als ich meist fertig war, trug Battista mir einen Englischen Kuchen auf, welchen ich zerschnitte, und den Tänzerinnen nach der Reihe mit einem Castilianischen Kompliment anbot. Dies brachte sie in einige Verwirrung; einige nahmen ein Stück mit einiger Verneigung, andere mit einem Lächeln an, und noch andere fügten eine Danksagung hinzu.

Als mein Kuchen ausgetheilet war, wandte ich mich an die Männer, und zwar ohne Unterscheid, sie mochten Esel- oder Mauleseltreiber seyn, und bat sie auf die Gesundheit der artigen Tänzerinnen zu trinken. Sie thaten es mit einer anständigen Freymüthigkeit, und waren über meine, nach ihren Sitten ungebräuchliche Höflichkeit, sehr vergnügt. Einige, welche den fremden Herrn bisher kaum einiger Blicke gewürdiget, oder sich gefürchtet mit ihm zu reden, schüttelten ihn bey der Hand, und

ein jeder bemühete sich mir etwas auf Spanisch oder Portugisisch zu sagen. Dem Frauenzimmer ließ ich nach dem Kuchen Wasser anbieten, weil ich mit Wein alles Gute verderbet haben würde. Man ist hier so mäßig, daß es für eine Beleidigung angesehen wird, einer Frauensperson Wein anzubieten.

Um Mitternacht ward der Tanz unterbrochen. Alles lief hin, um von einer Bastey das Feuerwerk, welches wegen der Vermählung der Prinzeßin abgebrannt wurde, anzusehen. Der Regen trieb uns, zu meinem größten Vergnügen, wieder zurück, und der Tanz wurde mit noch grösserm Eifer zwey Stunden lang fortgesetzt. Die Schwester der Catalina tanzte einen Tanz ganz allein, und zwar mit so vieler Grazie und so schön, daß mein Herz dabey in große Gefahr gerieth. Nach Endigung desselben klatschte ich aus allen Kräften in die Hände, Battista und meine Fuhrleute folgten meinem Beyspiel, und brachten die übrigen Zuschauer dadurch aus ihrem gewöhnlichen Phlegma, und gaben durch ein lautes Händeklatschen ihren Beyfall zu erkennen. Ein junger Fidalgo trat darauf auf den Platz,

und

und zeigte seine ausserordentliche Leichtigkeit und Geschicklichkeit in tausend malerischen Stellungen. Nachgehends sang Teresuela einige Castilianische Lieder mit einer so lieblichen Stimme und leichten Manier, daß sich unsere Theaterprinzeßinnen nicht dafür schämen dürften. Catalina sang auch, aber weniger schön.

Ich ließ Paolita um eine Kopie des Liedes ihrer Schwester bitten, hauptsächlich um zu versuchen, ob ich nicht dadurch Gelegenheit bekommen könnte, etwas mit ihr zu reden, und zu untersuchen, ob ihr Verstand ihren schönen Augen gleich käme. Sie ließ mir sagen, daß sie mir morgen in dem Wirthshause zu Badajos, wohin sie gleichfals reisen würde, ein ganzes Buch mit Liedern schicken wollte. Ich wählte zur Ausrichtung dieses Gewerbes jemand, der sehr vertraut mit ihr zu seyn schien, weil ich nach den hiesigen Sitten sie nicht selbst anreden konnte, so sehr ich es auch wünschte.

Um 3 Uhr endigte sich das Tanzen, und ein jeder legte sich auf die Erde, theils auf Betttüchern, theils auf Strohsäcken, theils auf den bloßen Boden, jedoch alle in den Kleidern nieder. Teresuela und Catalina

gleich-

gleichfalls nach Art des goldnen Alters. Ich war der einzige, der es nicht so machte. Dies unerwartete Vergnügen hatte mich so munter gemacht, daß ich mir Feder und Dinte geben ließ, um diesen langen Brief zu schreiben. Es ist bereits Tag, und ich bin noch in dieser wandelbaren Gallerie, deren Einsturz ich fast alle Augenblick vermuthe. Es würde ein sonderbares Gemische werden, wenn die Fuhrleute, Eseltreiber, die schöne Catalina und die ganze Gesellschaft, beyderley Geschlechts, über einander hinfielen. Es regnet noch stark, alles schläft, ich will auch versuchen zu schlafen. Da ich nur drey kleine Meilen bis Badajos habe; so bin ich nicht besorgt, zu spät abzureisen.

Acht

Acht und dreyßigster Brief.

Etwas von der Liebe. Weißes Rindvieh. Der Kardinal Acciajoli. Ein Portugiesischer Brief.

Badajoz, den 22. Sept. Abends.

Zum Glücke verlasse ich diese Gegenden bald, sonst könnte ich bey einem längeren Aufenthalte leicht etwas närrisch werden, ob ich gleich alt genug bin, um klug zu seyn. Würde ich hier noch weiter verweilen; so würde meine arme Philosophie, die sich zehn Jahr lang so tapfer gegen alle Englische Schönheiten gewehret, Fesseln tragen müssen, die ich mich schäme zu bekennen. Ich will die Geschichte nach meiner Manier fortsetzen.

Es war heute früh bereits neun Uhr, und ich hatte die Augen noch nicht zugethan. Das Zusehen des Tanzens, und das Briefschreiben hatte mein Blut ganz in Wallung gebracht. Ich gieng in die wandelbare Gallerie, wo einige Männer nebst den vier Spanierinnen gesalzenes Fleisch und Oliven assen. Ein sonderbares Frühstück! Die Frauenspersonen grüßten mich beym Eintritt

tritt ganz freundlich, und die Männer baten mich mit ihnen zu essen, welches ich aber abschlug. Man sagt die Spanier trinken allemal Chocolade zum Frühstück. Hier geschahe es nicht; vielleicht weil sie nicht zu Hause waren.

Nach dem Frühstück tantzten sie den Fandango, um mir ein Kompliment dadurch zu machen, weil sie gesehen, daß ich ein so grosses Vergnügen darüber gehabt. Eine Art von Spanischer Höflichkeit, die ich nicht unangemerkt lassen kann. Indem einige tanzten, liessen sich andere in demselben Zimmer den Bart putzen. In andern Ländern würde man dies für etwas sehr unanständiges halten, hier wird nichts daraus gemacht. Die Leute leben hier sans façon, oder besser zu sagen, auf gut tartarisch.

Nach dem kurzen Tanze wollten die Spanierinnen, des starken Regens ungeachtet, in die Messe gehen. Es scheint, daß die Weiber hier, wie in Portugall, gerne alle Tage eine Messe hören, da sie sich, zumal wenn sie jung sind, in Italien mit Sonn- und Festtagen begnügen. Sie holten ihre Mantillas, eine Art von weissem Tuch oder Schleyer, welchen sie über den Kopf und

Obertheil des Leibes hängen. Ich kann nicht bergen, daß ich in voriger Nacht der Paolita sehr fleißig in die Augen gesehen, und daß sie mir zu verstehen gegeben, wie es ihr nicht mißfiele, daß ich ihr den Vorzug für der braunen Teresuela, und für ihrer schönen Schwester einräumte; und weil ich einmal so viel gesagt habe, so muß ich Ihnen auch nur gestehen, daß mich auf dem Wege nach dem Feuerwerk jemand im Finstern in den Arm geknippen und mit der Hand an meine gestossen.

Die Gesellschaft beyderley Geschlechts gieng also in die Messe, sie waren die Treppe kaum hinunter, so kehrte Paolita wieder um, einen Handschuh zu holen. Sie kam so geschwind heran, und stund so unerwartet vor mir, daß ich in Erstaunen gerieth. Gott gebe dir tausend Jahr lang Gutes, sagte sie mir ins Ohr, indem sie ihren Schleyer zurückschlug. Ich konnte nichts anders antworten, sondern küßte sie auf beyde Augen, und ehe ich mich noch besann, war sie schon wieder fort.

Sie ist fort, und hat mich in einem verwirrten Zustande gelassen! Warum vergaß sie doch den Handschuh, kehrte um, und

wünschte

wünschte mir so viel Glück? Ich wünsche ihr ebenfalls von ganzem Herzen alles mögliche Glück. Allein ich bin hier nur ein Reisender, und bereits über 40 Jahre alt, was wollte sie also mit dem Vergessen des Handschuhes? O ihr Weisen, Seneka und Boethius, die ich sonst so aufmerksam gelesen, ich bitte euch um Verzeihung; eure Schriften haben mir nicht viel geholfen. Ein Blick, ein Händedrücken, ein Nichts hat mehr bey mir ausgerichtet, als ein halbes Dutzend von euch, und hat in einem Augenblicke alles, was ich in vielen Jahren aus euch gelernet, über den Haufen geworfen. Doch ich will nicht mehr an sie denken, und meine Erzählung fortsetzen.

Weil ich die Nacht nicht geschlafen, so reiste ich erst spät, nemlich Nachmittags um 3 Uhr aus Elvas. Der Regen goß unaufhörlich. Nach Verlauf von zwey Stunden kamen wir über den Fluß Caya, welcher Spanien und Portugall von einander scheidet. Man kann meist das ganze Jahr hindurch trocknes Fußes durch das Bette des Flusses gehen, er war aber jetzt so angelaufen, daß das Wasser meinen Mauleseln bis an den Bauch gieng. Ich verliere

nunmehr alle Hofnung, die mir von der Paolita versprochenen Lieder zu erhalten, weil die Esel, welche die beyden Schwestern künftige Nacht nach Badajoz zurück bringen sollen, den Fluß unmöglich werden paßiren können. Da fällt mir das Mädchen schon wieder ein, an die ich doch nicht mehr denken wollte! Fort mit den Gedanken!

Ich war auf dem Wege von Elvas bis an den Fluß nicht sehr vergnügt gewesen, empfand aber eine heimliche Freude, als ich denselben paßiret war. Portugall lag nunmehr hinter mir, und die Calesseros (jetzt heissen sie nicht mehr Calesseiros) versicherten, die Reise würde in Spanien besser. In Spanien giebt es keine Estalages, sondern Posadas. Man liegt nicht auf der Erde auf Decken und Stroh, sondern in camas altas mit Wolle versehen, und savanas limpias cada noche si usted quiere, das heißt in hohen Betten, und jede Nacht frische Ueberzüge, wenn man will.

Badajoz, ehemals Pax Augusta, ist eine befestigte Stadt auf einer kleinen Anhöhe, eine Meile von dem Fluß Caya. Wir fuhren vermittelst einer steinernen Brücke über die Guadiana in die Stadt. Es ist eine

der

der längsten und schönsten, welche ich je gesehen. Wäre sie etwas breiter, so würde sie auch der Themse Ehre machen. Die Einwohner gehen Abends darauf spatzieren. Als ich die Guadiana erreichte, hatte ich den angenehmen Anblick, jenseit des Ufers, eine zahlreiche Heerde ganz weisser Kühe zu sehen. Ihre Anzahl belief sich über 500 Stück, welches mehr sind als man in Alentejo und dem Portugisischen Estremadura antrift. Wenigstens kann ich versichern, daß ich auf dem Wege von Aldeagallega bis Villa vizosa keine einzige gefunden. Zu Elvas sahe ich zwar einige, das war aber wegen des Jahrmarkts. Wo müssen doch die Portugiesen alle Thiere, die in dem Amphitheater zu Campo Pequeno jämmerlich ermordet werden, und die Ochsen, welche das Fleisch auf den knarrenden Karren nach Lissabon führen, hernehmen? Vermuthlich liegt vom Tagus gegen Westen eine Provinz, welche bessere Weide und Viehzucht hat, als jene beyde.

Am Norder Ende der Brücke liegt ein Thor zwischen zwey runden steinernen Thürmen, oder Gefängnissen. An demselben bewillkommten mich ein paar Männer, die

ich, wegen ihrer langen schwarzen Röcke und niedergeschlagenen Hüte, für ein paar Jesuiten hielt. Aus ihrem Antrage ergab sich aber, daß es Zollbediente waren; denn sie baten mich, die Fuhrleute ins Zollhaus fahren zu lassen, wo meine Koffer durchsucht wurden, aber auf keine so plumpe Art, als in England, wo ein grober Kerl alles ohne Behutsamkeit durch einander wirft, und wenn er den geringsten Verdacht hat, die Näthe aufschneidet, um zu sehen, ob auch zwischen dem Unterfutter und dem Tuch Spitzen verborgen sind; zuletzt aber dennoch, wenn er den Reisenden genug gequälet hat, einige Schillinge zur Belohnung für seine Grobheit fordert.

Diese Unbequemlichkeit, nebst vielen andern, haben ehrliche Reisende den betrügerischen zu danken. Der größte Haufe ist unehrlich, und sucht die Rechte des Landesherrn durch Hintergehung des Zolles, welches sie Smuggle nennen, zu schmälern. Diejenigen, welche über die Zölle gesetzt sind, können es den Abgehenden und Ankommenden nicht im Gesichte ansehen, ob sie ehrlich sind, und den Betrüger oder den Smugler vom ehrlichen Mann unterscheiden, daher

unter-

untersuchen sie die Bagage eines jeden. In einem Lande verfähret man in diesem Stücke schärfer als im andern. In England ist es unerträglich; ich habe oft voll Unwillen gesehen, daß man Frauenspersonen auf die gröbste und unanständigste Art begegnet hat. Die Spanische Regierung handelt, wie es scheint, in diesem Stücke edler als die Englische, und sieht die Waaren in dem Koffer eines Reisenden nicht für so wichtig an, daß die öffentlichen Einkünfte dadurch um ein ansehnliches geschmälert werden sollten.

Die Posada der heiligen Lucia, wo ich einkehrte, ist nicht viel besser als eine Portugisische Estallage, obgleich die Wände fest, das Dach nicht durchlöchert, und auch der Fußboden nicht gepflastert ist, wie die Gassen. Statt der Fenster hat man hier, so wie in Portugall, nur hölzerne Laden, daher man im Finstern sitzen muß, wenn man Kälte, Wind und Regen abhalten will. Man findet weder Spiegel, noch Schränke und Commoden. Die Stühle wackeln, die Tische sind schmierig, so wie in den Portugisischen Estallages. Mit meinem Wirthe oder Sennor Posadero, würde ich sehr gut Freund werden, wenn ich in Badajoz bliebe.

Ich habe noch keinen so schön auf der Guitarre spielen hören: und dabey ist er eben so höflich als kunstreich. Er spielt mir während der Zeit, daß der Barbier da ist, etwas vor, para defendadar da usted, wie er sagt, das heist: um mir indessen die Langeweile zu vertreiben. Kann man die Höflichkeit weiter treiben?

So bald ich abgestiegen war, schickte ich den Battista zum Kardinal Acciajoli, um mir die Erlaubniß auszubitten, den heiligen Purpurmantel zu küssen, und seine Befehle nach Italien, wohin ich zu reisen im Begrif stünde, zu erwarten. Indessen daß ich auf seine Antwort wartete, kam jemand eilfertig ins Zimmer, umarmete mich, ehe ich es mir versahe, und rief aus: ben trovato, ben trovato. (gefunden, gefunden.) Ich sahe ihn mit Verwunderung an, ohne ihn zu kennen. „Kennen Sie Ihren alten „Mayländischen Freund Merosio nicht?„ Er war es in der That, einer der liebsten Gefährten meiner Jugend. Er begegnete dem Battista, den er in Lissabon gekannt, auf der Gasse, und fragte, was er hier machte? „Ich bin bey meinem alten Herrn Baretti, „und wir reisen nach Italien.„ Wie, bey

meinem

meinem alten Freunde aus Turin? „Ja, er ist aus Turin, und wenn Sie sein Freund sind, so gehen Sie ins Wirthshaus.„ Sie können sich leicht vorstellen, was für eine angenehme Ueberraschung dieß für mich und den Doctor Merosio war. Wir thaten uns in einem Augenblicke unzählige Fragen, und konnten uns nicht genug verwundern, einander in einem so abgelegenen Winkel der Welt, als Badajoz, anzutreffen.

Dem Kardinal war mein Name nicht ganz unbekannt; er nahm meinen Besuch an, und ich gieng nebst dem Merosio, seinem Leibarzte, zu ihm. Er empfieng mich sehr höflich, and schien ein Vergnügen darüber zu empfinden, daß er in den Augen zweener Freunde die Freude, sich am Ufer der Guadiana so unvermuthet anzutreffen, lesen konnte. Ich brachte hier einen angenehmen Abend zu; Rom, Portugal und England gaben uns Materie genug zu einer Unterredung von fünf Stunden. Der Kardinal hat einen jungen Vetter und verschiedene Italienische Herren in seinem Gefolge, die ihres langen hiesigen Aufenthaltes herzlich überdrüßig sind, und sehr wünschen, ihn bald mit Rom zu verwechseln. Badajoz, sagen sie,

wäre kein Aufenthalt für einen Kardinal. Wenn man den Statthalter, Grafen della Roca, und ein paar Officiers ausnimmt, welche die Welt gesehen, so trifft man wenige Leute an, die zur Unterhaltung taugen. Die Einwohner haben vielleicht, so lange ihre Mauern stehen, keinen Kardinal in der Stadt gesehen, und erzeigen ihm eine Ehrfurcht, die beynahe auf eine abgöttische Anbetung, wie er es selbst nennt, hinausläuft. Er ertheilt ihnen dafür den Seegen in reicher Maaße, wenn er ausgeht. Dem ungeachtet ist er schlimm daran, seine Tage sind mehr langweilig als ruhig; und wie unruhig bringt er vielleicht die Nächte zu! Wohl uns unbekannt lebenden Sterblichen, deren Ruhe nichts als allenfalls eine harte Matrazze, oder der Gedanke an eine Paolita stört! Man ist nicht unglücklich, wenn einen weder Päbste noch Könige kennen, und wenn man unbekannt lebt.

Ich darf Ihnen die Ursache nicht erst sagen, welche einen so wichtigen Mann hieher gebracht hat. Sie wissen aus den Zeitungen, wie man ihm in Lissabon begegnet, und auf was für eine unhöfliche Art man ihn mit seinem ganzen Gefolge aus der Stadt

gehen

gehen heißen. Ich wagte es, ihn darnach zu fragen. Ich glaube, versetzte er, daß die, so es gethan, es selbst nicht recht wissen. Man brachte mir einen geschriebenen Befehl, Lissabon in einer Stunde zu verlassen, aber die Soldaten, welche mir ihn einhändigten, ließen mir keine Minute Ruhe. Der Officier nöthigte mich in ein Boot zu steigen, und ließ mir nicht einmal Zeit mein Schreibepult zu verschließen. Er brachte mich über den Tagus, und in vier Tagen bis an die Caya. Auf dem Wege hatte ich kaum etwas zu essen, und kein Bette, und zwar alles ohne zu wissen warum. Aber besuchen Sie mich in Italien, da will ich Ihnen mehr sagen; hier muß ich, setzte er mit Lächeln hinzu, politisch seyn, und meine Zunge im Zaum halten.

Morgen gedenke ich es so wie heute zu machen, und nur drey Meilen zu reisen. Ich will den Morgen mit meinem Freunde zubringen, der als ein wahrer Mayländer an seines Herrn Umständen Theil nimmt, ob er gleich nichts mehr davon weis, als ich selbst. Ich muß Ihnen noch den Brief mittheilen, welchen der Staatssekretär, Don Luiz da Cunha, an den Kardinal geschrieben, und

durch

durch den Officier, der ihn bis an die Cay-
begleiten mußte, einhändigen lassen.

Brief,

welchen der Staatssekretär, Don Luiz da Cunha, auf Befehl des Königes an den Kardinal Acciajoli geschrieben, um ihm anzukündigen, sogleich den Hof zu Lissabon zu verlassen.

Der König hat mir, vermöge seiner recht-
„mäßigen königlichen Gewalt, welche ihn
„berechtiget auf die Erhaltung seiner Auto-
„rität zu sehen, und seine Unterthanen für
„alles, was die öffentliche Ruhe stören kann,
„zu bewahren, aufgetragen, Eurer Eminenz
„bekannt zu machen, daß Sie nach Erhal-
„tung dieses Briefes sogleich den Hof ver-
„lassen, über den Tagus gehen, und inner-
„halb vier Tagen das Königreich räumen
„sollen.„

„Zur Ueberfahrt Eurer Eminenz sollen vor
„Ihrer Wohnung königliche Fahrzeuge in
„Bereitschaft gehalten werden.„

„Auf daß Eure Eminenz Ihre Reise sicher
„und ohne Furcht für Gewaltthätigkeiten
„anfangen

„anfangen und vollenden mögen, so hat der „König, welcher bey jeder Gelegenheit allen „Personen, die einen öffentlichen und gehei„ligten Charakter haben, wie Eure Eminenz, „Schutz in seinen Staaten angedeihen läßt, „befohlen, daß Eure Eminenz mit einer „hinlänglichen Garde bis an die Gränzen „des Königreiches begleitet werden sollen.„

„Ich stehe Eurer Eminenz in allen Fäl„len zu Diensten. Gott erhalte Sie noch „viele Jahre! Gegeben im Pallaste den 14ten „Junius 1760. Eurer Eminenz gehor„samster Diener

D. Luiz da Cunha.„

Neun

Neun und dreyßigster Brief.

Eine Lehre für die Reisebeschreiber.

Badajoz den 23. Sept. 1760. Früh.

Gestern Abend las ich alle vorhergehende aus Portugall geschriebene Briefe durch, und sagte, nachdem ich darüber nachgedacht hatte, zu mir selbst: Gesetzt, ich ließe es mir einmal einfallen, diese Briefe drucken zu lassen, was würde die Welt davon urtheilen? Eine Frage, die ein jeder vernünftiger Mann sich ein paarmal thun soll, ehe er der Presse etwas übergiebt. Die Selbstliebe antwortete, ohne sich lange zu bedenken, daß ein jeder eine Freude über diesen Brief haben wird. Der geschäfftigste Mann und das fleißige Frauenzimmer werden Arbeit und Vergnügen bey Seite setzen, um ein so angenehmes Werk zu lesen. Man wird die zierliche und hinreißende Schreibart, die Abwechselung der Materien, die Richtigkeit der Bemerkungen einstimmig darinn bewundern. Man wird sagen, daß die Gegenstände artig geschildert, die Sitten und Gebräuche fleißig untersucht sind, und mich unter die zierlichsten und nutzbarsten Schriftsteller von Italien und andern Ländern zählen.

Aber

Aber die Selbstliebe ist falsch, man darf ihr nicht trauen. Sie schmeichelt einem bey aller Gelegenheit, und verleitet zu Irrthümern. Es giebt keinen Menschen, der nicht Ursache hätte, ein Mißtrauen in die Gedanken, welche sie einflößt, zu setzen. Da ich nunmehr meine Briefe mit mehrerer Gemüthsruhe im Ganzen betrachte, und untersuche, was sie auf den größten Haufen der Leser für eine Wirkung hervorbringen möchten: so gestehe ich aufrichtig, daß ich, im Ganzen betrachtet, nicht so wohl als mit den einzelnen Briefen zufrieden bin. Ich fürchte, daß manche Leser dafür halten, daß ich zu satyrisch bin, und alles zu sehr verachte; einige möchten wohl gar, welches noch schlimmer wäre, allerley nachtheilige Meynungen von den Portugiesen fassen, welche ich gleichwohl nicht die Absicht gehabt ihnen beyzubrigen.

Wer einen meiner Briefe besonders ohne die übrigen lieset, wird mich keiner Bosheit und keines Widerwillens gegen die Portugiesen und ihr Land beschuldigen. Die Beschreibung elender Wirthshäuser auf einer nicht sehr bereiseten Landstraße, die Nachricht von einem abgeschmackten Barbier, einer unverschämten

schämten Bettlerinn, werden den Leser vielleicht auf eine kurze Zeit belustigen, aber keine nachtheiligen Begriffe von den Portugiesen und dem großen Haufen der Einwohner hinterlassen. Ein jeder Brief wird keine andere Wirkung thun, als wenn man ein scherzhaftes Kapitel im Berni lieset, darinn dieser Dichter an seinen Freund Fracastorius allerley Dinge zum Nachtheil von Settignano, einem Dorfe bey Verona, schreibt. Man lacht über den Gegenstand des Gemäldes und über die lustigen Einfälle des Malers. Ich fürchte nur, daß alle meine spashaften Nachrichten zusammen genommen eine andere Wirkung thun werden, als wenn man eine einzige besonders lieset. Man wird mich vielleicht mit jenen mürrischen und einsinnigen Reisebeschreibern in eine Klasse setzen, die in einem Lande bloß solche Dinge anmerken, dabey sie ihre beißende Tadelsucht anbringen können.

Damit aber meine Leser sich aus meinen Briefen, wenn sie, wie meine Absicht ist, gedruckt werden, keine schlimmeren Begriffe von den Portugiesen machen, als ich wünsche, so bitte ich sie, wohl zu merken, daß sie aus meinen Nachrichten nicht zu voreilig

schließen,

schließen, als ob diese Nation und das Land, wenn man gleich mehr Lächerliches und Tadelnswürdiges, als zu loben daran findet, keine Achtung verdiene. Ich habe nur den geringsten Theil gesehen, und keine Gelegenheit gehabt, Personen von Mitteln und hohem Stande zu beurtheilen. Will der Leser ja meinen Briefen völlig Glauben beymessen, so muß er wenigstens diese beyden Klassen mit dem gemeinen Pöbel nicht verwechseln. Der Kardinal Acciajoli, der noch mehr Aufrichtigkeit als Politik besitzt, so wohl, als alle von seinem Gefolge, die keine Ursache haben sehr mit den Portugiesen zufrieden zu seyn, versicherten mich, daß sich unter Personen vom hohen und mittlern Stande sehr viele befänden, die alle Achtung verdienten.

Das wenige, was ich von den Eremiten des Korkklosters, von dem Pfarrer in Arragolos, von dem Aufseher in Villa vizosa und einigen anderen gesagt habe, mag die Leser überzeugen, daß meine Absicht nicht ist, Portugal als ein Land abzuschildern, wo man weder Höflichkeit, noch Gastfreyheit und freundschaftliches Betragen kennt. Ich habe freylich keine großen Be-

griffe von dem gemeinen Haufen, von dem Zustande der Künste und Wissenschaften, und diese sind aus dem entstanden, was ich auf meiner kurzen und flüchtigen Durchreise gesehen. Man muß erwegen, daß die Künste und Wissenschaften in einem Lande von einem geringen Umfange, wie Portugal, nicht so sehr getrieben werden können; und in Ansehung der Sitten des niedrigen Haufens einer Nation ist allemal ein großer Unterschied zwischen den Einwohnern der Hauptstadt und denen vom Lande. Es gehen in der Residenz viele Laster häufig im Schwange, welche man in kleinen Städten und auf dem Lande kaum kennt. Durch diese Anmerkung wird das, was ich bey Gelegenheit der schlechten Kerls, die mich bey Alcantara mit Steinen warfen, gesagt habe, einigermaßen gemildert, auf daß die Waage nicht zu sehr auf die schlechte Seite der Einwohner fällt. Ich bin überzeugt, daß mir dieses nur in der Nachbarschaft der Hauptstadt wiederfahren konnte.

Ich wünschte, daß ich Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, die Universität zu Cohimbra und das Königreich Algarbien, das man fast weiter nicht als aus der Innschrift auf

den

den Portugiesischen Münzen kennt, zu besuchen. Die Besichtigung der hohen Schule und des Königreiches würden mir ohne Zweifel bessere Begriffe von den Portugiesen beygebracht haben. Ich wünschte, es hätte sich vermöge des Plans meiner jetzigen Reise thun lassen, daß ich mich einige Zeit am Ufer des Minho und Douro aufhalten können, um die Lebensart und Gewohnheiten derer, die solche bewohnen, zu untersuchen. Was helfen aber die Wünsche, wenn man nicht reich genug ist, sich und seine Freunde zu befriedigen? Weil ich aber einmal beym Wünschen bin, so will ich auch noch hinzusetzen, daß sich künftig ein Reisender finden möge, der Zeit, Vermögen und Einsicht genug besitzt, dieses Land zu durchreisen, und uns genauere und richtigere Nachrichten davon zu liefern. Es fehlt der gelehrten Welt noch an einer hinlänglichen Beschreibung von einem Reiche, dessen Hauptstadt noch nicht zuverläßig beschrieben ist.

Vierzigster Brief.

Begebenheiten eines Frauenzimmers. Vorfall mit einer Uhr. Probe der Talaverolanischen Dichtkunst.

Talaverola den 23. Sept. 1760.

Merosio kam heute früh zu mir, und erzählte mir alles, was, seitdem wir Mayland verlassen, mit ihm vorgegangen, und nach was für einer Reihe von Begebenheiten er endlich mit dem Kardinal Acciajoli nach Badajoz gekommen. Zugleich gab er mir auch Nachricht von seiner Frau, einer gebornen Engländerinn, die er vor einigen Jahren in Lissabon geheyrathet hatte. Sie ward mir auf dem dasigen Kaffeehause genannt, ohne daß ich vermuthen konnte, daß sie meines Freundes Frau wäre, weil sein Name nicht richtig ausgesprochen ward.

Sie ist in verschiedenen Betrachtungen ein sonderbares Frauenzimmer, das in allen Theilen der Welt gewesen, und viele Sprachen, unter andern auch die von den Indianern um Goa, redet. An diesem Orte hielt sie sich als Kammerjungfer der unglücklichen

chen Vicekoniginn, der Marchesinn von Tavora, auf, die mit dem Herzoge von Aveiro in Lissabon enthauptet ward. Mit ihrem ersten Manne, einem Holländischen Arzte, den sie in Batavia heyrathete, gieng sie nach Japan. Vor einiger Zeit ward sie aus einer langwierigen Sklaverey erlöset, und segelte von Marocco nach Gibraltar auf einem Schiffe, das die gelöseten Englischen Sklaven aus Afrika holete, und scheiterte. Das Kriegsschieff hieß, wenn ich nicht irre, Lichtfield. Die Frau Merosio war drey Jahre zuvor in einem Portugiesischen Schiffe von einem Seeräuber aus Sale genommen, uud hätte, allem Vermuthen nach, ihr ganzes Leben in der Gefangenschaft zubringen müssen, wenn sie keine Engländerinn gewesen wäre; aber als eine Engländerinn ward sie nebst dem übrigen Schiffsvolke aus dem Lichtfield losgekauft. Bald darauf, als sie in Marocco als Sklavinn verhandelt war, gewann eine der vornehmsten Sultaninnen sie außerordentlich lieb; sie lernete auch hier bey ihrem Aufenthalte die Sprache des Landes. Sie meldete ihrem Manne nach der Ankunft in Gibraltar, daß die Geschenke, welche sie von der Sultaninn er-

halten, so ansehnlich wären, daß sie ihre Lebenszeit in Ruhe zubringen könnten. Er hat ihr geschrieben: sie möchte nur nach Italien reisen, und ihn in Genua oder Mayland erwarten. Ihre Lebensgeschichte könnte ein unterhaltendes Buch abgeben; sollte ich sie irgendwo in Italien antreffen, so will ich sie dazu ermuntern, und ihr meine Feder anbieten.

Der Kardinal hat mich sehr höflich gebeten, ihn, wenn wir allerseits über die Alpen seyn werden, einmal zu besuchen *). Es that mir leid, ihn an einem Orte zu verlassen, der ihm, als einem geselligen Manne, und der viele Talente besitzt, in vielen Betrachtungen unangenehm fallen muß. Ich fürchte, daß der viele Verdruß, den er in Lissabon gehabt, seiner Gesundheit schaden kann. Um ein Uhr Nachmittags nahm ich von ihm und meinem Freunde mit vieler Rührung Abschied, und passirte, nach einem Wege von zwo

*) Dieß geschah im Jahre 1765. Ich brachte einige Monate bey ihm in Ancona zu, und er starb bald darauf zum allgemeinen Leidwesen der Stadt, wie mir meine Freunde aus Ancona berichtet haben.

zwo Stunden, über den Fluß Guadixa. Auf einem Wege von drey Meilen lag nur eine einzige Hütte.

Talaverola ist nur ein kleiner Ort; das einzige Prächtige, was ich darinn bemerkte, war die kurze Innschrift über dem Wirthshause: Meson por los Cavalleros, (Haus für die Ritter), es sollte heißen: por los Malerteros, (für die Mauleseltreiber). Doch könnte man es, in Vergleichung mit den Portugiesischen Estallages, für ein bezaubertes Schloß halten, das Armida für ihren Rinaldo gebauet.

Als ich vor dem Wirthshause auf die Abendmahlzeit wartete, kamen einige arme Kinder, um den Fremden zu begucken. Ich that ihnen allerley Fragen; als eines unter ihnen gewahr ward, daß ich meine Uhr heraus zog, fragte es, was das wäre? „Eine Uhr, welche die Stunden ansagt. „Kann die Uhr reden? versetzte das leichtfertige Mädchen; „Sieh her, antwortete ich, wenn der Zeiger auf dieses Zeichen weiset, so ist es ein Uhr, wenn er hieher weiset, so ist es zwey, und so weiter.„ Wie geht aber der Zeiger von einem Zeichen zum andern, um die Stunde,

die man wissen will, anzudeuten? Die Frage setzte mich in einige Verlegenheit, weil ich nicht recht wußte, wie ich ihre Neugierde befriedigen sollte. Um mir eine weitläuftige Erklärung, die sie doch nicht recht verstanden hätte, zu ersparen, hielt ich ihr die Uhr an das Ohr, damit sie das Picken innwendig hören möchte. Sie können sich nicht vorstellen, wie sie darüber erstaunte. Man kann keine größere Verwunderung auf einem Gesichte sehen; alle wollten die Uhr hören, und es war eine Unterhaltung für mich, die verschiedenen Wirkungen, die es auf ihren kleinen Verstand machte, zu bemerken.

Einige konnten ihre Verwunderung über das Schlagen der Uhr nicht für sich behalten, liefen fort und holten das ganze Dorf zusammen, um die Uhr des Kavalliers zu sehen und zu hören. Das Mädchen oder der Knabe, welcher es aus meiner besonderen Gnade zweymal hörte, schätzte sich besonders glücklich. Wer hätte sich einbilden sollen, daß ich ein so leichtes Mittel finden würde, sie alle so glücklich zu machen? Verschiedene Männer und Weiber, die sich durch die Kinder herbeylocken ließen, hielten mich

bloß

bloß um meiner Uhr willen für einen Kavalier, dem sie vielen Respekt schuldig wären. Auf diese Weise brachte ich eine ganze Stunde zu, und hatte über ihre Freude und über ihr Erstaunen ein inniges Vergnügen. Wie groß ist doch der Unterschied zwischen den Kenntnissen in einer großen Stadt, wie London, Paris oder Rom, und einem elenden Dorfe, wie Talaverola, in der Spanischen Provinz Estremadura!

Als ich wieder in das Wirthshaus hineingieng, sahe ich eine Allmosenbüchse an der Wand mit folgenden Versen hängen:

O tu honrado Cavallero,
Que llegais a este Meson,
Da un ochavo a las almas
Y ponlo en esse Cajon.
Mira que la obra es buena
Del divino Conciftorio
Y lo admite de mano ajena,
Para que salgar de pena
Las almas del Purgatorio.

„Edler Ritter, der du in diesem Hause „einkehrest, gieb ein Allmosen für die Seelen „in diese Büchse. Denke, daß diese Hand„lung der himmlischen Versammlung ange-

„nehm ist. Es ist eines jeden Fremden wür-
„dig, die Seelen durch Freygebigkeit aus
„dem Fegefeuer zu erretten„.

Es giebt hier also Dichter, dachte ich, aber keine Uhrmacher. Ich verlasse nunmehr den Pindar der Guadixa, oder den Sänger von Talaverola, nennen Sie ihn, wie Sie wollen.

Ein und vierzigster Brief.

Das Unangenehme der Einförmigkeit. Oleander. Der General Muza.

Merida. den 26. Sept. 1760.

Der Engelische Zuschauer rathet an, unsere tägliche Verrichtungen aufzuschreiben, nicht nur, um nach einiger Zeit bey Ueberlesung derselben, zu sehen, wie wir die Zeit zugebracht, sondern auch, um sich für die übele Anwendung zu schämen, und sie künftig besser zu nutzen. Warum so wenige, oder vielleicht keiner diesem Rath folget, daran sind viele Ursachen schuld. Die Vornehmste ist meiner Meynung nach, daß ein solches Tagebuch zu einförmig ausfallen würde, und die Einförmigkeit ist etwas sehr unangenehmes. Eine Seite würde so klingen, als die andere, weil die meisten Menschen heute und morgen das thun, was sie gestern und vorgestern thaten. Das Leben der wenigsten ist so abwechselnd, daß immer eine neue Art von Beschäftigung auf die andere folget. Immer einerley Sache lesen und schreiben, ist eine sehr eckelhafte Einförmigkeit.

Wir müssen es der Vorsehung danken, daß uns das Einförmige zuwider ist. Empfände der Mensch nicht einen unwiderstehlichen Widerwillen dafür, so würde er nur für das gegenwärtige Nothwendige sorgen, müßig dahin leben, und sich kaum um die Bedürfnisse des folgenden Tages bekümmern. Dieser Widerwillen macht, daß uns nichts schrecklicher scheint, als ein Gefängniß, weil das Leben eines Gefangenen einförmiger ist, als das von einem jeden andern Menschen. Warum wünschet man sich reich zu seyn, als weil der Reiche sich auf allerley Art Abwechselung verschaffen kann. Der Zweck aller unserer Beschäftigungen läuft darauf hinaus. Ich glaube deswegen, alle Menschen würden, wenn sie könnten, einen Theil ihres Lebens mit Reisen zubringen, weil man glaubet, daß das Reisen beständige Abwechselungen liefert, wiewohl ich aus der Erfahrung nicht gänzlich davon überzeuget bin.

Ist meine jetzige Beschäftigung nicht einförmig genug? was thue ich anders, als frühe von einem schlechten Lager aufstehen, in den Wagen steigen, bis zu Mittage fahren, alsdenn essen, wieder in den Wagen stei-

steigen, und bis zu Abend fahren, abermals essen, und mich auf ein eben so hartes Lager, als das vorige, wieder niederlegen. Ich rede und sehe nicht mehr, als in der Hauptstadt von Engeland, wo man hundert Jahre leben kann, und täglich viele Dinge antrift, die einem, wenn er gleich viel gesehen, neu scheinen werden.

Unter anderen Mitteln, mir so viel, als möglich, die Einförmigkeit zu vertreiben, habe ich auch das erwählet, alle Kleinigkeiten von meiner Reise aufzuschreiben. Außer den Unbequemlichkeiten, die sich dabey äußern, ist gleichwohl wieder etwas einförmiges, weil sich fast alle meine Briefe mit Heute frühe, anfangen müssen. Dies zu vermeiden, suche ich allerley Mittel, und quäle mich die Nacht zuvor, um durch verschiedene redneriſche Kunstgriffe zu vermeiden, daß die Briefe ihnen und mir nicht langweilig scheinen sollen. Dem sey wie ihm wolle, so muß ich Ihnen doch wieder sagen, daß ich Heute frühe um acht Uhr aus Talaverola fuhr, und den ganzen Tag nichts gesaget, gesehen, und gethan habe, das die beschwerliche Einförmigkeit unterbrochen hätte.

Ich

Ich habe nur bemerket, daß der Oleander (Leandro), welcher wegen seiner schönen Blume so häufig in den Italienischen Gärten gebauet wird, am Ufer der Guadiana wild wächset. Nach dieser wenig bedeutenden Nachricht, muß ich Ihnen eine geben, die eben so unwichtig ist, nemlich, daß ich mich zu Mittage mit Battista und denen Fuhrleuten am Ufer dieses Flusses niedersetzte, um unser mitgebrachtes Essen zu verzehren, weil auf den sechs Meilen zwischen Talaverola und Merida, kein Haus anzutreffen ist, ausser Lobon. Ich habe bereits vergessen, ob letzteres eine einzelne Schenke, oder ein kleines Dorf ist.

Abends um acht Uhr kam ich zu Merida an, und zwar vermittelst einer schönen Brücke, welche der zu Badajoz nicht viel nachgiebet. Wenige Flüsse in Europa prangen mit ein paar solchen herrlichen Brücken, als die Guadiana. Nicht weit von Talaverola kaufeten wir von einem Bauer einige Melonen, die so gut schmeckten, als die schönsten aus Cantalupo in Romagna, oder aus Molamocco bey Venedig, oder aus Caravagio in der Lombardey, oder aus Cambiagno in Piemont. Ich hatte dem

Battista

Battista aufgetragen die Kerne aufzuheben, um sie bey mir zu säen, und das meinige zur Ausbreitung des Guten in der Welt beyzutragen, es ist aber versäumet worden.

Ich habe mich in den Gassen von Merida etwas umgesehen. Mariana erzählet in seiner Geschichte, daß Muza, ein General der Maroccaner, als er die Stadt von Ferne gesehen, Lust bekommen, sich Meister davon zu machen, und solches durch folgende Kriegeslist bewürket habe. Die Einwohner vertheidigten sich auf das hartnäckigste, und hoften, daß die Belagerung wegen des hohen Alters, und zumal bey erfolgendem Tode des Generals würde aufgehoben werden. Muza färbte seine grauen Haare schwarz, und ließ den Einwohnern kund thun, daß er gerne mit ihnen in Unterhandlung treten, und vielleicht die Belagerung gar aufheben möchte. Sie waren mit dem Antrage zufrieden; als die Abgeordneten aber sahen, daß der General wieder ganz jung geworden, geriethen sie in eine solche Furcht, daß sie ihren Mitbürgern anriethen, sich zu ergeben. (*)

Ich

*) Abulcacim Tarif Abentarique, ein Zeitgenosse des Muza, gedenkt in seiner von Miguel de Lu-

na

Ich glaube, daß Merida in den alten Zeiten, da es Augusta Emerita hieß, und die Hauptstadt von Lusitanien war, ein ansehnlicher Ort gewesen. Die Länge der Zeit hat aber alles sehr verändert. Man siehet hier noch verschiedene Alterthümer, weil es zur Römer Zeit eine blühende Colonie war. Die Einwohner nehmen solche nicht sehr wohl in Acht, ob sie sich gleich viel darauf einbilden, wenigstens bemerkte ich das Letztere an meinem Wirthe. Er ist, was man im Spanischen sagt, un agradable halbador, ein angenehmer Schwätzer, und hat mir erzählet, daß die Brücke ebenfals ein römisches Werk ist. Ich habe keine Zeit, es zu untersuchen: so viel ist gewiß, daß sie den Namen einer prächtigen, langen und geräumigen Brücke mit Recht verdienet, und ganz von Quadersteinen gebauet ist.

na aus dem Arabischen ins Spanische übersetzten Geschichte des Königes Rodrigo dieser Kriegeslist mit keinem Worte, ob er sich gleich lange bey der Belagerung aufhält, und verschiedene besondere Umstände davon erzehlet. Die Uebersetzung des de Luna ist im Jahr 1646. zu Valencia zum viertenmale gedruckt. Es wird unten mehr davon vorkommen.

Zwey

Zwey und vierzigster Brief.

Ein wunderlicher Obrister und ein höflicher Pfarrer. Kinder die für einige Quartillos herumspringen.

Meararas, oder Miajadas. den 27. Sept. 1760.

Wenn ich Ihnen sage, daß ich gegenwärtig in einem Dorfe bin, worinn kaum vier hundert Menschen leben, so können Sie schon Rechnung darauf machen, daß dieser Brief eben so langweilig und mager, als der gestrige, ausfallen wird. Möchte ich doch meine tägliche Nachrichten mit interessanten Sachen anfüllen können! Allein, erwegen Sie, daß ich durch ein schlecht bevölkertes Land reise, ohne mich aufzuhalten, und daß sich nicht viel sagen läßet, wenn man nicht viel siehet. Gleichwohl hoffe ich, Sie heute besser zu unterhalten, als in meinem letzten Briefe.

Heute frühe (schon wieder derselbe Anfang) durchreiseten wir den östlichen Theil des Gebietes von Merida, welches hin und wieder sehr fruchtbar ist. Nachdem wir zwey Meilen gefahren waren, hielten wir in einem kleinen Dorfe, San Pedro, an, um

zu Mittage zu essen, ob es gleich erst neun Uhr geschlagen hatte, man trift aber zwischen hier und Meaxaras, welches fünf Meilen weiter lieget, keinen Ort an.

Indem wir uns mit einer großen Melone von Merida beschäftigten, langte eine heßliche Kutsche mit ein paar erbärmlichen Pferden im Wirthshause an. In derselben saß ein alter Obrister, von dem Kavallerie-Regimente der Königinn, und vorher ritten ein halb Dutzend seiner Reuter. Er kam gleich in die Stube, wo ich mit meiner Gesellschaft, nemlich dem Battista und den Fuhrleuten, saß. Ich bat ihn Platz zu nehmen, und sich meine Mahlzeit gefallen zu lassen, welche nicht schlecht war, da es in dieser wüsten Gegend eine Menge Rebhüner und anderes Wild giebet, das man von den Bauren oder Wirthen fast um nichts kaufen kann. Der Obriste mochte seine böse Stunde haben, er dankte mir sehr kaltsinnig, gieng hinaus, um meine Abreise zu erwarten, und alsdenn Besitz von der Stube, welche die einzige im Wirthshause war, zu nehmen. Vermuthlich ward, er bald ungeduldig; er lief in den Stall, und befahl, um seinen Verdruß nur an etwas auszu-

lassen,

lassen, man sollte meine vier Mauleſel heraus jagen, um Platz für seine beyden Mähren, und für seine Reuter, zu machen. Zum Glücke ließ er es dabey bewenden, und gerieth nicht auf den Einfall mich auch zu vertreiben. Hätte er seine Soldaten zum Angriff commandiret, so hätten ich und Battiſta uns auf Gnade und Ungnade ergeben, weil wir die Kunst! Plätze anzugreifen und zu vertheidigen, nicht verſtehen.

Für dieſesmal ſchrenkte ſich ſein Zorn auf die Mauleſel ein. Dieſe vier Thiere haben zwar mehr Kräfte als er und alle ſeine Leute zuſammen, ſie wurden aber gleichwohl auf den Hof hinaus gejaget, ohngeachtet die Fuhrleute ihm ſehr unterthänig vorſtelleten, daß ſie eben im Begriff wären Stroh zu freſſen, und daß der Kavalier (das war ich) in drey Minuten abreiſen würde. In England, wo kein ſo großer Unterſchied zwiſchen einem Obriſten und dem gemeinen Mann herrſchet, wäre dies nicht geſchehen. Ein Engliſcher Fuhrmann würde dem alten mürriſchen Kerl bey ſolcher Gelegenheit die geballete Fauſt präſentiret haben, und die Reuter hätten ſich es eben ſo wenig einfallen laſſen die Maul-

esel anzurühren, als sie zu essen. Allein jedes Land hat seine Gewohnheiten und Einrichtungen, die ihre gute und schlimme Seite haben.

Meine armen Fuhrleute kamen voll Schrecken und ganz eilfertig zu mir: Sie waren fertig und baten, ich möchte doch diesem fürchterlichen Feinde der Maulesel geschwinde zu entkommen suchen. Ich hatte inzwischen aus dem Fenster wahrgenommen, daß das ganze Regiment im Anzuge war: ich wollte es gerne in Augenschein nehmen, und ließ also den Wagen bis auf eine gewisse Entfernung voraus fahren. Das Regiment nimmt sich in der That vortreflich aus. Mannschaft und Pferde sind schön, und an der Mondirung und den Waffen ist nichts auszusetzen. Nachdem ich meine Neugierde befriediget, und einige von den Frauenzimmern der Offiziers, die in Chaisen gefahren kamen, gesehen hatte, gieng ich zu meinen furchtsamen Fuhrleuten, die mich durch eine wüste Gegend erst späte Abends nach Meaxaras brachten. Hier speisete ich mit der gewöhnlichen Einförmigkeit, wovon ich gestern schrieb, und machte darauf einen Spaziergang um die

Stadt.

Stadt. Ich richtete meinen Gang nach einem verfallenen Schlosse, das mir in die Augen fiel, bey demselben saß ein Geistlicher ganz allein auf einem Steine. Nach dem gewöhnlichen Gruß fragte ich ihn, was dieses für Ruinen wären? Von einem alten Schlosse der Mauren, versetzte er mit einer freundlichen Stimme, und erzehlete mir ohne weitere Umstände die ganze Geschichte seines Ursprunges und Verfalles, und zwar mit einer so geläufigen Zunge, daß ich ihm nicht ohne Vergnügen zuhörete. Ich wünschte bey der Fortsetzung meiner Reise oft dergleichen Leute anzutreffen. Nach einer Unterredung von einer ganzen Stunde über die Mauren, welche ehemals in Estremadura sehr mächtig waren, machten wir uns auf den Rückweg. Er glaubte, daß noch hin und wieder im Lande einige ihrer Nachkommen versteckt sind, die sich zwar öffentlich zum Christlichen Glauben bekennen, heimlich aber dem Mahomed anhängen. Seit ihrer Vertreibung, vermöge des Königlichen Befehls vom Jahr 1610. sind sie, fügte er hinzu, in einer solchen Furcht entdecket zu werden, daß sie es auch nicht einmal wagen, unter sich Arabisch zu

reden, darüber haben sie ihre Sprache und zugleich das meiste von ihrer Religion vergessen: hoffentlich werden sie in einiger Zeit nichts mehr davon wissen, und wir alle, ehe hundert Jahre vergehen, alte Christen *) seyn. Könnte ich abgelegene Gegenden von Granada und Andalusien besuchen, so wollte ich mich mehr um die Mauren und ihre Ueberbleibsel bekümmern. Aus den hin und wieder in Spanien befindlichen vielen Ruinen, läßet sich abnehmen, daß es eine tapfere Nation gewesen.

Weil es heller Mondenschein war, so gieng ich noch etwas im Dorfe umher, nachdem ich den guten Pfarrer verlassen hatte. Ich traf eine Gesellschaft an, die auf Bänken bey einander saß, um den kühlen Abend zu geniessen, und die Kinder spieleten mitten auf der Gasse. Muchachita, sagte ich zu einem lebhaften Mädchen, das mich ganz freundlich ansahe, wohin gehet der Weg nach dem Wirthshause der Tia Morena?

*) Christianos veyos: ist ein Titul, den sich die Spanier beylegen, anzudeuten, daß sie nicht von Juden und Mohren abstammen, welche Christianos nuevos, neue Christen, beissen, wenn sie den Christlichen Glauben annehmen.

rena? (Man nennet hier alle alten Weiber vom gemeinen Haufen Tia, das ist Muhme.) Es ist das andere Haus linker Hand an jener Ecke, sagte sie. Ich bedankte mich und gab ihr ein kleines Trinkgeld.

Als die anderen Kinder dies sahen, kamen sie alle um mich herum, und baten auch um einen Quartillo. Ich theilete alle aus, die ich nur hatte, und jeder hätte einen bekommen, wenn ihr Geschrey nicht noch mehr aus der Nachbarschaft herbey gelocket hätte. Eines zupfete mich beym Ermel, das andere nahm mich bey der Hand, das dritte gab mir allerley schmeichelnde Namen, und so weiter. Als mein Geld nicht zureichte, bestellete ich sie ins Haus der Tia Morena. Sie bezeugeten eine große Freude darüber, und begleiteten mich nach dem Wirthshause. Die Alte hatte den Lärmen von weitem gehöret, und war schon voll Schrecken, und Battista, der meine Stimme unter einem solchen Haufen erkannte, befürchtete, ich wäre in Gefahr, und holete seinen Hirschfänger. Ich rief die Alte, und befahl alle Quartillos zu bringen, die sie hätte. Nachdem ich die Kinder alle in den Hof gejaget, ließ ich den

Thorweg zumachen, und nur die kleine Thüre auf, damit eines nach dem andern hinaus konnte. Ein jeder wollte nunmehr einen Quartillo zu erst haben. So wie ich einem nach dem andern einen gab, mußte er mir seinen Namen sagen, einen Sprung thun, und es lebe der König! rufen. Von den Knaben bekam ein jeder einen Quartillo, allein einige von den größten Mädchens erhielten mehrere. So schwer ist es unpartheyisch zu seyn, wenn man durch das andere Geschlecht in Versuchung geführet wird.

Seit Alderhamens Zeiten, da Meaxaras den Namen von den Mauren erhielte, haben die Einwohner keine so vergnügte Nacht gehabt. Es entstund ein großer Lärmen unter den Kindern, einige krochen den Wächtern, die ich an die Thüre gestelet hatte, zwischen die Beine durch, um noch einen Quartillo zu holen. Wenn ich es merkte, zupfete ich sie bey den Ohren, daß sie schrien. Doch schonete ich die Mädchens, aus besonderer Zärtlichkeit, und steckte ihnen noch wohl heimlich einen Quartillo in die Hand. Sie waren aber schlau genug, um zu schreyen, wenn ich sie beym

Ohre

Ohre hielte, daß die Knaben den Unterschied nicht merken sollten. Sie hätten sich gewiß über die Klugheit der Mädchen wundern müssen, daß sie meine Absicht sogleich erriethen. Einige drückten mir die Hand, lächelten mich an, und schrien dem ungeachtet immer fort.

Als die Quartillos alle verschenket waren, ermahnete ich sie, sich allerseits gut aufzuführen, und hiermit hatte das Fest ein Ende, nachdem sie mich mit einem Freudengeschrey begrüßet hatten. Sie waren alle mehr über die Art, wie sie das kleine Geschenke empfingen, als über das Geschenke selbst, vergnüget, und ich nahm meine Zuflucht zur Dinte und Feder.

Drey und vierzigster Brief.

Steine mit Kreuzen. Eine wunderbare Innschrift. Edles Betragen eines Englischen Mädchens.

Truxillo. den 27. Sept. 1760.

Die wenige Sorgfalt, die man hier auf die öffentlichen Heerstrassen wendet, würde mir vielleicht den Hals gekostet haben, wenn ich auf dem Wege von Mexaras hieher nicht oft abgestiegen wäre. Gleichwohl könnten sie, meiner Meinung nach, mit wenigen Kosten ausgebessert werden, da der Boden durchgängig trocken und fest ist. Truxillo, ehemals Turris Julii genannt, liegt auf einer Anhöhe, und fällt daher von weitem in die Augen, kommet man aber hinein, so ist es eine unangenehme Stadt. Die Gassen sind elend gepflastert, die Häuser unregelmäßig und niedrig gebauet.

Einen Bogenschuß vor dem Thore, zu welchem ich hinein fuhr, siehet man verschiedene Haufen von schlecht auf einander gemauerten Steinen zu beyden Seiten des Weges. Auf jedem Haufen stehet ein höl-

zernes

zernes Kreuz. Die Einwohner von Truxillo müssen wohl frömmere Seelen seyn, als ihre Nachbaren, weil sie mehr als dreyßig Kreuze vor ihren Thoren haben. Die wenigsten Häuser haben gläserne Fenster, sondern nur hölzerne Laden, wie die Portugiesischen Landstädte.

Ueber dem Stadtthore, welches dem ersten gegenüber lieget, befindet sich eine Innschrift, an der ich nicht einen Buchstabeu kannte, ob ich gleich eine halbe Stunde dabey zubrachte. Die Abkürzungen sind sonderbar, vermuthlich soll es eine Nachahmung der Römischen seyn, allein zwischen jener und dieser Innschrift ist ein größerer Unterschied, als zwischen den alten Römern und den heutigen Truxillern. Sie ist so verwirret, daß ein künftiger Gronov und Grävius genug damit zuthun haben wird.

Ich habe vergessen zu sagen, daß das Wirthshaus in Meaparas, oder Miajadas wie es einige aussprechen, leidlich, und die Tia Morena ein dienstfertiges treuherziges altes Weib ist. Das hiesige in Truxillo ist noch besser, wenn man aber in beyden etwas haben will, so muß man es in der Nachbarschaft kaufen. Es scheinet

durch-

durchgängig in Spanien üblich zu seyn, daß die Wirthe nur die Stube, Licht und die Küche hergeben, wer darinn will kochen lassen, muß es selbst thun, wiewohl die Leute des Wirthshauses es in Ermangelung eines Bedienten auch verrichten, wenn man ihnen die Victualien dazu giebet. Meine hiesige Wirthinn, eine junge artige Frau, ist voll Betrübniß, weil sie heute früh ihre beyden Kinder an den Blattern verlohren hat. Sie ist ganz außer sich; nie habe ich einen so hohen Grad der Betrübniß, und einen so lebhaften Ausdruck derselben gesehen.

Man saget, die Spanier hätten ein ausserordentlich, zärtliches und empfindliches Herz, und mich dünkt, man findet diesen Charakter in den Gesichtszügen beyderley Geschlechts. Möchten doch die Kinder dieser armen Wirthinn inoculiret seyn, wie in Engeland so häufig geschiehet! Allein die Inoculation ist in diesem Theile der Welt so wenig eingeführet, daß man sie auch nicht einmal dem Namen nach kennet. Es ist zum Erstaunen, wie langsam sich oft die nützlichsten neuen Entdeckungen ausbreiten. Ich hörte bereits in Engeland,

land, daß man angefangen, in Italien die Einimpfung der Blattern einzuführen, und freuete mich darüber. Die Italiener haben in dieser löblichen Sache andern Nationen noch kein Exempel gegeben. Wäre sie zu der goldenen Zeit der Mediceer in Florenz bekannt gewesen, ich wette, sie wäre heutiges Tages in ganz Europa eingeführet, und die arme Frau hätte die Betrübniß nicht erfahren, welche jetzt ihre ganze Seele erschüttert.

Da ich von Truxillo nichts mehr zu sagen weis, so will ich Ihnen bey dieser Gelegenheit die Geschichte einer von meiner Bekanntinnen in London mittheilen. Sie war sehr schön, aber arm, und mußte ihr Brod sauer mit der Nadel verdienen. Ein Mann in guten Umständen machte ihr Hoffnung sie zu heirathen, mochte aber keine redlichen Absichten haben. Nachdem er einige Monate dergleichen Reden geführet, gieng er eines Tages zu ihr, und gab vor, daß er auf einige Zeit verreisen müßte. Zugleich wiederholete er seine Versprechungen aufs eifrigste. Das unschuldige Mädchen fragte ihn, warum er sie aber nicht vorher heirathete?

thete? Dies Versprechen höre ich täglich, setzte sie hinzu, und gleichwohl sehe ich nicht ein, warum sie es nicht erfüllen, da sie ihr eigener Herr sind.

Diese Offenherzigkeit, welche der schlaue Mann sich von einem bescheidenen jungen Mädchen, wie sie in der That war, nicht vermuthete, setzten ihn in Verlegenheit. Er fand sich getroffen, suchte aber auf eine anständige Art Ausflüchte. Zu dem Ende versicherte er sie, er hätte die Verbindung aus einer gewissen Ursache bisher immer weiter hinaus geschoben, die er sich nicht wagen mögen ihr zu entdecken. „Was „ist das für eine Ursache?„ fragte sie ganz unruhig. Sie haben die Blattern noch nicht gehabt, meine Liebe, bekämen sie solche nach der Hochzeit, und verlöhren ihre Schönheit dadurch, so könnte meine Neigung erkalten. Ich bin ein Mann wie andere. Sie wissen, daß die Schönheit der Frauensperſonen die vornehmste Reizung für die Männer ist, und daß alle andere guten Eigenschaften lange so viel nicht ausrichten. „Die Ursache ist billig, war ihre „Antwort. Reisen sie, nnd besuchen mich „nach ihrer Zurückkunft wieder. Wir

„wollen

„wollen nicht eher wieder vom Heirathen „reden, als bis ich die Blattern gehabt „habe, um erst zu sehen, was diese für „Folgen nach sich ziehen.„

So bald er fort war, ließ sie sich inoculiren, und war in wenig Wochen wieder hergestellet, ohne etwas von ihren Reizungen verlohren zu haben. Der Liebhaber kam zurücke, und wurde durch diesen heldenmüthigen Beweis ihrer Liebe ganz beschämet. Er heirathete sie ohne weitern Aufschub, und lebet mit ihr in einer sehr glücklichen Ehe. Unsere Italienischen Mädchen lieben vielleicht feuriger, als die Englischen, aber können sie auch auf eine so edele Art lieben? Man mag die lebhafte Einbildungskraft der Italienerinnen noch so sehr erheben, die Engländerinnen haben in dem guten natürlichen Verstande einen Vorzug.

Vier und vierzigster Brief.

Fall von einem Hügel. Borracho oder Bota.

Zarayzejo. den 28. Sept. 1760.

Wir verlieſſen Truxillo heute früh um zehn Uhr, und hatten, drey Meilen weit, einen ſehr guten Weg. Als wir aber an das lange Gebürge, la Sierra de Mirabete genannt, kamen, mußte ich abſteigen, und die zwey Meilen bis Zarayzego zu Fuße wandern. Wir ſtiegen einige Hügel auf und ab, paßirten eine Brücke über einen reiſſenden Fluß, und hatten wieder einen Hügel vor uns. Indem wir nach dem Fluſſe hinab fuhren, mußten die Chaiſen mit vieler Mühe gehalten werden. Die ſteile Hinanfahrt auf der andern Seite war noch viel beſchwerlicher, und lief ſchlimm ab. Der Weg war ſo ſchmal und ausgebrochen, daß eines von den Rädern aus Mangel des Raumes abglitte, und die Chaiſe, nebſt den Mauleſeln und dem Fuhrmann, nach ſich zog. Der andere Fuhrmann, Battiſta und ſein Herr, würden daſſelbe Schickſal gehabt haben, hätten wir

die

die Stricke, mit welchen wir uns aus allen Kräften bemüheten die Chaise aufrecht zu erhalten, nicht fahren lassen.

Ich fürchtete, daß mein Fuhrmann durch die harten Felsen sehr beschädiget seyn möchte; er hatte aber nur ein paar leichte Contusionen, ob er gleich von einer steilen Anhöhe fiel, und über zwanzig Fuß herunter rollte. An der Chaise war das Riemenwerk etwas zerrissen, welches durch Stricke wieder ausgebessert ward, und die Maulesel hatten gar keinen Schaden bekommen. Mit Hülfe der andern beyden, welche jene auf die Anhöhe heran zogen, ward meine Chaise aus der Tiefe wieder herauf gebracht, wobey wir alle Hand anlegen mußten, und Gefahr liefen, selbst von den abhängigen Felsen hinab zu fallen. Solchen Zufällen ist man mit den Chaisen unterworfen, wenn man in diesen wüsten Gegenden reiset, welche wenige Reisende wegen des schlechten Weges passiren, und wo die Wege schlecht sind, weil man wenig reiset.

Eine halbe Stunde, nachdem ich diesen beschwerlichen Hügel erstiegen, kam ich zu Fuß nach Zarayzejo, ganz ermüdet, und matt von der Sonne, deren Hitze durch das Abprallen

von den Felsen noch vermehret wurde. Der Wirth sagte mir bey der Ankunft, daß dieß ein schlechter Ort wäre, wo man nichts merkwürdiges anträfe; deswegen legte ich mich auf ein Bette, und schlief, bis es finster war. Ich habe vergessen zu erwehnen, daß wir gestern in dem elenden Dorfe, Puerto Santa Cruz, welches am Fuße eines hohen unfruchtbaren Hügels liegt, speiseten; heute aber nahmen wir das Mittagsmahl auf dem Felsen ein, nachdem wir die Chaise herauf gezogen hatten. Den Wein tranken wir nach der Reihe aus einem ledernen Schlauche, den die Portugiesen und Spanier Borracho oder Bota nennen; der unsrige hält ohngefehr zwanzig Kannen oder Maaß, und wird an Orten, wo sich guter Wein findet, gefüllt. Gestern erfrischten wir den Schlauch zu Santa Cruz im Strome, heute mußten wir den Wein aber warm trinken, welches an einem so heißen Tage eine schlechte Erquickung war. Was für ein großer Unterschied, ob man in Spanien oder in England reiset!

Fünf

Fünf und vierzigster Brief.

Betrachtungen über den Zustand der Mauren in Spanien. Ihre Verjagung wird vertheidigt. Schlechter Zustand und Mangel an Menschen in Estremadura. Ihre Trägheit.

Almaraz den 29. Sept. 1760.

Wer weit zu reisen hat, muß nicht so spät aufstehen, als ich heute that, dahero konnte ich auch nur vier Meilen zurücklegen; sie waren aber so schlecht, daß man sie für acht andere annehmen kann. Die beyden ersten giengen Berg an, und die beyden letzten abwärts, und waren so steil und steinigt, daß ich beynahe den ganzen Weg zu Fuße durch Fußsteige, die noch weiter umführten als die Straße, machen mußte. Um zwey Uhr Nachmittags kamen wir an das Dorf las Casas del Puerto, wo ich mir für einige Quartillos die Gesellschaft von einigen Knaben und Mädchens verschaffte, die mir den Weg durch einen dicken Wald zeigten, und eine Meile weit allerley Sprünge vor mir her thaten. Dieß war eine angenehme Abwechselung für mich, die meinen

Spatziergang nicht so langweilig machte, aber doch dem vergnügten Auftritte in Mezaras nicht gleich kam.

Ich bin nunmehr drey Tage lang über sehr hohe und zum Theil waldigte Berge gereiset. Das Wetter war diesen Morgen zu regnigt, sonst wäre ich auf den felsigten Hügel gestiegen, um das Castillo von Mirabete zu sehen, welches auf dem höchsten Berge in der ganzen Provinz steht. Dieß Schloß liegt eine Meile von Zarayzejo, und schreibt sich aus den Zeiten der Mauren her. Dieses Volk gab den Städten, Dörfern, Bergen, Thälern und Flüssen in dem Striche von Spanien, welchen es bewohnte, Arabische Namen, welche sie viele Jahrhunderte behielten, und zum Theil noch führen. Ich wünschte Arabisch zu können, um ihre Bedeutung anzugeben; aber meine eitlen Wünsche haben kein Ende.

Das Schloß Mirabete, von dem der ganze Berg den Namen hat, ist jetzt unbewohnt, ob es gleich noch nicht ganz verfallen ist. Ein Schäfer erzählte mir, daß viel darinn zu sehen wäre, insonderheit einige mit allerley Arten von Marmor eingelegte Wände. Wenn ich die Ausgaben bestreiten

könnte, so wollte ich, der elenden Bewirthung ungeachtet, ganz Spanien durchreisen, und vornehmlich die Gipfel der vielen Berge besteigen, welche die Mauren vorzüglich zu Aufführung der Schlösser wählten. Die Mühe und Beschwerlichkeit einer solchen Reise würde einem durch die gemachten Entdeckungen reichlich belohnt. Es giebt in diesem großen Königreiche hin und wieder eine Menge merkwürdiger Dinge, welche verdienen untersucht und beschrieben zu werden.

Wie fruchtbar sind nicht England, Italien und Frankreich an Schriftstellern! Gleichwohl ist es zu verwundern, daß darunter so wenige von dem Zustande Spaniens unter und nach den Zeiten der Mauren handeln. Diese Nation besaß den größten Theil von Spanien einige Jahrhunderte hindurch, und wohnete vom Jahre 713. bis 1610. darinn; dem ungeachtet wissen wir wenig oder nichts von ihrem häuslichen Leben, ihren Gesetzen, den bey ihnen üblich gewesenen Künsten, Wissenschaften, Manufakturen, und dem Zustande der Handlung und des Ackerbaues. Es sind noch nicht zweyhundert Jahre, daß, wie einige Schriftsteller

wollen, eine Million von ihnen in Spanien lebten. Mariana sagt in dem Supplement zu seiner Geschichte nur überhaupt, daß die Anzahl der aus Spanien vertriebenen Mauren unglaublich gewesen.

Diese unglaubliche Anzahl, oder diese Million Menschen, ward durch einen scharfen Befehl Königes Philipp III. im Jahre 1610. ausgetrieben. Zu unseren Zeiten, die philosophischer sind, als alle vorige Jahrhunderte, hat man den Spaniern große Vorwürfe über den politischen Fehler, so viel Einwohner auf einmal aus dem Staate zu jagen, gemacht. Voltaire, und sein Anhang, der alles ohne Prüfung an ihm bewundert, haben heftig dagegen geeifert, und suchen andere zu überreden, daß dieß Verfahren weder politisch noch menschlich ist. Eine Million Menschen, sagen diese Klüglinge, ihres Eigenthums zu berauben, und Männer, Weiber und Kinder zum Lande hinaus zu jagen, ist ein unverzeihlicher Fehler, und eine Grausamkeit, die der Parisischen Bluthochzeit nicht viel nachgiebt.

Dieß hat so viel wahrscheinliches, daß ich es kaum wage, einige Gründe zur Vertheidigung

digung Philipps III. anzuführen, ob ich gleich auf der andern Seite Ursache habe zu vermuthen, daß viele der neuern Witzlinge, unter dem Vorwande, der Menschlichkeit das Wort zu reden, heimlich die Freygeisterey und Geringschätzung der christlichen Religion auszubreiten suchen. Man erwege in Ansehung dieses Befehls, daß damals alles ruchlose Gesindel, das keine Religion hatte, Aufrührer, Verräther, Spitzbuben und dergleichen ihre Zuflucht zu den Mauren nahmen, sich bey ihnen versteckten, und Schutz suchten, und daß diese Mahomedaner, ob sie gleich lange zur Bothmäßigkeit gebracht waren, sich dennoch für rechtmäßige Herren des ganzen Landes ansahen, und es in dieser Absicht heimlich und öffentlich mit den Franzosen, Engländern, Afrikanern und andern Feinden des Spanischen Reichs hielten, dadurch die Ruhe unaufhörlich störten, und die Aufnahme des Landes hinderten. Wenn man dieß unpartheyisch bedenket, kann man denn noch so sehr wider einen Befehl eingenommen seyn, der dieses Volk bloß in ihre ursprüngliche Heimath zurücktrieb? Verdienen die Spanier nicht noch gelobt zu werden, daß sie mit so vieler Mäßigung gegen

die Mauren verfuhren, und sie nur aus dem Lande jagten?

Es ist wahr, Spanien verlor dadurch viele Handwerker, Soldaten und Hände zum Landbau. Der König that aber nichts anderes, als was ein jeder Commendant einer Festung thun wird, wenn er befürchtet, daß viele Aufwiegler unter der Besatzung sind, die bey einem Hauptsturme zu den Feinden übergehen möchten. Ich muß diese Treulosen, wird er sagen, entweder aus der Festung jagen, oder umbringen lassen, oder selbst umkommen. Tödte ich sie, so schreyt die Welt mich für grausam aus; jage ich sie fort, so verstärke ich den Feind. Was ist zu thun, meine Kameraden? Wir wollen unsere Hände nicht mit so viel Blut beflecken; da jene aber einmal Verräther sind, so müssen wir sie uns vom Halse schaffen. Sie werden das Heer der Belagerer zwar verstärken, und unsere Besatzung schwächen: aber die Zurückbleibenden werden desto einmüthiger fechten. Wir haben alsdenn nur unsern Feind zu fürchten; wir verlieren zwar Mannschaft, wir gewinnen aber auf der andern Seite an innerlicher Stärke.

So dachten vermuthlich der König und seine Räthe, als die Verjagung der Mauren beschlossen ward. Man mußte aus zween Uebeln das kleinste wählen; ich sehe nicht ein, warum dieses Verfahren für barbarisch ausgegeben wird.

Unter allen Schriftstellern, die von den Mauren handeln, hat mir keiner so gefallen, als Navagero, ob er gleich nur wenig von ihnen in seinen Briefen an den bekannten Italienischen Sammler von Reisen, Giambattista Rannusio, da er als Gesandter der Venezianer an Kayser Carl V. geschickt wurde, saget. Aus diesen Briefen des Navagero, die er aus seinem Tagebuche gezogen, sehen wir, daß die Mauren in ihrer Kleidung, Sitten, Gebräuchen und Sprache von allen Europäischen Nationen sehr verschieden gewesen, und daß sie verdient hätten mit mehrerer Achtsamkeit und philosophischern Augen, als Navagero scheint gehabt zu haben, untersucht zu werden. Sie waren in den Künsten und Wissenschaften nicht unerfahren; man kennt in der gelehrten Geschichte die Namen verschiedener von ihren Geschichtschreibern und Arzneygelehrten, aber sonst weis man auch nicht viel von

ihnen. Die Spanier glauben, vermöge alter Ueberlieferungen, daß die Mauren viele große Dichter gehabt haben, von denen aber nichts übrig ist, außer was man noch vielleicht in Afrika finden möchte. Ihre Kenntnisse im Ackerbau werden gerühmt, und von ihrer Geschicklichkeit in der Baukunst zeugen die Ueberbleibsel, insonderheit die zu Granada, welche Navagero und andere beschreiben. Ueberhaupt sind ihre guten Eigenschaften durch die Geringschätzung der Europäer in Vergessenheit gerathen.

Wir wissen heut zu Tage nichts von dem Arabischen Dialekt, den sie sprachen, nichts vom Zustande der Künste und Handwerker, nichts von allem, was ihnen einen unterscheidenden Charakter vor anderen Nationen gab. Jedoch könnte ein fleißiger und aufmerksamer Reisender, bey einer sorgfältigen Reise durch das ganze Land, hinlänglichen Stoff zu einer interessanten Nachricht von dieser Nation sammlen, wenn er die noch vorhandenen Ruinen ihrer Gebäude richtig beschriebe, und in den alten Spanischen und Arabischen Liedern, Romanen und Chroniken, die theils unter den Spaniern bekannt sind, theils aber hin und wieder in den Bi-

bliotheken

bliotheken versteckt liegen, genau nachspürte, und aus dem, was er fände, zuverläßige Folgen von der ehemaligen Beschaffenheit der Mauren zöge.

Wenn der König von Spanien wüßte, was für ein reiches Land er besitzt, so könnte er einer der mächtigsten Monarchen in der Welt seyn. Man dürfte nur Kanäle durch verschiedene Provinzen ziehen, damit sie mit Wasser versehen würden, und dieß wäre für einen so reichen und uneingeschränkten Monarchen ein Werk von einigen Jahren. Man müßte eine genaue Oekonomie einführen, den Ackerbau durch Belohnungen aufmuntern, so würde Spanien bey seiner natürlichen Fruchtbarkeit einige Millionen Menschen mehr ernähren, als jetzt darinn leben. Hierinn stimmen alle kluge Spanier überein; dieß haben mir alle, die ich kannte, ehe ich diese Reise that, einhellig versichert, und ich muß ihnen Beyfall geben, seitdem ich in Estremadura bin. Unter andern habe ich bemerkt, daß diese Provinz eine Menge von Eichen hervorbringt, deren Eicheln ein eben so gutes Futter sind, als in Italien die Mandeln, oder vielmehr die Welschen Nüsse. Niemand sorgt aber für die Anpflanzung derselben,

derselben, da doch Estremadura allein, wenn sie allenthalben gezogen würden, halb Europa mit Schinken versorgen könnte. Die Eicheln geben eine vortreffliche Mastung für die Schweine, so daß sich unzählbare Heerden, ohne weitere Kosten, davon unterhalten ließen, wie weiter hin nach Madrit geschehen soll.

Gegenwärtig sorgt man weder in diesem noch in andern Stücken für den Landbau. Berge und Thäler liegen äußerst vernachläßigt da, und diesen Ursachen ist der Mangel an Menschen überhaupt, und besonders an wohlhabenden Einwohnern zuzuschreiben. Sie essen schlecht, kleiden sich armselig, und wohnen elend. Es ist wahr, sie gebrauchen wenig, um Leib und Seele beysammen zu erhalten, weil sie ohne Zweifel das mäßigste Volk unter der Sonnen sind. Sie machen auch nichts aus Kleidern; denn selbst ihre Geistlichen haben keine guten Röcke auf dem Leibe. Sie sind durch ihre harte Lebensart so abgehärtet, daß sie im Winter auf dem bloßen Fußboden in den Häusern, und im Sommer ohne Beschwerlichkeit unter freyem Himmel liegen können. Gewisser maßen kann man sie glücklich nennen, weil sie sorgenlos

genlos dahin leben, mit dem Gegenwärtigen, da sie es nicht besser wissen, zufrieden sind, und sich gar nicht nm die Zukunft bekümmern. Daß sie nicht unglücklich sind, beweiset ihr gutes munteres Ansehen und ihre gesunde Leibesbeschaffenheit. Allein der König zieht von ihrem unthätigen Leben, wenn sie auch noch so glücklich sind, keinen Vortheil; und was haben sie selbst von ihrem armseligen Zustande für einen Nutzen, da sie sich im Wohlstande und Ueberflusse befinden könnten, ohne, um solchen zu erreichen, ängstlich zu sorgen, und wie Sklaven zu arbeiten?

In den Bergen von Estremadura trifft man schöne Marmorbrüche von allerley Farbe an, aber seit der Verjagung der Mauren hat man vielleicht zu keinem einzigen Gebäude Marmor gebraucht. Jene Nation war unstreitig viel arbeitsamer als ihre Nachfolger, wenn man nach der Menge von Schlössern und Thürmen auf den Spitzen der Berge urtheilen soll. Das obgedachte Schloß, Mirabete, war nicht nur an sich ein groſses Gebäude, sondern hatte auch einen weitläuftigen Garten, dessen Mauern noch gröſstentheils stehen, und da man ihn anlegte,

mußte er nothwendig, ob er gleich auf einer solchen Höhe liegt, mit Wasser versehen seyn.

So lange die Spanier mit den Mauren zu kämpfen hatten, waren sie tapfer; als diese aber verjagt waren, wurden sie träge, und verfielen in eine Unthätigkeit, die man kaum begreifen kann, wenn man nicht durch Estremadura reiset, und den gegenwärtigen Zustand mit dem ehemaligen vergleicht. So gieng es den Römern nach der Zerstörung von Karthago. Sie geriethen eben so geschwind in Verfall als die Spanier, nachdem sie zum ruhigen Besitz des ganzen Landes gekommen waren. So sind auch andere Nationen von ihrer Größe herunter gekommen, wenn ihre Feinde ihnen nicht mehr schaden konnten. Wenn sich die Tapferkeit erhalten soll, so muß sie Widerstand finden, sonst nimmt sie ab, und verliert sich zuletzt gar. Dieß wird auch das Schicksal der Engländer seyn, wenn sie gleich jetzt ein tapferes Volk sind. Sollten sie die ganze Handlung an sich reißen, eine Absicht, darnach sie bereits lange getrachtet, und die sie auch schon zum Theil erreicht haben, so wird die erste Folge dieses so sehnlich gewünschten

Glückes

Glückes ein unermeßlicher Reichthum seyn; die Nation wird weibisch werden, Laster und allerley Arten von Thorheiten werden einreißen, ihr Fleiß, ihre Tapferkeit wird gleichsam entnervt werden, und vielleicht wird sich eine arme verachtete Nation erheben, und mit ihnen so verfahren, wie sie es jetzt mit andern machen. Doch wir wollen uns nicht in diesen fernen Aussichten verlieren.

Sobald man sich in Estremadura nur einer Wohnung nähert, so erscheint ein Bettler mit einer Büchse, und bittet mit vieler Ernsthaftigkeit um eine kleine Gabe für die armen Seelen im Fegefeuer. Die Anzahl derer, die keine andere Beschäfftigung haben, als um Gottes willen zu betteln, ist sehr groß; sie halten es für ein verdienstliches Werk, und die Faulheit findet ihre Rechnung dabey. Anstatt um Gottes oder der Seelen im Fegefeuer willen zu betteln, und die Lebendigen der Todten halben zu quälen, wäre es vernünftiger, sich mit etwas Besserem zu beschäfftigen. Außer den Eichen auf den Gebürgen, finden sich andere Bäume in den Thälern, die ihnen sicherere Mittel zum Unterhalte, als zufällige Almosen, geben würden. Es ist jetzt aber so weit in Estrema-

dura

dura gekommen, daß die Einwohner, wenn sie auch Lust bekämen, sich auf die Cultur des Landes zu befleißigen, doch nicht dazu fähig wären, wenn die Regierung ihnen nicht unter die Arme greift, und ihnen Anweisung dazu geben läßt.

Eine halbe Meile von Casas del Puerto fährt man, vermittelst einer Brücke von zwo großen Bogen über den Tagus, welche für ein Werk der Römer ausgegeben wird. Das Wasser des Flusses hat eine Ziegelfarbe, und ist so tief, daß es leicht schiffbar zu machen wäre, so wie die Guadiana von Merida bis an die See. Ich habe aber in der ganzen Spanischen Provinz Estremadura auf beyden Flüssen weder ein großes noch kleines Boot, noch Dämme oder Graben gesehen, um das Wasser aus dem Strome, zum Behuf des Landbaues und der Wiesen, abzuleiten.

Roßmarien, Lavendel, Salbey, Timian und andere wohlriechende Kräuter wachsen auf den rauhesten Bergen und in den Thälern in großem Ueberfluß wild, und verursachen einen angenehmen Duft, wenn man zu Fuße geht. Ich habe heute und gestern

einige

einige kleine Heerden von Ziegen und Schafen gesehen, und bin schon zufrieden, daß man größere halten könnte, wenn die Einwohner in andern Umständen wären.

Das Dorf Almaraz ist eben so armselig, als Zarayzejo, und hat nichts besonderes, als eine reizende und malerische Lage. Aus den Fenstern des Wirthshauses sieht man über eine weite felsichte Landschaft, die doch nicht ganz von Bäumen entblößt ist. Von Truxillo, ja ich möchte fast sagen, von Merida an, trifft man kaum einiges Land an, das mit Weizen besäet wäre.

Sechs und vierzigster Brief.

Mönche und artige Mädchen in einem Wirthshause. Eine sonderbare Orgel. Wittwen mit Wachslichtern.

Naval Moral, den 23. Sept. 1760.

Es ist bereis 11 Uhr, und ich habe erst zwo Meilen von Almaraz zurückgelegt, weil ich mich nicht entschliessen kann, früher aufzustehen. Es scheint, als wenn die Faulheit des Landes eine ansteckende Krankheit wäre. Unterdessen daß meine Maulesel fressen, ergreife ich die Feder. Endlich bin ich aus den gebürgigten Gegenden heraus; der heutige Weg läuft in einer Ebne fort. Eine Meile von Almaraz fuhren wir bey großen Weinbergen vorbey, die zu einem Dominikanerkloster gehören. Was für herrliche Reben hiengen nicht an den Stöcken!

Bey den Weinbergen sind einige Gebäude, darinn die Trauben gesammlet und gekeltert werden. Meine Fuhrleute lobten den hiesigen Wein sehr; ich muß Ihnen bey dieser Gelegenheit sagen, daß sie mehr auf gut Deutsch als auf Spanisch trinken. Da unser Schlauch meist leer war, hielte ich

stille, ihn füllen zu lassen. Ich glaubte, daß es eine Schenke wäre, sahe aber zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß die Mönche selbst die Wirthe vorstellten. Drey oder vier Dominikaner in den besten Jahren, die ein ehrbares Ansehen annahmen, waren in dieser Schenke und plauderten mit den Mädchen, darunter eine sehr artig, schön von Augen und Brust war. Sie ist, wie mir einer der Mönche sagte, die Nichte einer alten Frau, die so lang und mager aussieht als ein Gothischer Pfeiler; aber es ist nicht die Alte, sondern die Nichte, welche die Wirthinn macht, und das Geld einnimmt.

Man soll nicht zu geschwinde von seinem Nächsten übel denken, aber der Nächste muß auch keine Gelegenheit dazu geben. Wenn ich in Italien Mönche anträfe, welche die Aufsicht über eine Schenke hätten, und sich von hübschen Mädchen bedienen liessen, so zweifle ich sehr, ob ich sie für strenge Beobachter des Gelübdes der Keuschheit halten würde. Wir mögen einen Habit tragen, welchen wir wollen, so sind wir schwache Menschen. Es gehört viel Selbstverläugnung dazu, der Versuchung zu widerstehen.

Die Alte, welche einem Gothischen Pfeiler ähnlich sieht, fragte mich, ob es wahr wäre, daß der Pabst alle Portugiesen in den Bann gethan, und ihnen verboten hätte den Rosenkranz zu beten. Es scheint, daß sie etwas von den jetzigen Händeln zwischen dem Portugiesischen und Römischen Hofe von den Mönchen, ihren Wirthen, gehöret hat, die es vermuthlich mit dem Pabste halten, wenn sie von dergleichen Dingen unter sich in der Schenke reden; dazu kommt noch die große Antipathie, welche zwischen dem gemeinen Mann in Portugal und Spanien herrscht. Daher that sie mir vermuthlich solche lächerliche Fragen. Ich antwortete ihr mit nein, stieg in den Wag n, und fuhr durch einen langen Wald von grün en Eichen, deren Frucht ich zum Zeitvertreibe kostete, und viel Aehnliches mit den Welschen Nüssen daran fand. Wir haben dergleichen im westlichen Theil von Italien nicht, und ich habe auch nicht gehöret, daß man sie im östlichen Theil hat, wo ich nicht gewesen bin. Im Fall der Noth könnte man sie frisch oder auch gebraten essen.

Zu Naval Moral hielten wir an, um Vesperbrod zu essen; unterdessen daß die Fuhrleute dies thaten, gieng ich in eine bey dem Wirthshause liegende Kirche, wo große Messe war. Sie ward nach einer Orgel gesungen, deren Pfeifen nicht wie bey andern senkrecht stunden, sondern schief herunter lagen, und aussahen, als wenn Trompeten herab hiengen. Einer der Mönche spielte sie meisterhaft. Ich wunderte mich, verschiedene Weiber in schwarzen Tüchern gehüllt sitzen zu sehen, die kleine brennende Wachskerzen vor sich hatten. Auf mein Fragen, was dies bedeute, hörete ich, daß es Wittwen wären, welche solche für die Seelen ihrer verstorbenen Männer verbrennten. Ich weiß nicht, ob die Zahl der Wachslichter andeutete, daß eine Frau so viel Männer verloren hatte. Manche hatte eines, andere zwey oder drey, und einige sogar sieben vor sich. Vielleicht sollen die vielen Wachslichter mehr Andacht, oder mehr Liebe für den im Fegefeuer steckenden Mann andeuten.

Nachschrift

aus Calzada de Oropeza.

Von Naval Moral kamen wir in einen andern Wald, der so schön war, als der von Ardenna, der in den Italienischen Romanen so berühmt ist, weil die irrenden Ritter in demselben auf Abentheuer auszugehen pflegten. Nach einer Länge von einer Meile endigte er sich mit einer weiten Ebene, die auf beyden Seiten mit hohen Bergen eingefaßt ist. Die Spitzen, zumal auf der linken Seite lagen voll Schnee, obgleich die Sonne sehr heiß schien. In den letzten drey Tagen hatte ich die Sonne nicht sehr gemerket, weil es des Morgens regnete, und Abends neblich war, wodurch die Macht der Strahlen gebrochen ward; aber heute habe ich ihre ganze Gewalt gefühlet, als wenn ich noch jenseits der Berge von Estramadura gewesen wäre. Sie hat mich, seit dem ich am Ufer des Tagus angelangt bin, ganz verbrannt; sollte ich noch vierzehen Tage länger so gebraten werden, so könnten Sie mich bey meiner Zurückkunft leicht für den König der Mohren in der Dido des Metastasio, oder für einen von den

alten

alten Savoyarden Knaben ansehen, deren jährlich viele im October vom Mont Cenis herunterkommen, und in der Lombardey Schorsteinfeger abgeben.

Calzada ist das beste Dorf, welches ich noch seit der Abreise aus Lissabon gesehen habe. Meine Wirthinn ist zwar eine junge Frau, aber nicht so schön, wie die meisten, die ich bisher angetroffen. Sie plaudert und fragt gerne; sie hat mich versichert, daß die Weiber in diesem Orte die bescheidensten in ganz Spanien sind. Sie bedauert mich, daß ich nach Madrid gehe, wo sie sehr dreiste sind, wie ihr Mann erzählt hat, der sich kürzlich acht Tage lang daselbst aufgehalten. Um sie wegen meines dasigen Aufenthalts zu befriedigen, habe ich ihr versprochen, daß ich, wenn ich mich jemals in Spanien verheyrathe, nach Calzada kommen will, um mich ihres guten Raths zu bedienen, welches sie mir auch versprochen.

Sie werden mich vielleicht tadeln, daß ich so viele Kleinigkeiten schreibe; allein bedenken Sie, daß es nicht immer Erdbeben, Aufzüge von Patriarchen, und Ladungen von Jesuiten giebt, die nach Civita Vechia geführt werden. Solche wichtige Vorfälle

äußern sich nicht alle Tage, gleichwol muß ich meine Briefe mit etwas anfüllen, oder den Plan meines Tagebuchs unterbrechen. Komme ich aus einer Bibliothek, so schreibe ich etwas aus der Litteratur; bin ich in einem Wirthshause, so melde ich etwas von der Wirthinn. Wer eine vollständige Nachricht von seiner Reise geben will, den können Sie nicht anders als einen Geschichtschreiber ansehen; und der Geschichtschreiber muß, wie Sie wissen, unpartheyisch seyn, wie der Tod, welcher sowohl bey dem Bettler, als bey dem Könige anpocht.

Sieben

Sieben und vierzigster Brief.

Eine große Anzahl Schweine. Eine Spanische Gräfinn. Verlust eines Pistols.

Talavera la Reyna, den 1. Oct. 1760.

Von Calzada bis hieher ist das Land um ein großes besser als das, wodurch ich gereist bin, und die Einwohner sehen nicht so armselig aus, als in den Bergen von Estremadura. Auf meinem heutigen Wege habe ich viele Heerden Schweine gesehen, zumal in der großen Ebene, welche unter dem Berge von Dropeza, und bey der Venta Peralvanegas liegt. Das Feld sahe von weitem aus, als wenn es mit einem schwarzen Tuch überzogen wäre. Diese Schweine sind durchgängig sehr schwarz, und werden bey vielen tausenden im Winter wöchentlich nach Talavera, Toledo, Madrid, und auch sogar nach Saragossa getrieben.

Die Stadt Dropeza giebt dem Berge den Namen. In dem Schlosse bey der Stadt wohnt die Gräfinn gleiches Namens, welche wegen ihrer Freygebigkeit gegen die Armen sehr beliebt ist. Aus den Fenstern desselben

übersieht man eine große Strecke Landes. Ich hatte Lust auf den Berg zu steigen, um mich ihr zu Füßen zu werfen *), und zu sehen, wie eine Spanische Gräfinn auf ihrem Landsitze lebt. Meine Fuhrleute widerriethen mir es aber, und sagten, sie wäre sehr alt, und hätte den Hof bereits seit einigen Jahren verlassen. Sie bringt die meiste Zeit mit einigen Franciscanernonnen aus einem in der Nähe liegenden Kloster zu, lebt aber übrigens mit vielem Aufwande, hält viele Kammerfrauen, Kaplane, Sekretärs, Pagen und Bedienten, die zusammen über hundert Personen ausmachen. Ihre Einkünfte sollen sich auf neunzig tausend Thaler belaufen, welche die Herzoge von Alba und Medina Sidonia künftig, als ihre nächsten Erben, unter sich theilen.

In der Ebne bey dem Hügel, linker Hand der Heerstrasse von Calzada, liegt ein großes Franciscanerkloster, darinn sich vierzig Mönche befinden, ich hielt mich aber nicht dabey auf. Etwas weiter liegt ein schlechtes Wirthshaus, Peralvanegas genannt, wo ich

*) A sus pies. Ein Ausdruck, der bey dem Spanischen Frauenzimmer gewöhnlich ist, wenn sie auch nur von mittlern Stande sind.

ich wegen der unerträglichen Hitze eine Stunde ausruhete. Meine Mittagsmahlzeit hatte ich bereits vor zwo Stunden in der Chaise gehalten, und in dem kleinen Städtchen Torralva hielte ich an, um eine Azumbre Wein (ohngefehr eine Kanne) zu trinken. Dieses Maaß ist an einigen Orten größer und an andern kleiner, wie mich meine Fuhrleute, die hierinn eine besonders starke Kenntniß besitzen, versicherten. Sie rühmten mir diese Gattung, und wer den Wein von Lipari und Gensano, welches Neapolitanische und Römische Weine sind, liebt, wird mir Recht darinn geben.

Denken Sie nicht, daß ich mich zu sehr um den Wein bekümmere, und daß ich in England verdorben bin. Es ist wahr, ich habe dort etwas mehr trinken lernen. Die Flasche macht den Engländer vornehmlich gesellig, viele können ohne Wein nicht lustig seyn. Ich bleibe aber doch bey der Maasse, und wenn ich auch vom Wein rede, so geschiehet es nicht sowol aus besonderer Neigung zum Trinken, sondern um es wie andere Reisende zu machen, die bey Kleinigkeiten stehen bleiben, wenn sie nichts Wichtiges anzumerken finden.

Nach-

Nachdem ich während der größten Hitze ausgeruhet hatte, befahl ich den Fuhrleuten mir zu folgen, um ein paar Meilen voraus zu gehen. Unterweges traf ich ein Commando Soldaten an, die so wie ich nach Talavera marschireten. Da ich sehr gesprächig bin, so ließ ich mich mit ihnen ein, erzählete ihnen, woher ich käme und wohin ich wollte. Sie thaten ein gleiches, und nannten mir den Namen ihres Regiments und ihres Obristen. Sie marschirten langsam, weil sie sich nach den Eseln richten mußten, die ihre Bagage trugen. Der Officier ritte auf einem so erbärmlichen Pferde voraus, daß des Don Quichotte sein Rosinante, in Vergleichung desselben, ein Brigliadoro *) gewesen wäre. Er schien nicht sehr gesprächig zu seyn, daher ließ ich mich auch nicht mit ihm ein.

Ich erkundigte mich, ob keiner von ihnen ausser Spanien gereiset wäre: es waren ein paar darunter, davon der eine sich zur See, und der andre zu Lande versuchet hatte. Jener fiel einmal einem Englischen Kaper in die Hände. Er versicherte mich, daß

*) So hieß das Pferd des Orlands.

daß das Gefängniß bey diesen Ketzern' et- was schreckliches wäre, und um dieses zu vermeiden, hätte er sich unter die Matro- sen begeben, ein Jahr lang gedienet, und sich so fleißig auf das Englische geleget, daß er noch von eins bis zwanzig zählen kann. Die Engländer sind zwar Ketzer, setzte er hinzu, aber tapfere Leute, die ein Schiff so gut zu regieren verstehen, als die Spanier, und fürchten sich nicht für die elenden Franzosen *), welche beym heili- gen Antonius viel schlimmer sind, als die Engländer. Sie essen wenig Knoblauch, Zwiebeln, Spanischen Pfeffer und gesalzene Fische, daher ich mich an gesalzenes Fleisch und ihr Bier, welches ein von Wasser ge- machter Wein ist, gewöhnen mußte. Das Englische Schiffsvolk hieß mich, anstatt Pedro Capon, nur Spani Monqui. Ich konnte

*) Gavachos de Franceses. Gavacho ist ein schim- pflicher Name, welchen der Pöbel in Spanien den Franzosen beyleget. Den Ursprung dieser Benennung weiß ich nicht anzugeben. In Pie- mont nennet man die Savoyarden, und zuwei- len auch die Franzosen Gavaàss, welches so viel bedeutet, als im Englischen a Derby-neck.

konnte diesen Beynamen, vermöge der Gesichtszüge dieses Soldaten leicht durch Spanischer Affe, übersetzen.

Der andre Soldate belustigte mich noch mehr als Pedro Capon. Ich habe nie unverschämter, und mit mehrerer Fertigkeit lügen hören. Er diente als Korporal in dem letzten Italienischen Kriege, und wohnete der Belagerung von Cuneo bey, welche die vereinigte Spanische und Französische Armee unternahm. Cuneo ist eine Stadt, und hatte damals fast nichts anders, als einen runden Wall von Erde, der mit Faschinen besetzet war. Mein Held gab es aber für ein Schloß aus, und sagte, es hätte sieben hohe dicke steinerne Wälle gehabt, folglich wäre nach der Eroberung des einen, nur erst der siebende Theil der Befestigungswerke erstiegen gewesen. „Das verwünschte „Schloß ist gewiß noch viel fester, als die „berühmte Citadelle von Mayland.„ Seine Kameraden und ich konnten uns über die pathetischen Beschreibungen des Elendes und der Noth, die er ausgestanden, kaum des Lachens enthalten. „Er hatte „dies alles unter dem Infanten Don Phi„lipp gelitten, der sich eben so brav gehal-

„ten,

„ten, als einer von ihnen. Bomben, Kar-
„kassen, und Kononenkugeln regneten aus
„der Festung, von der Sardinischen Ar-
„mee, und von andern Orten, auf sie
„herab. Und bey aller Gefahr hatten die
„armen Soldaten nichts zu essen, als ge-
„frornen Schnee von den verdammten
„Alpen.„

Es gehörte viel dazu, um bey den abge-schmackten Lügen dieses Großpralers eine ernsthafte Miene anzunehmen. Er wuste nicht, daß er mit jemand redete, der zwey Jahr in Cuneo bey der Befestigung gewesen, und den Ort nicht lange vor der Belage-rung verlassen hatte. Um den Spaß aber durch Widersprechen nicht zu verderben, machte ich ihm durch Zureden noch immer mehr Muth, daß er hundertmal mehr Ro-domontaden hervorbrachte, als er sonst ge-than haben würde.

Unter diesen Reden, und dem Zeitver-treibe, den mir meine Reisegesellschaft machte, waren wir unvermerkt drey Mei-len gegangen. Meine Chaise erschiene nicht, welches mich auch nicht bekümmerte. Wir sahen eine große wohlgebauete Quinta oder Landhaus, das den Mönchen eines gewis-

sen

sen Klosters gehörete, die Hitze, das Gehen und Reden hatten uns durstig gemacht, deswegen lenkten wir vom Wege ab, um von den darinn wohnenden Layen Wein zu kaufen. Der grobe Kerl wies uns mit einer verächtlichen Miene ab, und zeigete uns einen Ort, wo ein Brunnen lag. Ich zankte mich mit ihm, jedoch ganz höflich, er blieb aber in Ansehung des Offiziers und der Soldaten unerbittlich, und ließ bloß für mich etwas Wein in einem irdenen Geschirre durch eine alte Magd holen. Beynahe hätte ich ihm solchen an den Kopf geworfen, ich unterließ es aber, weil ich sahe, daß die Soldaten ruhig blieben. Der Offizier sagte bloß zu ihm: Danket es eurer Kleidung, und winkte seinen Soldaten nach dem Brunnen zu gehen. Ein solcher Haufen Soldaten wäre in Frankreich nicht so bescheiden gewesen, oder vielmehr ein Französischer Mönch hätte sich nicht unterstanden, so mit den Soldaten zu verfahren. Sie erzähleten mir, daß die Soldaten und Mönche in Spanien keine guten Freunde wären, sie hätten lieber sagen sollen, Todfeinde. Der Mönch wollte ein ansehnliches Trinkgeld, das ich ihm anbot, nicht annehmen.

nehmen. Ich sahe auf den Gesichtern meiner Kameraden Unwillen und Rachbegierde, so kräftig, als es immer Caravagio mit seinem Pinsel ausdrücken kann. Wir kehrten ihm darauf den Rücken zu, und giengen fort.

Eine halbe Meile davon kamen wir an einen Weinberg, der, wie die Soldaten sagten, den Eigenthümern dieses Hauses gehörte. Der Wein, den sie nicht getrunken hatten, machte sie feurig, und der Geist der Verwüstung fuhr in sie. Sie brachen durch einen dicken Dornenzaun, rissen die Trauben ab, traten sie mit Füßen, brachen die Stöcke ab, so daß in einigen Jahren nicht eine Kanne Wein wird gemacht werden können. Sie hörten nicht eher auf, als bis sie müde waren, und ein jeder nahm so viel Trauben mit, als er tragen konnte. Der Offizier ritte inzwischen ganz ruhig fort, und sahe sich nicht um, weil er vermuthlich nicht sehen wollte, was geschah; ich aber stand bey den Eseln, und sahe der Wuth der Soldaten zu.

In einer Stunde kamen wir nach Talavera, ganz erfrischt mit den geplünderten Trauben. Die Soldaten trenneten sich am

Thore von mir, und ich gieng ins Wirthshaus, wo meine Fuhrleute kurz darauf auch anlangten. Ich erkundigte mich gleich, ob sie den ruinirten Weinberg bemerkt hätten? sie hatten ihn gesehen, wußten aber nicht, wie es zugegangen war. Ich erzählete es ihnen, und fragte die Wirthinn, ob die Soldaten dafür strafbar wären? Der Mönch muß gestraft werden, versetzte sie, und nicht die armen Soldaten. Jedermann freuete sich über diese Rache. Daher kommt es mir nunmehr vor, daß der gemeine Mann den Pfaffen eben so wenig gewogen ist, als die Soldaten; ob ich mir gleich den Begriff von ihnen gemacht hatte, daß die Mönche in Spanien viel gelten.

Diese Begebenheit machte mich lachen; ich muß aber noch eine hinzufügen, die mich in Verlegenheit setzte. Nach einem Marsche von drey Meilen, von Peralvanegas an, ward mein Rock mir sehr schwer; einer der Soldaten erbot sich, ihn zu tragen. Als ich im Wirthshause war, vermißte ich einen Sackpuffer und ein Schnupftuch, welches darinn gesteckt hatte. Ich suchte die Soldaten wieder auf, und fand erst einen, darauf zwey, darauf noch ein paar. Cavalleros, sagte

sagte ich, einer unter euch verdient nicht euer Kamerad zu seyn, denn er hat mir meinen Puffer gestohlen. Er gehört zu diesem, und kann ohne diesen Schlüssel nicht abgeschraubt werden. Wer ihn gestohlen, hat also kein Pistol, sondern nur ein Stück Stahl, das ihn auf die Galeeren bringen kann.

Die Nachricht schien ihnen nicht lieb zu seyn; sie konnten den Thäter aber nicht errathen, weil bald der eine, bald der andere den Rock getragen hatte. Sie versprachen jedoch, sich darnach zu erkundigen, und wieder zu kommen, wenn der Puffer, wie sie hofften, gefunden würde.

Zwo Stunden darauf, als ich bey Tische saß, kamen vier Soldaten so besoffen, daß sie kaum stehen konnten, und sagten: das Pistol wäre zwar noch nicht da, sie hofften es aber morgen zu bringen. Ich versprach ihnen eine Dublone. Sie forderten etwas Wein, um meine Gesundheit zu trinken, und zu gleicher Zeit griff einer nach einem gebratnen Rebhun, und der andere nahm eine Hand voll Sallat. Ich fieng an zu fluchen, warf dem einen den Leuchter an den Kopf, und spannte mein Pistol auf, wodurch ich sie fort-

sagte. Der eine hatte das Maul voll Salat, der andere hielt sein Rebhun, der dritte rannte gegen die Thüre, und dem vierten gab Battista einen derben Stoß mit dem Fuße.

Das Volk lief über das Getöse zusammen, aber die Schurken waren fort. Ich setzte mich mit Schimpfen wieder nieder, ließ meinen Zorn aber bald fahren, endigte meine Mahlzeit ziemlich aufgeräumt, und war froh, daß es nicht ärger geworden. Die Wirthinn tanzte mit ihren Mägden einen Fandango unter der Gallerie, und darauf setzte ich mich zum Schreiben nieder. Es hat eilfe geschlagen, und kein Soldat ist erschienen, dahero gebe ich mein Pistol verloren.

Acht und vierzigster Brief.

Ein neuer verdrießlicher Handel. Eine Seiden- und Töpferfabrik. Gespräch mit einem Corregidor.

Zevola den 2. Oct. 1760.

Das Sprichwort sagt: wer ohne Wirth rechnet, muß zweymal rechnen, und dieß ist mein Fall jetzo. Ich wollte heute früh um vier Uhr fort, aber anstatt daß die Maulesel angespannt seyn sollten, brachte man mir Nachricht, daß die Chaisen mit Arrest belegt wären. „Weswegen? Durch wen?„ Durch den Stadtrichter (Corregidor), weil einer von Ihren Fuhrleuten vorige Nacht Händel angefangen, und einen jungen Kerl im Hause mit dem Messer gestochen hat. „Wo ist der Spitzbube?„ Der Wirth hat ihn arretiren, und der Stadtrichter, auf erhaltene Nachricht davon, ins Gefängniß setzen lassen. Mich wundert, daß Sie nichts von dem Lärmen gehört haben; Sie waren aber zu müde, und haben fest geschlafen.

Ich bin nur wegen des Stiches besorgt, sonst aber zufrieden, daß ich den Fuhrmann verliere; er wollte bey jeder Schenke trin-

sen, und zankte mit jedermann. Indem ich noch darüber redete, kam eine Frauensperson mit einem weißen Schleyer, welche ich deswegen für eine Spanierinn hielt, sie war es aber nicht. Sie sagte, ich müßte als ein Kavalier zu dem Corregidor gehen, und ihn um Aufhebung des Arrestes auf die Chaisen bitten; die ihrige wäre auch dabey, und sie hätte dringende Geschäffte in Madrid. Der Corregidor, setzte sie hinzu, ist die vornehmste Magistratsperson in der Stadt; wenn Sie nicht zu ihm gehen, so werden Sie vielleicht viel länger in Talavera aufgehalten, als Ihre Absicht ist.

Die Nachricht war mir sehr lieb. Ich gieng also, ohne daran zu denken, daß es noch so früh war, zum Corregidor. Er schlief aber noch, und man kündigte mir an, daß er vor zehen, vielleicht auch vor eilf und zwölf Uhr, nicht sichtbar wäre. Das war sehr ärgerlich, aber nicht zu ändern. Ich kehrte also wieder nach dem Wirthshause zurück, und ließ mich mit der obgedachten Frau in eine Unterredung ein. Sie erzählte mir, sie wäre aus der Schweiz gebürtig, und an einen Franzosen verheyrathet, der zehen Jahre als Aufseher einer Seidenmanufaktur

in

in Talavera gelebet. Daß der Hauptvorsteher der Fabrik, gleichfalls ein Franzose, hier vor einigen Jahren in großem Ansehen gestanden, weil er an dem ersten Minister, dem Marquis von Ensenada, einen beständigen Freund gehabt. Daß solches aber durch den Fall des Ministers einen großen Stoß bekommen, und daß man ihn vor einigen Tagen in eisernen Banden nach Madrid gebracht, weil er verschiedener Betrügereyen beschuldiget worden. Ihrer Meynung nach würde es ihm schlimm ergehen, weil es eine bekannte Sache wäre, daß er einige Millionen durch Schmaußen, Spielen und mit Theaterprinzessinnen durchgebracht hätte. Er habe in seinen glücklichen Tagen ihrem Manne viel Freundschaft erwiesen, und ihn zum Sekretär gemacht, weswegen man ihren Mann auch gefangen genommen, und vor drey Tagen nach Madrid gebracht habe.

Ich bin für ihn besorgt, unterbrach ich; ich wünschte, Ihr Mann wäre nie mit jemanden von solchem Charakter bekannt gewesen. Ich hoffe, daß er nicht schuldig ist, die Richter werden es aber glauben, weil er den Ministern nicht zeitig genug Nachricht davon gegeben, um etwas von diesen Millionen zu

retten. Ueber diesen Punkt bin ich ruhig, versetzte sie, weil der Direktor von dem vorigen Könige eine solche despotische Gewalt über alle Personen bey der Manufaktur bekommen, daß er einen jeden nach Gutbefinden, und ohne daß eine Appellation Statt fand, zum Gefängniß, ja so gar zu den Galeeren verdammen konnte. Der neue König hat diesen Befehl nicht aufgehoben, folglich hat es niemand gewagt zu reden, da es so gefährlich war, den Direktor zu beleidigen, oder nur bey ihm verdächtig zu werden. Mein Mann hat überdieses einen andern Grund zu seinem Vortheil, er hat seit vier Jahren beständig um seine Entlassung gebeten, sie aber nie erhalten können. Er wird nunmehr die Ursachen angeben, welche ihn dazu bewogen, nemlich weil er gemerkt, daß der Direktor das zur Manufaktur angewiesene Geld und den Profit davon verschleudert, und gleichwohl, aus Furcht vor dem Gefängniß oder noch etwas ärgerem, nicht reden dürfen.

Der gute Verstand und die fertige Zunge meiner Schweizerinn machte mir ein wahres Vergnügen; ich gab ihr demnach Gelegenheit die Unterredung fortzusetzen. Sie

erzählte

erzählte mir also, daß einige aus Lyon flüchtige Franzosen diese Fabrik ohngefehr vor zehen Jahren angelegt haben. Das Spanische Ministerium, und vornehmlich der Marquis von Enseneda, munterte sie sehr dazu auf; letzterer setzte sie insonderheit in kurzer Zeit dergestalt in Ansehen, daß es eine Sache von großer Wichtigkeit ward.

Man muß den Franzosen den Ruhm lassen, daß sie zu solchen Unternehmungen geschickter und fleißiger sind, als irgend eine andere Nation. England und Holland haben es theils zu ihrem Schaden, theils zu ihrem Vortheil erfahren. Ich habe hin und wieder einige angetroffen, welche alle diese Eigenschaften hatten, aber der bereits in einem meiner vorigen Briefe erwähnte Pater Norbert ist in diesem Stücke mein Held, der es allen andern zuvor gethan.

Norbert kam in England, ohne einen Heller in der Tasche, ohne ein Wort von der Landessprache zu können, und mit wenigen Empfehlungsschreiben versehen, wußte es aber so klug anzufangen, daß er eine Tapetenfabrik zu Stande brachte, darinn ich beynahe hundert Arbeiter zählte. Er fand

Mittel, sich bey den Vornehmsten beliebt zu machen, und würde in wenigen Jahren ein ansehnliches Vermögen erworben haben, wenn er nicht so eitel und lasterhaft gewesen. Er brachte aber alles durch, mußte England mit dem Rücken ansehen, sich an verschiedenen Orten verstecken, und zuletzt nach Portugal flüchten, wo er doch wieder einen ansehnlichen Gehalt zu erschleichen gewußt hat, weil er gegen seine alten Feinde, die Jesuiten, schreibt. Ich erfuhr etwas im Englischen Kaffeehause zu Lissabon von ihm, und hörte, daß er seinen Namen Parisot in Platel verwandelt, so wie er sich in London anstatt Norbert Parisot nennen lassen.

In Portugal und andern Ländern hat man keine Gesetze wider die Veränderung des Namens, wie in England; aber der gute Kapuziner hat sich nie sehr um die Gesetze bekümmert. Was für ein sonderbarer Mann! Weder der Mönchsstand, noch der lange Bart, weder die Theologie, welche er gleichwohl über zwanzig Jahre getrieben hatte, noch seine Missionen nach Ostindien, weder Krankheit, noch Alter konnte den seiner Nation eigenen Geist zu Unternehmungen bey ihm unterdrücken. Er ließ sich dadurch verleiten,

verleiten, nach England zu gehen, dort eine Fabrik anzulegen, darinn er alle Arbeiter so gut und leicht regierte, als ich meinen Battista. Ich möchte den Satz von jemand gründlich ausgeführt sehen, in wie weit es mit der Moral bestehen kann, wenn einer eine neue Fabrik, zum Nachtheil seines Vaterlandes, in einem fremden Lande errichtet.

Um zehen Uhr gieng ich wieder zum Corregidor, und fand einen Mann in einem schwarzen Rocke, mit einem breiten niedergeschlagenen Hute, wie die Zollbedienten zu Badajoz, an der Thüre. Er hatte einen weißen Stock in der Hand, und sahe ernsthaft aus. Ich fragte ihn, ob ich dem Corregidor aufwarten könnte? erhielt aber keine Antwort, sondern er drehte den Kopf abwärts. Ich wiederholte meine Frage mit lauterer Stimme, und zupfte ihn beym Rocke. Ich weis nicht, antwortete er ganz kurz, pochen Sie aber an, und fragen die Sennora Fernanda. Ich that es, und ein altes heßliches Weib erschien. Ich bat, sie möchte mich bey dem Corregidor anmelden, weil ich mit Su Merced *) etwas

*) Ein Ausdruck, dessen man sich im gemeinen Reden bedient, und der so viel bedeutet, als Eure Gnaden.

etwas zu reden hätte. Bey diesem Worte sahe sie verdrießlich aus, und fragte, wer ist Eure Merced? Ich bin ein Fremder, der dem Corregidor wegen einer gewissen Sache beschwerlich fallen muß. Er ist im Begriff aufzustehen, ich will Sie aber anmelden, versetzte Fernanda.

Ich dankte tausendmal für diese Gefälligkeit; aber die Gefälligkeit bestand darinn, daß sie mich eine Stunde lang, ob es gleich ein wenig regnete, vor der Thüre warten ließ. Endlich ward das Haus aufgemacht, und Fernanda führte mich in ein großes Zimmer, darinn fast nichts stand, als ein plumper Tisch, und ein altmodischer Lehnstuhl. Der Corregidor saß darinn an Gerichtsstelle, und hatte Dinte und Papier vor sich Da man mir gesagt, daß er die vornehmste Person und wie ein Statthalter anzusehen wäre, so wunderte ich mich, ihn in einem schmutzigen Nachthemde und in einer baumwollenen Mütze zu finden. Er empfieng mich, wie ein Kayser den Scharfrichter. Ich machte einen tiefen Reverenz, er sahe mich steif an, ohne zu danken. Ich nahm alle meine Geduld zusammen, und erzählte

zählte ihm meine Sachen, welches zu folgen der Scene Anlaß gab.

Personen des Lustspiels.

Ich und der Corregidor.

J. Ich komme Usted (Sie) zu bitten, meinen Fuhrmann, wenn es nöthig ist, hängen zu lassen, mir aber nur zu erlauben, daß ich einen andern suchen darf.

C. Usted (Sie) mögen immer einen Fuhrmann suchen, aber ich nicht. Es ist meine Sache nicht, für andere Leute Fuhrleute zu suchen.

J. Sie verstehen mich nicht. Ich brauche Sie dazu nicht, kann aber gleichwohl nicht fort, wenn Sie den Arrest von voriger Nacht auf meine Chaise nicht aufheben. Das ist das einzige, warum ich bitte.

C. Ist denn Talavera la Reyna ein so schlechter Ort, daß Sie so eilen?

J. Sie scherzen. Es mag ein guter oder schlechter Ort seyn, ich muß meine Reise fortsetzen, und kann es ohne Aufhebung Ihres Befehls nicht thun, in so weit solcher mich betrifft.

C. Ich

C. Ich scherze nicht, wenn ich sage, daß Talavera ein angenehmer Ort ist, um darinn zu leben.

J. (bey Seite) Was für ein sonderbarer Mann! soll das Spaß oder Ernst seyn? (laut) Ich räume es ein, es geht mich aber nichts an. Ich bin nicht nach Spanien gekommen Talavera zu loben, und auch nicht zu tadeln. Ich habe Geschäffte in Madrid, und da ich nicht fort kann, so bin ich zu der Obrigkeit gekommen, bey der es steht mich reisen zu lassen, und frage hiermit kurz und deutlich: ob sie mir erlauben will fortzureisen, oder nicht. (sehr ernsthaft und etwas verdrießlich.)

C. Wer sind Sie denn, mein Herr, daß Sie verlangen sogleich expedirt zu seyn?

J. Wer ich bin, das thut nichts zur Sache. Hier ist mein Paß, daraus erhellet, daß ich ein Reisender und kein Landstreicher bin. Zugleich gab ich ihm meinen Paß vom Spanischen Gesandten in London. Der Corregidor las ihn sehr gelassen durch, gab mir ihn mit einer spöttischen Miene zurück, und sagte: Sie können gleich abreisen, wenn Sie belieben. Sie reden gut Spanisch. Reisen Sie im Namen der Mutter Gottes. Mit

diesen

diesen Worten stand er auf und gieng davon, welches ich gleichfalls that.

Was für eine sonderbare Begegnung! dachte ich auf dem Rückwege. Im Wirthshause erzählte ich der Schweizerinn, wie ich aufgenommen worden. Sie haben gefehlt, erwiederte diese; da Sie Spanisch sprechen, so hätten Sie nicht Usted zu ihm sagen müssen. Usted und Vuesa Merced klingt zu vertraut, ein Mann von seinem Stande verlangt, daß man ihn Vuesennoria, oder Usia, oder Vuestra Sennoria anrede. Der vornehme Ton, den Sie angenommen, hat ihn gewiß beleidiget, oder er hat Sie wegen Ihrer Unhöflichkeit zum Besten gehabt, da er sonst ein Mann von Verstand, gut erzogen, und kein solcher Feind der Fremden ist, als viele Spanier.

Was sagen Sie aber zur schmutzigen Nachtmütze? Mein Herr, Sie sind noch fremd, versetzte die Schweizerinn, und wissen daher nicht, daß weit vornehmere Personen in Madrid, Grandes und Frauenzimmer auf diese Art empfangen. Die Gewohnheit, sich in der Mütze, Nachthemde und Pantoffeln sehen zu lassen, ist so allgemein in Spanien,

zumal

zumal bey alten Leuten, daß es sich niemand träumen läßt, es übel zu nehmen.

Weil wir noch redeten, kam der Mann mit dem weißen Stabe, nahm kaum seinen alten Hut ab, und meldete, daß der Arrest aufgehoben wäre. Ich ließ darauf durch meinen Wirth einen andern Fuhrmann suchen, ward mit ihm einig, bezahlte den Wirth, und nahm von meiner Schweizerinn mit dem Wunsche Abschied, daß ihre Sache in Madrid einen glücklichen Ausgang gewinnen möchte. Um vier Uhr fuhr ich endlich ab.

Von Talavera ist übrigens nicht viel zu sagen, ob ich mich gleich beynahe einen ganzen Tag darinn aufhielt. Der berühmte Spanische Geschichtschreiber, Mariana, war aus dieser Stadt, welche vor Alters Elbora hieß. Es scheint ein lebhafter Ort zu seyn, darinn viel Gewerbe getrieben wird. Außer der Seidenfabrik giebt es noch verschiedene andere, zumal eine von Töpferwaare, welche im ganzen Reiche berühmt ist, und einige hundert Menschen beschäfftiget. Einige Kirchen und Gebäude haben von außem ein gutes Ansehen, vornehmlich ein Hospital, welches sechs bis siebenhundert Menschen aus

der

der Stadt und benachbarten Gegend erhält. Die dazu gehörigen Ländereyen gehen von dem gestern geplünderten Weinberge bis an die Stadt, und machen einen der schönsten Striche Landes aus, der mit Wein und Obstbäumen besetzt ist. Eine Meile von Talavera kommt man über den Tagus, vermittelst einer hölzernen Brücke. Als ich daselbst den Brückenzoll bezahlte, sagte mir mein Fuhrmann, daß ich Aranjuez und Toledo zugleich besehen könnte, wenn ich einen Umweg von drey Meilen machen wollte. Ich entschloß mich sogleich nach Toledo zu fahren.

Morgen Abend werde ich also diese berühmte Stadt sehen, wenn mich mein neuer Fuhrmann nicht etwa wieder zum Corregidor bringt. Indessen bin ich hier zu Zevolla noch vier Meilen von Talavera. Ich kann nichts davon sagen, weil ich spät ankam.

Neun und vierzigster Brief.

Von der Dichtkunst aus dem Stegereife. Anmerkung über Reisende. Die Städte nehmen zu.

Toledo den 3. Oct. 1760.

Ich wollte gerne bey guter Zeit in Toledo seyn, stund also vor Tages auf; weil meine Fuhrleute aber nicht fertig waren, gieng ich zu Fuße voraus, und ließ mir den Weg durch einen Knaben zeigen. Das Wetter war ungemein angenehm und frisch, der Mond schien helle, und mein Wegweiser hatte seine Guitarre mitgenommen. Als er eine Zeitlang gespielt hatte, fragte ich ihn, ob er singen könnte? Statt der Antwort, sang er mir eine lange Reihe von Seguedillas oder Coplas her, davon ich mir den ersten aufschrieb:

La Luna sta dorada
Y las estrellas
Haziendo nos favores
Alumbran bellas.

Ich schloß aus den artigen Gedanken, daß es vielleicht Verse aus einem bekannten Liedchen wären, und ich wollte ihn eben loben,

daß

daß er sie so zu rechter Zeit angebracht hätte, als er, ohne sich eine Minute zu bedenken, fortfuhr:

Un rato de passeo
Bien de mannana
Si la gente no miente
Es cosa sana.

Dieß war artig, jedoch nicht so zierlich, als das erste gesagt; doch wunderte ich mich noch mehr darüber. Er fuhr so geschwind fort, daß ich ihm nicht so hurtig nachschreiben konnte. Ich schrieb also von den vielen nur die letzte Strophe auf:

La Virgen del Rosario
Mi Cavallero
Accompanne de passo
Hasta Toledo.

Ich erstaunte, da ich merkte, daß der Knabe seine Verse aus dem Stegereife machte, und daß er sie so fertig hersagte, als wenn er sie nur geschwind aus dem Kopfe los seyn wollte. Ich muß Ihnen sagen, daß ich vor einigen Tagen eine Muthmaßung bekommen hatte, daß es in diesem Lande eine Menge von Dichtern oder Sängern aus dem Stegereif gäbe; jedoch konnte ich es auch nicht recht glauben, weil man in allen

Nachrichten von Spanien nichts davon findet, und auch kein Spanischer Schriftsteller solches als etwas Charakteristisches bey seiner Nation angiebt.

Zuerst kam ich in Etwas auf diesen Gedanken, als Teresuela sang. Es kam mir sonderbar vor, daß ihr Gesang so besonders auf die damaligen Umstände eingerichtet war, und daß sie in einer Strophe der Catalina und Paolita ihre Namen und zugleich etwas zu ihrem Lobe anbrachte. Diese Vermuthung ward immer stärker, wenn ich die Leute singen hörte, welches gemeiniglich des Tages zweymal geschahe. Durch die Lieder des einen Soldaten ward ich ehegestern meiner Sache beynahe gewiß, ich bat ihn aber aufzuhören, weil sie unausstehlich schmutzig waren. Heute hat mein Wegweiser endlich die Sache außer allen Zweifel gesetzt.

Der Knabe sagte mir, indem er immer zu seiner Guitarre sang: Daß ich sehr klug handelte, in der kühlen Luft zu gehen, und bey der Hitze zu fahren. Er gedachte verschiedener Vögel, die den Morgen mit ihrer Stimme begrüßen, und des Jägers, der frühe auf die Jagd geht, um Rebhüner zu schießen. Nach und nach kam er auf mich, daß er sich

glücklich,

glücklich schätzte, mir den Weg zu zeigen, rühmte meine Freygebigkeit gegen einen Bettler im Wirthshause, und erzählte mir, daß er eine arme alte Mutter hätte. Es ist unmöglich alles anzuführen; zuletzt schloß er mit dem bereits erwehnten Wunsche an die Maria.

Seine Gedanken waren natürlich, der Ausdruck aber oft schlecht. Die erste und dritte Zeile einer vierzeiligten Strophe reimte sich nicht, die andere und vierte zuweilen richtig, zuweilen aber war nur etwas Aehnlichkeit im Schall vorhanden, z. E. Cavallero und Toledo. Bey einigen Reimen war diese Aehnlichkeit etwas weit hergeholt, welches die Spanier Assonancias nennen, z. E. Dicho und finos, prendas und senna. Oft kamen solche artige Gedanken vor, daß auch ein Arkadischer Schäfer in Rom sich nicht hätte dafür schämen dürfen. Ich sahe nicht so sehr darauf, ob der Ausdruck eigentlich oder uneigentlich, ob der Reim richtig oder unrichtig war; sondern die Poesie aus dem Stegereif zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Dieß war für mich eine wichtige Entdeckung, weil ein Reisender überhaupt

auf das, was einer Nation vorzüglich eigen ist, sehen muß.

Ich fragte ihn, ob er einige Romanzen singen könnte, die in Büchern gedruckt wären? Unter einer Romanze verstehen die Spanier gemeiniglich ein Gedicht, das aus solchen Strophen besteht, die Coplas oder Seguedillas heißen, die sie oft singen, oder aus ungereimten Versen, die sie in einem besondern singenden Tone ablesen. Solche Romanzen enthalten insgemein ein Mirakel, oder eine heilige Geschichte, oder eine Kriegs- oder Liebesbegebenheit. Ihre Anzahl ist unbeschreiblich groß.

Ich weis Romanzen genug, antwortete der Knabe, aber keine von denen, welche in Büchern stehen, denn ich kann nicht lesen. Der Grund war wichtig. Ich wollte aber gerne wissen, ob jedermann im Dorfe, so wie er, aus dem Stegereif singen könnte; war aber nicht im Stande ihm meine Meynung verständlich zu machen, weil ich das Italienische Wort improvisare *) und improvisatore nicht auf Spanisch geben konnte.

Singen

*) Improvisare heißt Verse aus dem Stegereif machen, und die solches thun, heißen Improvisatori.

Es

Singen alle deine Landsleute, ohne vorher darauf zu denken, und ohne Bücher, so wie du? Er bat mich um Verzeihung, daß er mich nicht recht verstünde, und setzte hinzu: Sie singen alle ohne Bücher; denn wenige können lesen, und sie haben auch wenig Bücher, aber jedermann kann singen. Aus dieser wiewohl sehr unvollkommenen Nachricht schließe ich, daß es zwischen dem Flusse Caya und der Stadt Toledo viele Leute giebt, die aus dem Stegereif singen können, und daß es ein jeder nach dem Maaße seiner Talente macht. Vermuthlich machen alle einen Versuch damit; die Kunst, welche eine lebhafte Einbildungskraft erfordert, gelingt aber einem besser als dem andern. Ich zweifele nicht, daß die meisten Einwohner von Zavolla aus dem Stegereif singen können. Hätte er etwas vor seinen Landsleuten voraus, so würde man ihn bewundern, und er eine größere Meynung von sich haben; da er aber nicht sonderlich geachtet ist, so glaube ich, daß er nichts mehr kann als andere. Ich werde nunmehr bald in Madrid seyn,

Es giebt viele dergleichen in Italien. S. Volkmanns historisch-kritische Nachrichten von Italien, 1 B. S. 548. Anmerk. d. Ueb.

und nicht mehr bloß schließen dürfen, sondern gewissere Nachrichten einziehen.

Inzwischen bin ich nunmehr überzeugt, daß die Kunst aus dem Stegereif zu singen, den Italienern oder vielmehr den Toscanern nicht allein eigenthümlich ist, wie ich sonst geglaubt habe. Vielleicht ist diese Art von Poesie, im Ganzen betrachtet, bey den Toscanern besser, weil der Geschmack und die Regelmäßigkeit in Toscana ausgebreiteter sind, als in Estremadura, und folglich dort auch mehr Einfluß auf den gemeinen Mann haben, als hier. Dieses sind aber alles Muthmaßungen, die auf unzureichende Nachrichten gegründet sind. Es scheint, daß die Spanier sich bey dergleichen Gesängen niemals der Versart bedienen, welche die Italiener Ottava rima nennen, ob sie solche gleich sonst auch bey Epischen Gedichten kennen und gebrauchen. Die Italiener wählen dieselben bey den Gesängen aus dem Stegereif mehr, als irgend eine andere Gattung von Versart; die Spanier hingegen nehmen nur kurze odenmäßige Verse, die kleine Strophen von Liedchen ausmachen, und vier Zeilen haben, davon die Füße theils gleich, theils ungleich sind. Auf diese Strophen, Segue-

dillas

dillas genannt, folgt zuweilen ein Estrevillo, welches gleichsam der zweyte Theil der Strophe ist, und aus drey Zeilen besteht. Dieß hängt, wie ich vermuthe, von der Melodie ab, welche sie wählen. Sie haben verschiedene Arten derselben. Hier ist ein Beyspiel von einer Seguedilla und einem Estrevillo:

Seguedilla.

Porque todos me dicen
Que eres muy fino
Yo por esso he pensado
Que seas mio.

Estrevillo.

Que quiero sea
El que a mi me llevare
Como jalea.

Dieß war eine von den Seguedillas, welche Teresuela in Elvas sang, und dabey ihren Liebhaber anlächelte, der sich dafür bedankte. Ich bekam daraus zuerst eine Muthmaßung, daß die Dichtkunst aus dem Stegereif auch bey den Spaniern üblich wäre.

In einer Sprache, welche wegen ihrer leichten Wendungen und Aussprache so geschickt zur Poesie ist, und sich daher so gut in

gebundene Verse bringen läßt, kann es nicht schwer seyn, zumal wenn man sich so genau nicht an die Füße der Verse bindet, dergleichen Gesänge, wie die oben angeführten, zu machen. Je leichter es aber ist, desto weniger wird ein feines Ohr Vergnügen daran finden. Wenn sie sich nicht so viele Freyheiten in der Versart und in den Reimen und sogenannten Assonancias heraus nähmen, und sich, wie die Toscaner, an gemessene Zeilen und richtige Reime bänden, so würde ein Liebhaber der Poesie gewiß weit mehr Vergnügen daran finden, und sie bewundern, daß sie durch eine lebhafte und in den Schwung gebrachte Einbildungskraft die größten Hindernisse übersteigen können.

Dieß würde die Kunst des Dichters aus dem Stegereif, oder das improvisare, zu einem höheren Grade der Vollkommenheit bringen, und sie zu einer der angenehmsten Künste machen; dahin wird es aber schwerlich weder in Spanien noch in Italien kommen. Ein gewisser Giovanni Sibiliato aus Venedig hat es, so viel ich erfahren können, am weitesten darinn gebracht. Er trieb nur einen schlechten Handel, war aber dabey sehr auf das Lesen der besten Italienischen

Dichter

Dichter erpicht. Vermuthlich giebt es viele in Spanien, die sich bey ihrem Extemporisiren an gebundene Verse und richtige Reime binden, wie die Toscaner; ich werde mich aber schwerlich lange genug in Spanien aufhalten, um zu bestimmen, welche von beyden Nationen es in diesem Stücke am weitesten gebracht hat.

Dem sey wie ihm wolle, so ist es doch sonderbar, daß kein Reisender etwas von dieser Kunst bey den Spaniern erwehnt. Daß kein Spanischer Schriftsteller davon schreibt, wundert mich nicht, weil man einer Sache nicht gerne gedenkt, die man für bekannt annimmt. Wenn also das Extemporisiren etwas allgemeines ist, so denken die Spanier vermuthlich, daß andere Nationen es in ihrer Sprache eben so machen. Daß aber kein Reisender solches wahrgenommen, da es doch in andern Ländern etwas ungewöhnliches, und hier so leicht zu bemerken ist, scheint mir eben so bewundernswürdig, als die Sache selbst. So wenig aufmerksam sind Reisende, wenn sie gleich die Feder beständig in der Hand haben! Wenn sie gesagt haben, daß die Spanier stolz, ernsthaft und träge, die Franzosen flüchtig, leichtsinnig und geschwätzig,

schwätzig, die Italiener verschmitzt, eifersüchtig und abergläubisch, und die Engländer grob, ungesellig und philosophisch sind, so glauben sie das ihrige gethan zu haben, und Achtung von ihren Landsleuten fordern zu können.

Ich halte dafür, daß ein großer Theil von Reisebeschreibern nichts anders thut, als die alten Vorurtheile, falsche Nachrichten und Verläumdungen, welche man diesem oder jenem Lande oder Stadt nachsaget, fortpflanzen, und daß viele, als nachläßige und unverschämte Bemerker, unsere Verachtung verdienen. Unzähliche Reisende haben seit ein paar hundert Jahren Griechenland und die Türkey besucht, unleserliche Innschriften abgeschrieben, alte Ruinen abgezeichnet, die Politik des Divans und die Intrigen des Serails erzählt; keiner hatte aber die sonderbare und nützliche Gewohnheit des Inoculirens angemerkt, bis endlich ein Frauenzimmer von Stande das übrige Europa damit bekannt machte.

Die Fuhrleute holten mich zwo Meilen von Zevolla in dem Dorfe Carrichez ein, wo ich meinem poetischen Führer den Abschied geben mußte. Wäre ich reich genug, so hätte

ich

ich ihn mit mir genommen, und ihn lieber zum Gefährten als zum Bedienten gemacht. Da ich aber, wie König Heinrich IV. zu sagen pflegte, mehr Freygebigkeit als Vermögen, sie zu beweisen, besitze, so mußte ich ihn zurücklassen. Ich konnte sein Genie zwar nicht nach Verdiensten belohnen, gedachte aber doch daran, daß er eine arme Mutter hatte.

Ich stieg in meine Chaise, fuhr bey dem auf einer Anhöhe liegenden Schlosse Barziente vorbey, und frühstückte um neun Uhr zu Rialves. Je weiter ich komme, desto volkreicher wird das Land. Zu Rialves ließ ich mich mit dem Pfarrer, den ich bey dem Wirthe antraf, in ein Gespräch über das Singen aus dem Stegereif ein, ich konnte aber nicht Spanisch genug, um ihm den Unterschied zwischen einer vorher überdachten Poesie und zwischen extemporisirten Versen begreiflich zu machen. Er nannte mich fast bey jedem Worte lieber Freund, und zeigte viel poetische Kenntniß, die ich nicht zu wissen verlangte.

Um vier Uhr passirten wir, vermittelst einer schlechten Brücke, die Guadaramma, und

langten

langten um fünf Uhr zu Toledo an. Im Thore wurden meine Sachen nur zum Schein durchsucht. Vom Thore an fuhren wir beynahe eine Vierthelmeile sehr steil hinan, um das Wirthshaus zu erreichen, dessen Benennung einem Engländer, Franzosen und Italiener sehr profan vorkommen würde. Die Spanier sind aber an dergleichen Ausdrücke gewohnt, und geben den Sachen oft die heiligsten Namen, ohne daß es ihnen anstößig scheint. So heißt zum Exempel dieses Wirthshaus la Sangre de Christo, (das Blut Christi,) ob es gleich so erbärmlich ist, daß die schlechtesten Leute in einer Englischen Stadt kaum darinn wohnen würden.

Funf-

Funfzigster Brief.

Eine reiche Kathedralkirche. Der Alcazar. Der Mozarabische Ritus. Vom Kardinal Ximenes. Abulcacims Geschichte. Ein kupferner Riese in einer Höhle. Kayser Carl V. und Navagero.

Toledo den 4. Oct. 1760.

Da Toledo auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt, so nehmen sich die Thürme und Kuppeln, die Ueberreste des alten Maurischen Residenzschlosses, oder des Alcazar, und die mit vielen Thürmen versehene Stadtmauer von weitem gut aus. Die meisten Häuser sind schlecht gebauet, und die Gassen enge, unbequem gepflastert, und sehr schmutzig.

Es gereuet mich inzwischen nicht, einen Umweg von drey Meilen gemacht zu haben, da die Kathedralkirche einen noch weit größeren verdient. Es ist ein Gothisches Gebäude *), das mit dem Mayländischen Dom

in

*) Clarke sagt in seinen Briefen über die Spanische Nation, daß sie nicht sehr breit ist, da man doch keine so breite Domkirche in ganz England antrifft.

in Ansehung des Umfanges verglichen werden kann. Es hat drey breite Gänge, und einige der Seitenkapellen sind so groß, daß man in manchen Städten keine größeren Kirchen antrifft. Es ist Schade, daß es nach Proportion der Breite und Länge nicht hoch genug ist. Den Figuren an der Vorderseite fehlen die Nasen, so wie an dem Dom zu Exeter. Die Gothischen Architekten überhäufen die Vorderseiten ihrer Kirchen allemal mit Statuen und Basreliefs.

Es ist kein Wunder, daß dieß große Gebäude ganz von Quaderstücken aufgeführt, und allenthalben so reichlich mit Marmor versehen ist, weil die umliegende Gegend einen Ueberfluß von beyden liefert. Die Menge und Kostbarkeit der Verzierungen ist erstaunlich. Die Altarstuffen sind von Silberblech, und viele silberne Statuen sind noch überdieses mit den kostbarsten Edelsteinen geziert. Allenthalben herrscht eine solche Verschwendung, als wenn man nicht gewußt hätte die Schätze der Kirche zu erschöpfen. Außer den silbernen Altarstuffen trifft man auch eine Thüre an, deren Gitter von Silber ist, und außer den silbernen Statuen giebt es viele von Bronze und Marmor, die

zum

zum Theil aus Rom gekommen, und die man, in Ansehung der Kunst, eben so hoch als jene schätzt.

Die Menge der Tabernakel, Reliquienkasten, Monstranzen, Lampen, Leuchter, Crucifixe, Kelche u. s. w. von Gold und Silber und mit Juwelen besetzt, ist unzählich. Ein Tabernakel ist so groß und schwer, daß dreyßig Männer erfordert werden, um es in Processionen zu tragen. Daß es an reichen mit Perlen gestickten Meßgewandten nicht fehlt, kann man sich vorstellen. Die mit Gold gestickten werden so wenig geschätzt, daß sie zum täglichen Gebrauch dienen. Ich sahe die Priester, welche das Hochamt heute verrichteten, von weitem für vergoldete Puppen an, die sich von einer Stelle zur andern bewegten.

Der größte Theil dieser Schätze *), davon das Verzeichniß einen ganzen Band ausmachen

*) Clarke sagt, da er von dieser Kirche redet, man könnte viel von dem unnützen Zeuge heraus werfen. Man kann ihm freylich diesen Vorwurf in Ansehung der Paulskirche und der Westmünster Abtey nicht wieder machen, und das ist sehr gut. Doch wäre es für einen Geistlichen, der so

ausmachen würde, wird in verschiedenen Zimmern aufgehoben, und nur bey Feyerlichkeiten gebraucht. Mit welchem Unwillen muß ein vernünftiger Handelsmann oder Fabrikant diese Schätze ansehen, da sie ein todtes Kapital sind, das, wenn es umliefe, viele tausend und vielleicht die ganze Nation glücklich machen könnte. Nur Schade, daß die Spanier nicht klüger sind!

Man trifft in dieser Kirche die Begräbnißmonumente verschiedener Könige, Königinnen, Erzbischöffe und anderer großen Männer an. Das Gewölbe und die Mauern sind mit einer Menge von Gemälden geziert. Darunter bemerkt man den heiligen Christoph von einer so abscheulichen Größe, daß seine große Zehe stärker als mein Leib im Umfange ist.

Es wird in dieser Kirche ein gewisser Ritus beobachtet, welcher Mozarab oder der Mozarabische heißt, und vom heiligen Isidorus, Bischof von Sevilla, herrührt. Dieser Heilige war ein Freund des heiligen Gregorius

strenge denkt, als er, anständiger gewesen, diesen Ausdruck zu mäßigen, wenn er gleich einen noch so großen Widerwillen gegen die Gebräuche der Katholischen hegte.

gorius Magnus, und es scheint, als wenn letzterer ihm die Präfationen der Messe angegeben hätte. Der Ritus hat viel ähnliches mit dem Ambrosianischen, der in Mayland beobachtet wird, und diesen Namen zum Unterschiede des Römischen führt.

Der Name Mozarab rührt von den Christen her, die in Spanien blieben, nachdem die Mauren oder Araber sich des Reiches bemächtiget hatten. Die Sieger ließen sie ruhig bey ihrem vorigen Gottesdienste, und raubten ihnen nur den kleinsten Theil ihrer Kirchen. Ein in der Kirchengeschichte sehr erfahrner Pater in Rom, Namens Lesleo, arbeitet an einem Mozarabischen Missal, und will durch gelehrte Noten den Unterschied zwischen dem Mozarabischen, Ambrosianischen und Römischen Ritus anzeigen.

In wie weit gedachter vom heiligen Isidorus eingeführter Ritus von dem jetzigen in Toledo unterschieden ist, kann ich nicht sagen. Das berühmte Mozarabische Missal und Breviarium, welches der Kardinal Ximenes, auf Ansuchen der Einwohner von Toledo, drucken lassen, sind, glaube ich, lange nicht mehr im Gebrauch, und gehören unter die geistlichen Alterthümer, doch scheint

noch etwas in ihrem Ritual geblieben zu seyn.

Sie werden sich wundern, daß ich mit den verschiedenen Kirchendiensten so bekannt bin, da dies niemals meine Sache gewesen. Aber unser alter Freund, der Domherr Jrico, hat mir vor einigen Monathen, da ich ihm von meiner Absicht, durch Spanien zu reisen, Nachricht gab, einen langen Brief aus Trino *) darüber geschrieben, und mich gebeten, wenn ich nach Toledo käme, mich etwas nach dem Mozarabischen Ritus zu erkundigen.

Diesem Auftrage zufolge gieng ich heute früh zu einem der Priester, welche die Aufsicht über die Bibliothek der Kathedralkirche haben, und zeigte ihm den Brief meines Freundes. Er versprach mir die beste Nachricht von diesem Ritus und seinen verschiedenen Veränderungen von seiner ersten Einführung an zu schicken. Thut er es, so wird mein Freund sich sehr glücklich schätzen, obgleich andere dieses für eine Kleinigkeit halten werden. So scheint manches Vergnügen vor den Verstand dem größten Haufen oft sonderbar, da es doch an sich selbst nichts

*) Eine kleine Stadt in Monferrat.

nichts weniger als unvernünftig ist. Kurzsichtige Männer verachten oft andere, die sich, wie jener Domherr, um alte Einrichtungen und Gewohnheiten bekümmern, um dadurch gleichsam der Geschichte des menschlichen Verstandes nachzuspühren, und die Abwechselungen zu untersuchen, welche sie durch die Handlungen der Menschen gelitten; da sie doch von Männern, die auf das Ganze sehen, Achtung verdienen.

Ich wollte die Bibliothek des Doms besuchen, die einen Schatz von wichtigen Werken und Handschriften aus allen Theilen der Gelehrsamkeit enthalten soll, sie stund aber heute nicht auf, und morgen gedenke ich zu reisen. Man kann nicht an jedem Orte so lange bleiben, um alles zu sehen, zumal wenn man vier Menschen und vier Maulesel zu ernähren hat.

Der Kardinal Ximenes hat sich so freygebig gegen den Dom erwiesen, daß man zu Ende einer jeden Messe ein Gebet für seine Seele verrichtet. Er gehört unter die größten Männer, welche jemals gelebet haben. Er war zugleich ein großer Staatsmann, ein unerschrockner Soldat, ein tiefer Gelehrter, und ein ziemlicher Heiliger. Aus einem armen

Franciscaner ward er Erzbischof von Toledo, und zuletzt Kardinal. Er unternahm zwey sehr verschiedene Dinge, die ihm viel Ehre machen, und zugleich den weiten Umfang seines Geistes anzeigen. Einmal besorgte er eine neue Ausgabe der Bibel in vielen Sprachen (Biblia polyglotta), und gebrauchte die gelehrtesten Männer viele Jahre lang dabey; das andere war, daß er eine Armee auf seine Kosten errichtete, und durch solche Oran, an der Afrikanischen Küste, eroberte, eine Festung, welche seit der Zeit beständig bey Spanien geblieben ist. Der Erzbischof von Toledo ist, wie man sagt, nach dem Pabste der reichste Geistliche in der Welt. Er hat zwar in diesem Jahrhunderte viel von seinen Einkünften verloren, doch aber so viel behalten, daß man ihm nicht leicht einen andern an die Seite setzen kann.

Zu dem Dom gehören vierzig Domherrn, viele Archidiaconi, Kapläne und andere Priester, welche sämtlich ein reichliches Auskommen nach ihrem Stande haben. Ich vermuthe, daß die Einkünfte des Erzbischofs und der übrigen Geistlichen aus entlegenen Provinzen gezogen werden, weil die Gegend um die Stadt, wenn sie auch ganz zum Dom gehörte,

hörte, nicht den dritten Theil eintragen mögte.

Man sagt, daß auf die Peterskirche in Rom gegen dreyzehn Millionen Pfundsterling, und auf die Paulskirche in London dreyzehn hundert tausend Pfund verwendet worden. Ich wollte wissen, wie viel dieser Dom mehr als die Englische und weniger als die Römische Kirche gekostet hat, allein der gedachte Geistliche, an den ich mich wegen des Mozarabischen Ritus wandte, konnte mir keine Nachricht davon geben, und versicherte mich, daß man niemals genaue Rechnungen darüber geführet, noch die vielen Kostbarkeiten in der Kirche geschätzt, welche zum Theil Geschenke von Königlichen und andern vornehmen Personen sind. Ueberdieses sind viele alte Nachrichten verloren gegangen, da der Dom bereits vor neun hundert Jahren gebauet, und zwey hundert Jahre nach seiner Erbauung für die vornehmste Kirche in Spanien erkläret worden.

Das andere große Gebäude in Toledo ist der Erzbischöfliche Pallast. Aber anstatt ihn zu besehen gieng ich nach dem Alcazar, einem Königlichen Pallast, der am Rande

eines Hügels, ohngefehr fünfhundert Fuß hoch, in senkrechter Höhe über dem unten vorbeyfliessenden Tagus steht. Von dem großen Platze vor dem Pallaste und aus den Fenstern, hat man eine weite Aussicht über eine nicht sehr fruchtbare Gegend. Sie ist felsicht, welches den Prospect malerisch macht. Eine gewisse Französische Gräfinn D'Aunoy hat vor ohngefehr achtzig Jahren eine Reise durch Spanien geschrieben *). Sie giebt von diesem Pallast eine Nachricht, wie er damals ausgesehen, und ich glaube aus eben dem Fenster, wie sie, die umliegende Gegend besehen zu haben. Damals war er in gutem Zustande, und wurde von einer Spanischen Königinn bewohnt. Aber im Succeßionskriege muste er viel leiden. Als die Engländer und Portugiesen nach Toledo kamen, zündeten sie ihn an, so, daß nichts übrig blieb, als die Mauern, wiewohl auch sehr beschädigt, einige marmorne Pfeiler, ein Stück von der Haupttreppe und fünf bis sechs Zimmer. In achtzig Jahren wird vermuthlich nichts mehr davon übrig seyn, da sich alles dem Unter-

*) Sie führt den Titel: Relation d'un Voyage d'Espagne. Paris 1699.

Untergange nähert, und mit Moos und dergleichen bewachsen ist.

Von diesem hohen Hügel übersiehet man die beyden grösten Hospitäler von Toledo, das eine ist für die Fündlinge, und das andere, wie mir jemand, den ich fragte, zur Nachricht gab, por los que stan mal de mugeres (für die, welche ihre Krankheit dem andern Geschlechte zu danken haben) bestimmet. In dem letzten sind gegenwärtig nur wenig Kranke, weil dies Uebel seit hundert Jahren in Spanien viel von seiner vorigen Heftigkeit verloren haben soll.

Man sieht ferner von diesem Hügel eine gute Brücke von zwey Bogen über den Tagus, unter welchen das Wasser mit grossem Geräusche durchläuft. Sie heist die Brücke von Alcantara; jenseits derselben liegt ein verfallenes Gebäude, el Castillo de san Cervantes genannt. Unter dessen Ruinen befindet sich, wie der gemeine Mann glaubt, ein Loch, welches in den Felsen gehauen und mit einer kupfernen Thüre verschlossen ist. Vermittelst derselben soll man in eine bezauberte Höhle kommen, darinn fürchterliche Dinge zu sehen sind. Niemand hat sich noch gewagt sie zu öfnen und hin-

ein zu gehen, als der letzte Gothische König in Spanien, Don Rodrigo, wie solcher sich in gefährlichen Umständen befand.

Dieser hatte erzählen hören, daß derjenige, welcher sich hinein wagen würde, das letzte Schicksal Spaniens erfahren sollte. Er war neugierig den Ausgang eines Krieges, damit ihn Miramamolin, Kayser von Afrika, mit einem furchtsamen Heere bedrohete, zu wissen, und erfuhr, daß ihm sein Untergang bevorstünde: denn er traf einen Riesen von Kupfer an, der eine kupferne Tafel in der Hand hielt, darauf der Tod des Königs und die Eroberung des Reichs, durch die Afrikaner, prophezeyt war.

Man findet dieses Mährchen im sechsten Kapitel der wahren Geschichte des Königs Rodrigo abgefasset von dem weisen Alkayden Abulcacim Tarif Abentarique, aus Arabien gebürtig. Ich besitze von diesem durch Michael de Luna aus dem Arabischen übersetzten Buche die vierte Ausgabe, welche 1646 in Valencia mit der Zuschrift des Uebersetzers an den König Philipp III. erschienen ist. Aus der Zuschrift erhellet, daß de Luna von Jugend auf Arabisch studirt,

und

und des Königs Dolmetscher in dieser Sprache gewesen. Das Buch bestehet aus zwey Theilen, dessen letzterer sich folgendergestalt schließt: Diese Geschichte von Spanien ward zu Ende gebracht in der Stadt Bucara, am dritten Tage des Mondes Ramadon im 142. Jahr der Hegira, welches nach der Anmerkung des Uebersetzers im September 763 unserer Zeitrechnung gewesen, das ist funfzig Jahre nach dem ersten Einfall der Mauren in Spanien. Gedachter Abulcacim kam mit ihnen ins Land und half es mit erobern, wie er an verschiedenen Stellen seiner Geschichte selbst saget.

Da viele Spanier dieses Buch für aufrichtig halten, so will ich, mit Ihrer Erlaubniß, einige Anmerkungen darüber machen. Ich habe es ganz durchgelesen, und bin überzeugt, daß de Luna es ganz aus dem Arabischen übersetzet hat. Man sieht durchgängig, daß es die Arbeit eines Mahometaners ist; und es scheint auch nicht glaublich, daß de Luna bey dem Könige seine eigene Arbeit als eine Uebersetzung angegeben haben würde. Man kann aber das ganze Werk, vorausgesetzt daß es getreu übersetzt ist, für nichts anders als ei-

nen

nen Roman, oder eine erdichtete Geschichte halten, die viel jünger ist, als der Verfasser, dem man sie zuschreibet. Abulcacim kann nicht zur Zeit, da die Mauren Spanien eroberten, gelebt haben, da er von Flotten redet, welche ganze Armeen von Arabien nach Tunis und der Küste der Barbarey hin und her führten *).

Wenn man auch annimmt, daß Tunis damals schon gestanden, wiewohl es ungewiß ist; so konnten diese Flotten doch nicht um das noch unentdeckte Vorgebürge der guten Hofnung seegeln, sondern die Araber musten einen Hafen am Ende der Mittelländischen See haben, welches sich aus der Geschichte nicht beweisen läßt. Gesetzt aber sie hätten einen besessen; so waren die Griechen und Venezianer auch mächtig zur See, und konnten sich diesen Feinden des Christlichen Namens wiedersetzen, es geschahe

*) In der Recension dieser Briefe des Baretti in den Göttingischen gelehrten Zeitungen (1771. S. 66.) hat man mit Recht bemerket, daß Baretti nicht Ursache hat sich daran zu stossen, daß Flotten von Arabien nach Tunis giengen. Man darf nur an die Kalifen von Syrien um diese Zeit gedenken. Anm. des Uebers.

schahe aber nicht, und wir finden auch in ihren Nachrichten aus dieser Zeit gar keine Spuren von diesen Zügen der Araber.

Man könnte den Einwurf machen, daß die Griechen weder Muth noch Kräfte genug gehabt sich den Arabern zu widersetzen, und daß die Venezianer es der Handlung wegen mit den Arabern gehalten. Allein auch hier mangelt der Beweis. Es ist vielmehr gar nicht glaublich, daß sich die Venezianer dadurch hätten verleiten lassen, den Mahometanischen Flotten eine ungehinderte Fahrt in einem Meere zu verstatten, darüber sie grösstentheils die Oberherrschaft hatten, und zu leiden, daß jene ein Christliches Reich eroberten.

Was für Flotten werden erfordert, um funfzig tausend Mann zu Fuß und achthundert Reuter (S. Abulcacim S. 129.) so weit als von Arabien nach Tunis über das Meer zu führen! Ich kann mir nicht einbilden, daß die Araber weder damals noch sonst jemals eine Seemacht gehabt haben, welche die Engländer selbst nicht einmal aufbringen könnten, ob sie gleich stärker sind, als die Karthaginenser zur Zeit ihres grösten Flors

und

und irgend eine Nation, deren die Geschichte erwehnet.

Die Sache wird noch unglaublicher, wenn Abulcacim sagt, daß der Vicekönig von Afrika, Muza, nach der Levante geseegelt, um seinen König, Abigualit, mit einer Flotte, welche zwanzig tausend Mann am Bord hatte, in einem Hafen am äußersten Ende des Mittelländischen Meeres abzuholen, welcher ihn daselbst mit fünf und zwanzig tausend Mann und acht hundert Reutern erwartete, daß sie alsdenn wieder nach dem Orte, von dem sie kamen, zurückseegelten, ohne Widerstand bey Tunis landeten, und das Königreich dieses Namens eroberten, ob die Einwohner gleich eine Armee von vierzig tausend Mann zusammen gebracht hatten, die von einem verzweiffelten Rebellen commandiret wurde.

Wozu hatte Muza nöthig, seinen König so weit herzuholen? Auf was Art gab er ihm Nachricht, sich zur Einschiffung bereit zu halten? Konnte er seine Ankunft nicht erwarten? Wir wollen aber einräumen, daß der König diese Verstärkung zu seiner Sicherheit nöthig gehabt hätte, so war die Gefahr

fahr einerley, wenn der Vicekönig dem Könige allein entgegen gieng, oder dieser allein zu dem Vicekönig segelte. Wie hätte eine Armee, die so weit seegeln mußte, ohne irgendwo Erfrischungen einzunehmen, in einem so guten Zustande bleiben, und die Armee der Einwohner von Tunis, welche eben so stark war, in der ersten Schlacht dergestalt ruiniren können, daß sie gar keinen weitern Widerstand thun konnte? Dies sind einige von den Einwürfen, die ich einem Spanier machen mögte, der diese Geschichte für aufrichtig hält, und mit dem Roda in seiner Chronik der Mauren in Spanien behauptet, daß Abulcacim ein getreuer Geschichtschreiber ist, wenn er gleich ein Ungläubiger und Barbar ist.

Es war ganz finster, als ich von dem Schloß san Cervantes wieder kam. Man sieht nichts als einen Haufen Ziegel und einige große Quaderstücke davon, welche sich in kurzer Zeit gar verlieren werden. Könnte ich länger in Toledo bleiben, würden sich vielleicht noch manche bemerkungswürdige Dinge finden. Man hat mir von einer jüdischen Synagoge gesagt, an deren Wänden

sonst viele hebräische Sprüche und andere Dinge geschrieben waren, wie die Juden aller Orten, wo sie ihren Gottesdienst halten, zu thun pflegen. Die Juden, denen sie ehemals gehörte, waren entweder in Afrika geboren oder stammten wenigstens daher. Als man die Synagoge in eine Kirche verwandelt, wurde diese Inschrift mit Kalk beworfen, so, daß man sie eine lange Zeit nicht lesen konnte. Nach und nach fiel der Kalk ab, ein gelehrter Domherr an der Kathedralkirche entdeckte sie, und gab sich viel Mühe, sie herauszubringen. Er ist im Begrif ein Werk darüber drucken zu lassen, und hat ihre Manier, das Hebräische zu schreiben, sehr verschieden von der jetzigen Juden ihrer gefunden. Diese Nachricht wird den Liebhabern der hebräischen Sprache sehr wichtig seyn.

Toledo ist eine der ältesten Städte in Spanien, und war eine geraume Zeit die Hauptstadt des Reichs. Sie hat aber nach und nach durch die Nachbarschaft von Madrid einen großen Theil ihrer Einwohner verloren, und würde längst ganz verlassen seyn, wenn nicht die wichtigen Einkünfte

des

des Doms und der Domherren hier größtentheils verzehret würden; durch den Umlauf dieses Geldes werden die wenigen tausend Einwohner jetzt ernährt. Sonst wohnen hier einige Schwerdtfeger und Seidenfabrikanten.

Kayser Karl der Fünfte machte, nach seinen vielen Reisen durch die Provinzen seines Reichs, Toledo zu seiner beständigen Residenz; und hieher schickten die Venezianer den gelehrten Navagero als Abgesandten. Man hatte hier damals eine von einem Italiäner angegebene Maschine, welche das Wasser des Tagus bis an den Alcazar und den übrigen Theil der Stadt führte. Sie ist aber eingegangen, und die Einwohner sind jetzt genöthiget, das Wasser in großen irdenen Gefäßen aus dem Tagus in die Stadt hinauf schleppen zu lassen, und jedes Gefäß mit zwey Marevadis, oder zwey Drittheil eines Englischen Farthings zu bezahlen.

Morgen hoffe ich sieben Meilen bis Aranjuez zu reisen, alsdenn habe ich noch sieben andere Meilen bis Madrid, wo ich mich eine Zeitlang aufzuhalten und viel zu

schreiben gedenke. Zum Unglück für mein Tagebuch ist aber die Königinn vor wenigen Tagen gestorben; daher ich den Hof in tiefer Trauer finde, und mir, in Ermangelung öffentlicher Lustbarkeiten, für mich selbst die Zeit zu vertreiben suchen muß.

Ein

Ein und funfzigster Brief.

Politische Betrachtungen.

Aranjuez den 5. Octobr. 1760.

Eine Meile von Toledo, und einen Steinwurf von der Hauptstrasse, lag ein altes Schloß Pelavenegua. Ich fand es eben so sehr verfallen, als San Cervantes. Die wenigen noch übrigen Mauren sind in einem so erbärmlichen Zustande, daß ich die Ecke der einen mit leichter Mühe über den Haufen stieß. Es scheint, daß der Pflug in wenig Jahren wird über den Platz weggehen können.

Man kann dies reiche und ehemals so bevölkerte Land nicht ohne Betrübniß ansehen, wenn man darinn reiset. Ludwig der Eilfte, König in Frankreich, gestand, wie Guevara in seinen Briefen berichtet, daß er, nachdem er einen großen Theil von Europa und Asien, bey Gelegenheit der Kreutzzüge, durchgereiset war, keinen so glänzenden Hof, als den in Castilien gesehen, welches ein viel kleineres Reich, als das jetzige Spanien, war. Dem ungeachtet konnte einer der Castilianischen Könige (Alphonsus der

Dritte, nach dem Guevara) eine Armee von hundert tausend Mann zu Fuß und tausend zu Pferde, nebst sechzig tausend Bagagewagen ins heilige Land schicken. Dies mag nach Spanischer Art vergrößert seyn, wenigstens ist die Anzahl der Bagagewagen viel zu groß angegeben. Inzwischen ist es doch gewiß, daß Castilien und Arragonien, unter der Regierung Ferdinands und der Isabella, mächtig genug waren, den Maurischen König von Granada zu überwältigen, welcher ein Heer von funfzig tausend Mann zu Pferde und einige tausend zu Fuß aufbrachte. Was für eine Volksmenge muß damals in diesen Provinzen gewesen seyn!

Aber sobald die Spanier die Mauren vom Halse los waren, und sich im Besitz aller Schätze von Amerika sahen, welches bald nach der Eroberung von Granada geschahe, flossen solche Ströme von Gold und Silber aus Lima und Mexico in ihr Land, daß es, nach dem Falle des Römischen Reichs, auf eine Zeitlang das mächtigste in Europa ward. Die Folge dieses Reichthums war, daß der Soldat die Waffen, und der Landmann den Pflug ruhen ließ; daß der Arbeiter

beiter seine Arbeit vernachläßigte, und daß sich die ganze Nation dem Vergnügen und dem Müßiggange überließ. Anstatt für sich selbst zu arbeiten, liessen sie nicht nur viele überflüßige Dinge, sondern auch die unentbehrlichsten Sachen zum täglichen Gebrauch von ihren Nachbarn kommen, wodurch das Land geschwinder, als man dachte, verarmte.

Jedoch würde dieses Betragen nicht so geschwind schlimme Folgen gehabt, und eine Verwüstung in allen innern Theilen des Reichs angerichtet haben, wenn die Spanier nicht bey Tausenden in die neue Welt gezogen wären. Durch diese plötzliche Auswanderung verloren Estremadura, alt und neu Castilien, Arragonien und Leon die gröſte Anzahl ihrer Einwohner; und wäre die Regierung nicht bey Zeiten darüber unruhig geworden und hätte es eingeschränkt, so wäre vielleicht keine Seele im Lande geblieben, sondern alles in die neue Welt nach Gold und Silber gegangen.

Der Unthätigkeit und Auswanderung ungeachtet, hätte Spanien seinen Nachbaren, in Ansehung der Bevölkerung, gleichwohl noch die Waage halten können, wenn es

nicht ganzer zweyhundert Jahre lang einer sehr verderblichen Politik gefolgt wäre. Die Eroberungen, welche die Spanier jenseits den Pyrenäen zu machen suchten, es sey nun, daß Ehrgeiz oder die Nothwendigkeit die Triebfedern davon gewesen, wurden ihnen schädlicher, als die Verjagung der Mauren und die Eroberung von Amerika. Die Niederlande und Italien verwickelten sie in Kriege, die eine unendliche Menge Volks kosteten, und mehr Geld erforderten, als Westindien liefern konnte. Wenn die Spanier, anstatt Siege bey Pavia und S. Quentin zu erjagen, alles, was sie jenseits den Pyrenäen besaßen, aufgegeben, und ihre Armeen und Flotten im Lande behalten hätten, so würde das Reich noch allen andern Ehrfurcht einjagen können, und die Französischen Gesandten hätten den Rang nicht über sie behauptet.

Die hinter einander folgenden Siege schwächten sie, und die Nachkommen des in Pavia gefangenen Königes bekamen die Oberhand über die Spanischen Monarchen, nicht lange hernach, als der gegen seine Landsleute fechtende Connetable *) allen Ansprüchen,

*) Durch die berühmte Schlacht bey Pavia, welche der

sprüchen, die Frankreich auf die Italienischen Provinzen zu haben vorgab, ein Ende gemacht hatte.

Man darf es den Spaniern aber nicht vorwerfen, daß sie diese entlegenen Provinzen, die ihnen endlich durch den Krieg abgezwackt wurden, fahren lassen. Die Umstände einer Nation werden oft durch eine Reihe von Begebenheiten so verwirrt, daß man sie unmöglich wieder in Ordnung bringen kann. Sie hat es auch oft nicht in ihrer Macht, wenn es gleich nicht am guten Willen fehlt. Wir wollen annehmen, daß Karl V. sich aller Länder in den Niederlanden und Italien hätte begeben wollen, stund es wohl bey ihm? Was würden die Spanier, was die ganze Welt dazu gesagt haben? Man hätte es seinem Sohne Philipp und allen Nachfolgern, eben so wenig als Karln, verziehen, wenn sie, zum Besten des

der Connetable von Bourbon gewann, und durch die Gefangennehmung Franciscus I. Königes von Frankreich, hatten die Französischen Ansprüche auf verschiedene Italienische Provinzen ein Ende. Seit diesem unglücklichen Tage haben die Franzosen niemals wieder festen Fuß in Italien fassen können.

Königreiches Spanien, gleichsam alle überflüßigen Zweige abgeschnitten, um den Hauptstamm zu erhalten. Was würde man von dem jetzigen Könige sagen, wenn er es sich einfallen ließe, den kleinen Strich an der Afrikanischen Küste, welcher zu Spanien gehört, aufzugeben, obgleich ein jeder weis, daß er dem Reiche mehr schädlich als nützlich ist? Dieselbe Nation, welcher der Besitz von Oran und Ceuta zur Last fällt, würde dagegen schreyen, und es als eine Schande für die künftigen Zeiten ansehen.

Andere Nationen würden in ähnlichen Fällen eben so denken; und wenn man eine Nation an sich selbst betrachtet, so macht es auch keine Ehre, ein Stück ihres Eigenthums zu vernachläßigen, oder aufzugeben. Die Könige vermählen sich, sterben, führen Kriege und schließen Frieden, das ist der Einrichtung der Welt gemäß. Dieses hat einen Einfluß auf ihre Staaten, welche dadurch Rechte erhalten, die hernach ohne große Folgen, und ohne Schimpf und Nachtheil nicht vergeben werden können. Die Kriege, wodurch ein Spanischer Infant König beyder Sicilien, und der andere Herzog von Parma ward, waren der Monarchie im

Grunde

Grunde schädlich. Konnten die Spanier es aber vermeiden, diese Kriege anzufangen? Der Politiker im Kaffeehause wird freylich sagen: Sie hätten, da es ihnen schädlich war, Neapel und Parma seinem Herrn lassen, und sich nicht darum bekümmern sollen; und so würden die Minister in Madrid auch geurtheilt haben, wenn sie nicht in gerader Linie von Adam und Eva abstammten. Wer aber von Adams und Evens Geschlecht ist, wird in ähnlichen Fällen auch so denken, wie die Minister in Madrid dachten.

Mit dergleichen Gedanken beschäfftigte ich mich eine ganze Meile. Wir kamen an ein Wirthshaus, wo die Fuhrleute anhalten wollten; es war aber alles zugeschlossen, so daß wir eine Meile weiter fahren mußten. Hier fanden wir ein Dorf von vier Häusern, welches Villa mejor hieß, aber mit mehrerem Rechte Villa peor genannt zu werden verdiente, weil keine von allen vier Familien uns ein Stück Brod überlassen konnte. Doch hatten sie Wein genug, um unsern Schlauch anzufüllen, den meine Leute, unter dem Vorwande der großen Hitze, auf einem Wege von drey Meilen ausgeleert hat-

ten. Zwo Meilen weiter kamen wir in einen Wald, wo wir ein Tischtuch auf der Erde ausbreiteten, und unser Mittagsmahl hielten. Endlich erreichten wir eine lange Allee von Ulmen, welche gerades Weges nach Aranjuez führte, und langten mit Sonnen Untergange im Wirthshause an.

Zwey und funfzigster Brief.

Aranjuez, ein schöner Ort. Der gelehrte Gärtner. Alte und neue Busten. Ein Theater. Begebenheit mit einem grünen Vogel.

Aranjuez den 6 Oct. 1760.

Ich habe viele angenehme Oerter gesehen, aber keinen, den ich mit dem königlichen Pallast und Garten von Aranjuez vergleichen könnte. Ein Dichter würde sagen, daß Venus und der Gott der Liebe sich hier mit dem Catull und Petrarch berathschlagen, um der Psyche, Lesbia, Laura, oder einer Spanischen Infantinn einen Landsitz zu bauen.

Stellen Sie sich einen Park vor, der viele Meilen im Umfange hält, und von Alleen, die zwo bis vier Meilen lang sind, an verschiedenen Orten durchschnitten wird. Jede dieser Alleen besteht aus zwo gedoppelten Reihen von Ulmen. Sie sind so breit, daß vier Wagen neben einander fahren können, und zwischen einer jeden gedoppelten Reihe fließt ein kleiner Kanal von Wasser, daher

es

es ihnen niemals an Feuchtigkeit und frischem Wachsthum fehlt.

Zwischen diesen Ulmen sind die großen Plätze mit allerley Bäumen besetzt, darinn sich viele tausend Hirsche, wilde Schweine, Hasen, Kaninchen, Fasanen, Rebhüner, und andere Vögel aufhalten. Die Schweine sind hier jedoch so wild nicht, als da, wo man sie gar nicht hegt. Sie begeben sich zu einer gewissen Stunde an bestimmte Plätze, wo sie mit Hafer gefüttert werden. Sie kennen die Stimme ihres Versorgers so gut, daß sie auf seinen Ruf sogleich bey der Hand sind.

Der Park ist mit keiner Mauer umgeben, weil eine gar zu große Menge Steine dazu erfordert würde. Inzwischen wird das Wild nicht in Versuchung geführt ihn zu verlassen, weil die ganze Gegend umher weder Schatten noch Weide hat.

Der Tagus, den ich bereits zu Lissabon, Casas del Puerto, Talavera und Toledo passirt bin, theilt diesen Ort in zwo ungleiche Theile. Er hat hier nicht viel Wasser, so daß man ihn, ohne viel Mühe, zwischen Dämme von einem Ort zum andern, wo es nöthig thut, leiten könnte. Das Schloß

liegt

liegt im Mittelpunkte des Parks, und ist zum Theil von einem Garten umgeben. Am Haupteingange des Gartens liegt ein aus vielen Abtheilungen bestehendes Parterre, das mit Buchsbaum und Myrthen eingefaßt, und mit allerley Arten Europäischer und Amerikanischer Blumen reichlich besetzt ist.

In dem Parterre sind fünf Wasserstücke angebracht, welche mit lebensgroßen Statuen von Bronze, die das Wasser zu einer beträchtlichen Höhe treiben, besetzt sind. In dem ersten bemerkt man den Neptun mit Tritonen, im andern einen Schwan, um den kleine Knaben spielen, im vierten und fünften sind Nymphen, die auf Wasserschlangen reiten; was das dritte vorstellt, ist mir entfallen. Rechter Hand des Parterre liegt eine Kaskade, von der das Wasser des Tagus über künstlich gelegte Felsen herab fällt, und durch ein angenehmes Geräusch das Ohr ergötzt.

Von hier geht man in einer Allee zur Fontäne des Apolls. Sie heißt so von der Statue dieser Gottheit, welche nebst dem Pegasus auf dem Fuße eines hohen Piedestals steht. Das Bassin ist achteckig, und

auf

auf jeder Ecke steht ein Genius, der mit dem Fuß auf einen Delphin tritt, und gleichsam Wasser aus ihm preßt. Alle Figuren sind von weißem Marmor.

Die Allee de las Burlas heißt so von den Vexirwassern, denen man nicht entgehen kann, so bald man einmal in derselben ist. Die Dornfontäne führt den Namen von dem jungen Menschen, der im Bassin sitzt, und sich einen Dorn aus dem Fuße zieht; umher stehen vier Säulen mit Harpyen, welche Wasser auf den Mann herabspeyen. Diese sämmtlichen Stücke werden für Meisterstücke der Bildhauerkunst gehalten. Es ist aber ein sonderbarer Einfall, daß die Ungeheuer Wasser auf einen Menschen speyen, der sich einen Dorn auszieht. Eine Figur voll Schrecken hätte sich eher hieher geschickt, als diese ruhige Stellung. Die rings umher gemalten fremden Vögel schicken sich auch sehr schlecht zu den Harpyen und der Statue. Malereyen gehören nach meiner Meynung gar nicht in einen Garten, es sey denn, daß sie zum Prospekt am Ende einer Allee dienen.

Von dieser Fontäne sieht man vier verschlossene Obstgärten, die so voll von Pomeranzen

ranzen und Zitronen hiengen, daß die Hespe-
riden selbst darüber neidisch werden könnten.
Man geht vermittelst so schattichter Gänge
dahin, daß einen keine Sonnenstrahlen tref-
fen können. Wenn die Hitze im ganzen
Garten groß ist, so befindet man sich hier im
Kühlen.

Ich sahe ferner einen großen Indiani-
schen Baum, Lyron genannt, dessen Haupt-
stamm aus fünf bis sechs andern zu bestehen
schien, und beynahe drey Klafter im Um-
fange hatte. Von diesen Obstgärten giengen
wir in das sogenannte Bad der Venus.
Diese Göttinn ist vorgestellt, als käme sie
aus dem Bade; das Wasser tröpfelt von ih-
ren Haaren in ein Gefäß von Marmor, das
die Liebesgötter halten.

Etwas weiter kommt man an die Fon-
täne des Bacchus, welcher sowohl als die
Tonne von Bronze sehr schön gearbeitet ist.
Er ist so fett, daß man ihn für einen Silen
halten sollte, da die alten Künstler ihn doch
niemals so fleischig vorstellen. An der
Fontäne des Neptuns sind die Statuen die-
ses Gottes und der Tritonen kleiner als Le-
bensgröße, welches auf solchen großen Plä-
tzen eine schlechte Wirkung thut. Wenn

man

man von der Natur abgeht, so muß man die Statuen an öffentlichen Orten allemal eher riesenmäßig als zu Zwergen machen.

Nicht weit von dem Neptun liegt der Terrad, ein ansehnlicher runder Rasenplatz, oder sogenannter Boulingrin, in dessen Mitte vier große hohe Bäume stehen. Er ist mit einer hohen dicken Hecke umgeben, die ihn kühl und angenehm macht.

Rechter Hand dieses Platzes führt eine schöne Brücke von fünf Bogen über den Tagus, und jenseits liegt wieder ein großer Obstgarten, dahin ich aber nicht gehen wollte. Ich gieng lieber längst dem Flusse hinunter, welcher mit einem eisernen Gitter eingefaßt ist, zwischen welchem in gewisser Weite marmorne Postemente mit irdenen Blumentöpfen stehen. Die Töpfe sind aus der Fabrik zu Talavera, und mit dem Spanischen Wappen bemalt, aber ihre Form könnte schöner seyn.

Unweit der Brücke liegt die Fontäne der Tritonen; drey derselben stehen mit dem Rücken gegen einander, und tragen zwo über einander stehende Schalen, von denen das Wasser in reicher Maaße herabfällt. Bey derselben geht eine hölzerne Brücke über

einen

einen kleinen Arm des Tagus, darüber nur bloß die Kutschen von der königlichen Familie fahren dürfen.

Von der Brücke hat man auf der linken Seite des Flusses einen angenehmen Prospekt in einen nach der Natur wild wachsenden Wald. Vor der Brücke steht ein Pavillon mit hölzernen Säulen, el Cenaor genannt, weil die königliche Familie zuweilen Abends unter demselben speist. Dieß ist das reizendeste Stück des ganzen Gartens; es wird durch die wild gepflanzten Bäume auf beyden Ufern, und durch den Fluß, der hier mit starkem Geräusch an den Felsen vorbey rauscht, ungemein angenehm gemacht.

Von dem Pavillon geht man in eine große Laube von Linden, deren Fußboden sehr fest und eben ist, welches das Gehen bequem macht. Wir wollen nunmehr die Brücke mit fünf Bogen zur rechten Hand lassen, und längst den gedachten Postementen mit Blumentöpfen hinangehen. Das eiserne Gitter faßt den kleinen Arm des Tagus ein, und läuft bis an eine andere Brücke von einem Bogen, die man gleichfalls auf der linken Hand läßt. Von da kommt man wieder in den Terrao, um nach einem Platze zu

gehen, der mit unzählichen ausländischen Blumen besetzt ist, deren Schönheit nicht zu beschreiben ist. Hin und wieder stunden Pomeranzenbäume, welche so voll Früchte hiengen, daß man das Laub kaum sehen konnte.

Bey diesem Platze liegt das artige Gärtnerhaus, daran eine angenehme Wiese stößt, welche mit hohen und dicken Bäumen beschattet ist. Auf der einen Seite ist ein Graben gezogen, an dem viele Tausend Pilze wachsen. Sie sollen jung sehr gut seyn, aber bald zähe werden. Der Gärtner wollte mir den Kunstgriff nicht entdecken, auf was Art er hier eine so erstaunliche Menge Pilze zuwege bringt. Sie liegen über einander, als eine dicke Bank mit Austern. Ich vermuthe, daß der Graben unten mit solchen Steinen, die man in Neapel Pietre Fungaie, Pilzsteine, heißt, ausgesetzt ist.

Jenseit des Gärtnerhauses trifft man eine andere Kaskade vom Wasser des Tagus an, dessen helles Wasser das Auge, und das Geräusch, welches bald schwach bald stark ist, das Ohr ergötzt. Bey derselben liegt ein anderer Cenaor, von grüner und gelber Farbe; seine Lage giebt dem erstern wenig

nach,

nach, hinter sich hat man die Kaſcade und vorwärts die Fontäne des Herkules.

Dieſe Fontäne iſt die größte im Garten, und zehneckig. Die Hauptfigur ſtellt den Helden vor, wie er die Lernäiſche Schlange tödtet; es ſind noch viel mehrere Statuen dabey angebracht, welche ſo wohl als die Schalen, worinn ſie ſtehen, von ſehr weißem Marmor gehauen ſind. Das Waſſer, welches in ſolche hinein und wieder heraus fällt, ergötzt die Zuſchauer ungemein.

Von hier ſteigt man einige große mit Statuen beſetzte Stuffen hinan, und geht um die Ecke des Pallaſtes hinum, um in ein Parterre zu kommen, welches dem Infanten, Don Ludwig, gehört, und mit einer Mauer umgeben iſt. In derſelben ſind Niſchen angebracht, und in jeder Niſche ſteht eine Buſte. Die erſte ſtellte, wie der Gärtner ſagte, den Römiſchen Kayſer, Hannibal, von Karthago vor.

Ich ſchloß hieraus, daß er mehr von der Gärtnerey als von der Geſchichte wiſſen mochte. Der Name Hannibal war unter der Buſte eingegraben, und er machte ihn zum Römiſchen Kayſer. Er that dieſes, wie er hinzu zu ſetzen beliebte, zu mehrerem Unter-

richt der Gelehrten, die aus verschiedenen Theilen der Welt hieher kämen, um diese Busten zu besehen, welche alle in Madrid von Griechischen und Römischen Künstlern verfertiget wären, insonderheit die von der Königinn Isabella, von Karl V. und Philipp IV.

Man trifft hier in der That eine gute Sammlung von alten und neuen Busten an. Darunter sind: Antoninus Pius, Sergius Galba, Lucius Verus, Vespasianus, Marcus Aurelius, Titus, Trajanus, Tiberius, Vitellius, Domitianus u. s. w. die ohne chronologische Ordnung gesetzt, und mit denen von Parmenio, Lysimachus und verschiedenen Königen und Königinnen von Spanien vermengt sind.

Nachdem ich den Gärtner mit einem Geschenke fortgeschickt, gieng ich nach dem Pallaste, wo ich einen Spanier mit seiner Frau und ein paar Töchtern antraf, die ihn zu gleicher Zeit besehen wollten. Da dieses die ersten Personen von guter Herkunft waren, die ich in Spanien antraf, so gab ich bey Besehung des Pallastes genau auf sie Acht, fand aber in ihrem Betragen und in ihrer Kleidung nichts besonderes. Der Vater und

die

die Mutter antworteten auf meine Fragen sehr höflich, und die Töchter thaten nicht blöde, wenn ich mich an sie wandte, sondern antworteten mit einer freundlichen Miene, ohne ins Steife und Zurückhaltende zu fallen. Dieß brachte mir eine bessere Meynung von den Sitten in Madrid bey, als ich bisher gehabt. Da ich so viel von dem steifen und stolzen Wesen der Spanier gelesen hatte, so vermuthete ich mir eine sonderbare Begegnung; ich irrte mich aber sehr, und hatte vielmehr Ursache, mit ihrem Betragen zufrieden zu seyn.

Von dem königlichen Pallaste kann ich nicht viel sagen. Er ist mehr zierlich als prächtig, und eine schöne Wohnung für einen König. Die Zimmer sind gut angeordnet, und mit Geschmack verziert. Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich diesen Pallast vorzüglich vor allen andern wählen, die ich bisher gesehen habe. Es fehlt nirgends an Schnitzwerk, Vergoldung und Malerey; die Meublen und alles andere ist so, wie ich es mir wünschen möchte. In einem Zimmer steht ein sonderbares Uhrwerk, und oben auf demselben ein Canarienvogel; wenn die Stunde schlägt, so giebt der Vogel eine

Stimme von sich, als wenn es ein wirklicher Vogel wäre. Ein artiges Spielwerk, darüber ein Mann lächelt, und ein Kind sich freuet.

Auf einem kleinen Theater in diesem Pallaste haben sich unter der vorigen Regierung oft die größten Italienischen Sänger, Farinello, Cassarello, Carestini, Mingotti und andere hören lassen. Es wird aber gegenwärtig nicht gebraucht, da der jetzige König keinen Geschmack an der Musik hat.

In einem großen Spiegelzimmer hatten wir eine artige Begebenheit: Beym Eintritte in das Zimmer trafen wir einen grünen Vogel an, der umher flatterte, als wenn er einen Ausgang suchte; die vielen Spiegel, welche ihn vervielfältigten, schienen ihn sehr verwirrt zu machen. Wir suchten ihn zu fangen, und nach vieler Mühe und nach vielem kleinen Geschrey des Frauenzimmers, daran es gemeiniglich bey solchen Gelegenheiten nicht fehlt, fieng die älteste Tochter ihn endlich; aber anstatt ihn zu behalten, lief sie augenblicklich zum Fenster, und schenkte ihm seine Freyheit. Wir mußten diese edle Handlung loben, und der Vater that es vornehmlich. Sie irren sich, sagte ich mit einer ernsthaften

haften Miene zum Vater, wenn Sie glauben, daß Ihre Tochter das aus bloßer edlen Gesinnung gethan. Er wunderte sich, und verstund meine Absicht nicht. Dieß war ein Rendezvous mit einem jungen Zauberer, setzte ich hinzu, der sich in einen Vogel verwandelt, und sie hat ihn fliegen lassen, aus Furcht ihre Schwester möchte ihn entdecken, und den ganzen Handel verrathen.

Dieser närrische Einfall hatte keine schlimme Wirkung. Wir wurden so gute Freunde, daß sie sich, ehe wir uns trennten, erboten, mir Briefe an ihre Bekannte in Madrid mitzugeben, um mir den Aufenthalt in dieser Stadt, so viel bey ihnen stünde, angenehm zu machen. So leicht kann man in andern Ländern Bekanntschaft machen, wenn man gegen Andere ein freundschaftliches aufgeräumtes Wesen bezeigt.

Der Ort Aranjuez selbst gefiel mir eben so sehr, als der Pallast und der Garten. Alle Häuser sind weiß, mit grünen Fensterladen versehen, und die Straßen laufen in gerader Linie fort. Der König giebt einem jeden, der sich anbauen, und nach dem einmal beliebten Plan, der viel einförmiges hat, rich-

ten will, den Platz umsonst. Man wird schwerlich eine regelmäßigere kleine Stadt antreffen als diese; sie nimmt täglich zu. In der Mitte derselben liegt eine artige runde Kirche und ein bedeckter Markt, welches für die Einwohner, die sich bereits auf zweytausend erstrecken, eine große Bequemlichkeit ist. Sie leben meistens vom Hofe, wenn er sich hier aufhält, und von der Miethe, welche sie alsdenn von einem Theile ihrer Häuser ziehen. Es ist zu bedauren, daß die Luft in Aranjuez in den heißen Monathen nicht gar zu gesund ist, daher es um diese Zeit nicht an Terzian- und Quartanfiebern fehlt. Der Hof bringt hier insgemein den May und Junius zu. In den übrigen Lustschlössern müssen sich die ausländischen Minister und die zum Gefolge des Königes gehören, schlecht behelfen: hier ist es aber ganz anders, weil die Vornehmen, um sich dem Könige, der Aranjuez vorzüglich liebt, gefällig zu erweisen, eigene Häuser gebauet haben.

Sonst sahe man hier eine ansehnliche Menge von Kameelen, die mehr zur Pracht als zum Nutzen gehalten wurden, sie sind aber vernachläßiget und ausgestorben. Unter

den

den beyden letzten Großherzogen von Toscana wurden auch Kameele in Florenz gehalten.

Eine genaue Beschreibung von Gebäuden und Gärten zu geben, ist nicht möglich; dazu gehört der Pinsel. Inzwischen können Sie sich aus dem, was ich gesagt habe, vorstellen, daß Aranjuez einer der angenehmsten Orte in Europa ist. Ich habe wenigstens keinen angenehmeren Aufenthalt gesehen *). Die Gräfinn d'Aunoy, welche ihn vor achtzig Jahren sahe, war bereits davon eingenommen, und seit der Zeit ist der Ort um die Hälfte verschönert worden.

*) Clarke sagt, daß das Schloß zu Aranjuez ein mittelmäßiges Gebäude ist, und den Garten hält er vor eine todte Fläche, die keine Wirkung thut. Es giebt solche unglückliche Leute, denen außer ihrem Lande nichts gefällt.

Drey und funfzigster Brief.

Kleinigkeiten, die auf Reisen und im gemeinen Leben vorfallen.

Villaverde den 6. Oct. 1760.

Ich muß diese Nacht in einem elenden Wirthshause zubringen, anstatt, daß ich in der Nachbarschaft einer königlichen Residenz statt des Strohsackes ein besseres Lager zu finden hoffte. Wenn man aus Aranjuez kommt, fährt man, vermittelst einer Brücke, über den Tagus. Diese ruhet auf fünf Schiffen, die aber so natürlich gemalt sind, daß man sie, wenn man es nicht weis, für steinerne Bogen halten sollte. Diese Schiffe werden bey gewissen Gelegenheiten höher hinauf geführt, und wie eine viereckichte Redoute zusammen gesetzt und illuminirt, da sie einen artigen Prospekt zum Vergnügen des Hofes ausmachen.

Bey dieser Brücke fängt eine von den bereits gedachten Alleen mit gedoppelten Reihen von Ulmenbäumen an. Nachdem wir eine Meile lang durch dieselbe gefahren waren, kamen wir an eine baufällige Brücke, bey der man eine andere bauete, dadurch die

Ueberfahrt

Ueberfahrt sicherer werden wird. Die neue Brücke ist ganz von weißem Marmor, so breit und prächtig, daß der Ganges selbst stolz darauf seyn könnte. Das Wasser war jetzt nur ein schmaler langsamer Bach, es wird aber sehr breit, wenn der Schnee von den benachbarten Bergen schmelzt.

Längst dem Wege von Aranjuez lag eine erstaunliche Menge von Marmorblöcken, deren Bestimmung mir niemand sagen konnte. Vermuthlich soll Aranjuez noch dadurch verschönert werden. Glücklich, wer seiner Neigung zum Bauen eine Genüge leisten kann! Wenn ich das Vermögen dazu hätte, so wollte ich Gebäude aufführen, daß das alte Kapitol und die jetzige Peterskirche in Rom Kleinigkeiten dagegen seyn sollten. Kein Bibiena sollte so prächtige Gebäude angeben, als ich ausführen würde. Meinem Bedünken nach ist nichts königlicher, als Marmor auf Marmor zu häufen, um Palläste, Tempel, Theater, Wasserleitungen und dergleichen daraus zu erbauen.

Lachen Sie mich nicht aus, daß ich meine Gedanken so offenherzig sage. Allein wenn ein jeder bekennen sollte, was für Schlösser er in der Luft bauet, so würde sich finden,

daß

daß viele eben so wenig weise sind, wenn sie gleich als kluge Männer bekannt sind.

Zwischen der gedachten marmornen Brücke und Villaverde liegen nur zwey Dörfer, Valdemoro und Pinto. Das Land umher sieht sehr unfruchtbar aus, welches abermals etwas ist, das ich in der Nähe der Hauptstadt nicht vermuthete. Ich höre die Glocken von Madrid, welches mein Herz, nach einer so langweiligen Reise durch wüste Gegenden, erfreuet.

Morgen hoffe ich ein paar Freunde, die einzigen, welche ich in Madrid habe, zu sehen. Der eine ist der Englische Consul, der andere Don Felix d'Abreu, welcher vor einigen Jahren außerordentlicher Spanischer Envoye in England war. Ich kannte beyde in London, und sie wissen, daß ich komme. Hoffentlich werden sie sich über meine Ankunft eben so sehr freuen, als ich mich, sie zu sehen.

Vier und funfzigster Brief.

Madrid, eine übelriechende Stadt, welche den Reisenden Kopfschmerzen macht. Unterricht für Reisende, welche nicht viel Geld haben.

Madrid den 7. Oct. 1760.

Ich that die drey Meilen von Villaverde bis Madrid diesen Morgen zu Fuß, um mich desto besser umzusehen.

Madrid liegt grösstentheils auf einem etwas abhängigen Boden, daher sie von der Seite, wenn man von Aranjuez kommet, gut in die Augen fället. Sie machet bey nahe einen Cirkul aus, und hält etwas über zwey Englische Meilen im Durchschnitte. Die Menge der Spitzen und Kuppeln giebt ihr von weitem ein schönes Ansehen, so wie auch einige ansehnliche Gebäude, wenn man sich nähert, die Augen einnehmen.

Ich fuhr über eine prächtige steinerne Brücke, welche Philipp II. über den Fluß Manzanares angeleget hat, in die Stadt. In einer gewissen Französischen Reise

macht

macht man sich über diese Brücke lustig, und spottet über das Verhältniß der Brücke mit dem kleinen Wasser, das unter derselben durchläuft. Allein die Franzosen halten sich gerne über das, was nicht aus ihrem Lande ist, auf. Der Manzanares läuft oft, wenn der Schnee von den Gebirgen schmelzet, gewaltig auf, und wird eine halbe Meile breit. Der König Philipp that also sehr wohl, daß er eine große Brücke anlegte, und diejenigen, welche sich darüber aufhalten, werden vielmehr selbst lächerlich.

Von der Brücke bis ans Stadtthor führet eine gerade und breite Allee, welche dem Eingange ein edles Ansehen giebet. Aber ich erschrak über den heßlichen Gestank, der mir entgegen stieg, so bald ich durch das Thor fuhr. Eine so unangenehme Empfindung läßt sich nicht beschreiben. Mir ward ganz warm von den bösen Ausdünstungen, die aus den vielen, auf den Gassen liegenden Haufen Koth entstunden, und ich empfand von dem Augenblicke an, Kopfschmerzen.

Ich stieg im Wirthshause, zum Fürsten, ab, dessen Wirth Zilio, ein lustiger Venezianer ist, und nahm mein Quartier so hoch

als

als möglich um desto entfernter von den kothigen Gassen zu seyn. Aber die ganze Atmosphäre ist so voll von Dünsten, daß man ihnen nicht entgehen kann, wenn man auch in der dritten Region wohnete. Dies hat mich so abgeschrecket, daß ich, anstatt vier Wochen hier zu bleiben, mich nur fünf oder sechs Tage aufhalten werde.

Da ich nach einer vierzehntägigen Reise, Ruhe brauchte, so blieb ich den Tag über zu Hause, und kann Ihnen also nichts von Madrid sagen, als daß es allenthalben stinket, wie die Cloaca maxima in Rom. Die wenigen Strassen, dadurch ich bis an das Wirthshaus gefahren bin, sind gerade, breit, und mit vielen gut ins Auge fallenden Häusern und Kirchen versehen. Wären sie nicht so voll Koth, daß den Fußgängern kaum ein schmaler Gang an den Häusern übrig bleibet, so würde ich Madrid für eine der schönsten Städte in Europa halten. Wegen des bösen Gestanks bereue ich es schon, daß ich hergereiset bin. Ich hatte zwar viel davon gehöret und gelesen, glaubte aber, die Sache wäre vergrößert, nunmehr überzeugen mich aber Nase und Augen der Wahrheit.

Jedoch

Jedoch anstatt meinen Widerwillen noch zu vermehren, indem ich davon rede, ist das Beste zu reisen, so bald ich kann. Bliebe ich einen Monat hier, so würden meine ganze Organen des Geruchs verdorben werden. Mein Wirth lacht darüber, und schwöret, daß seine Nase ganz daran gewöhnet ist, und daß er eben so gleichgültig in den Gassen, als im Felde gehet. Die Länge der Zeit machet, daß man sich an alles gewöhnet, mir würde es aber unmöglich seyn. Ich glaube, daß man hier in einem Monate viel Merkwürdiges hören und sehen kann, welches der Mühe werth ist, und ich werde es vielleicht in einiger Zeit bereuen, daß ich die Gelegenheit, Madrid genauer kennen zu lernen, versäumet habe, jetzo ist mir aber der Gedanke unerträglich, daß ich um meine Neugierde zu vergnügen, einen ganzen Monat diese Unbequemlichkeit ausstehen soll. Ich tadle die Spanier nicht, daß sie dieses Uebel so sehr einreissen lassen, da es beynahe nicht mehr zu heben ist; ich will mich aber fort machen, und Madrid nimmer wieder sehen, der König müßte denn das Projekt, welches auf dem Tapete seyn

soll,

soll, ausführen, und die Stadt von dem Unflathe säubern lassen. Es würde eine Herkulische Arbeit seyn. *)

Um diesen Abend zuzubringen, will ich einige Dinge zum Besten derer, die von Lissabon nach Madrid reisen, anmerken, damit sie nach Lesung dieser Briefe, mit mehrerer Bequemlichkeit reisen mögen, als ich aus Mangel des Unterrichts.

Die erste Vorsicht bey der Abreise ist, sich in Lissabon einen Paß vom Staatssekretär geben zu lassen, weil man sonst nicht weiter, als Estremor gelassen wird, und Gefahr läuft, in Arrest gesetzet zu werden. Keine Regierung ist vielleicht so vorsichtig, als die Portugiesische. Man bekümmert sich sehr genau um einen jeden, der aus dem Reiche reiset, und ankommet, und machet nicht viel Umstände, wie ich mir sagen lassen, um jemand beym Kopf zu nehmen. Man entgehet durch einen Paß nicht nur diesem Verdruß, sondern hat auch den

*) Vier bis fünf Jahre später, als dieser Brief geschrieben worden, hat der König sein Vorhaben ausgeführet, und Madrid zu einer der reinlichsten Städte von Europa gemachet.

den Vortheil, daß die Bagage von den Zollbedienten nicht visitiret wird, zumal, wenn man ihnen ein Stück Geld in die Hand stecket.

Es ist sehr unangenehm, alles durchwühlen zu lassen, und gleichwohl muß man, so wohl in Portugal als Spanien, höflich mit den Zollbedienten seyn, sonst können sie einem, wenn sie verdrießlich werden, viel Ungelegenheit verursachen. Man darf nichts im Koffer haben, das Abgaben giebet, zumal neue Wäsche, Strümpfe, Schuhe, mit einem Worte, nichts neues. Keine andre Bücher, als Portugiesische, Spanische und Italienische. Einer meiner Freunde sollte ein Englisches Buch nach Madrid bringen, klebte das Bildniß des heiligen Antonius auf den Titul, und behielte es durch diese List glücklich. Wer Englische, Französische und Teutsche Bücher, oder sonst etwas ganz neues bey sich führet, wenn man es auch nur zu seinem Gebrauch bestimmet hat, muß es, wenn die Zollbedienten auf das Visitiren bestehen, angeben, ehe sie anfangen, sonst wird es ihm gereuen.

Wenn man einen Paß hat, so thut man wohl, Fuhrleute aus Aldeagallega zu miethen, weil die aus Lissabon nur auf der Westseite des Tagus bekannt sind. Die aus Aldeagallega sind an der Ostseite besser, theils, weil sie ihre Mauleſel und Wagen an gedachtem Orte haben, theils, weil sie beständig auf der Strasse nach Madrid liegen, und daher besser, als die aus Lissabon, mit allem bekannt sind. Ueberdieses läßet sich besser mit ihnen handeln.

Man machet den Contrakt schriftlich mit ihnen, und zahlet insgemein im Sommer sechzig Thaler, und im Winter siebenzig Thaler. Man muß nicht vergessen den Umweg über Toledo und Aranjuez einzubedingen, da es ein paar sehenswürdige Oerter sind.

Wenn der Contrakt geschlossen ist, so sagen sie insgemein, daß man zu Puerto del Truxillo Ochsen gebrauchet, um den Wagen den steilen Hügel hinan zu ziehen. Ich ließ mich dadurch bereden, ihnen noch überdieses zwey bis drey Crusados zu geben, damit sie für die Ochsen sorgen sollten. Zu Truxillo gaben sie vor, daß keine Ochsen bey der Hand wären, und behielten das

Geld. Die Folge davon war, daß meine Chaise umwarf. Es ist also am besten, das Geld zu behalten, und erst wenn man bey Truxillo ankommet, ein paar Ochsen durch die Fuhrleute bestellen zu lassen, wofür man den beyden Männern, welche sie bringen, und einem über diesen gefährlichen Weg helfen, einen Crusados bezahlet.

Ich hielte es für sehr beschwerlich, auf einer langen Reise allerley Bedürfnisse mit mir zu schleppen. Anstatt ein Bette und verschiedenes Küchengeräthe mit zu nehmen, wie mir viele gerathen hatten, ließ ich es, in Ansehung des Essens aufs gerathewohl ankommen, und nahm nur einen Strohsack und Bettücher mit. Wer aber eigensinniger ist, muß Löffel, Messer, Gabel, Gläser, Handtücher, einen Topf zum Kochen, einen Leuchter, und einige Wachskerzen mitnehmen.

Hat man einen Bedienten, der etwas kochen kann, so ist es um so viel besser, sonst muß man sich so gut behelfen, als man kann. In den Wirthshäusern trift man selten etwas anders an, als trockne Erbsen und Bohnen, die in Oel und Pfeffer gekochet sind, und eine Schüssel mit

Stock-

Stockfisch und Sardellen, gleichfalls in Oel und Pfeffer. Auf dem ganzen Wege findet sich kein Quentgen Butter, ausgenommen, in Aranjuez. Wer damit nicht zufrieden ist, muß sich in jeder Stadt Wildprett und Geflügel kaufen. Ich fand es allenthalben im Ueberflusse, zumal herrliche Rebhüner. Frische Eyer findet man gleichfalls an den meisten Orten. Wer keinen Bedienten hat, kann allenthalben eine Frau nehmen, welche für eine Kleinigkeit die Küche beſorget.

Ihre Küche ist sonderbar. Wenn sie braten wollen, so stecken sie das Geflügel an einen kurzen Handspieß, und drehen ihn über die Flamme herum, welche von Roßmarien und Tymian, daran das Land auf diesem Striche einen großen Ueberfluß hat, gemachet wird. Es schmecket so schlecht nicht, als man denken sollte, zumal, wenn der Hunger dazu kommet, und daran fehlet es nicht, da die Luft rein ist und zehret. So verfähret man durchgehends in den schlechten Wirthshäusern auf der Strasse: In den großen Städten, Badajoz, Talavera, Merida und Toledo, ist die Manier nicht so tartarisch. Ein Bratenwender

würde in einer Küche ein Wunderding seyn, und die Leute herbey locken, so wie meine Uhr die Kinder zu Talaverola.

Reiset man zu einer Jahreszeit, da es Früchte giebet, so thut man wohl, einen Korb mit zu nehmen. Man findet fast in jedem Hause Weintrauben, Feigen, und Melonen, welche bey der oftmals beschwerlichen Hitze eine angenehme Erfrischung sind. Ich habe die Bauren in Portugal und Spanien sehr gefällig gefunden. Sie fülleten mir meinen Korb, wenn ich bey den Weingärten vorbey fuhr, gern um einen Real, manche wollten gar kein Geld nehmen, ob sie mir gleich so viel gegeben hatten, als in England eine Guinee kosten würde. Es ist ein wahres Glück, daß die Bauren in schlecht bewohnten Gegenden insgemein sehr gefällig sind, und geben was sie haben. Wo man aber eine jede Kleinigkeit ins Geld setzen kann, da muß man auch jede Kleinigkeit bezahlen.

Man mag ein Bette oder eine Matrazze bey sich führen, so thut man wohl, erst rein auskehren, und das Bette mitten in der Stube aufschlagen zu lassen, weil es in diesen warmen Ländern eine

große

große Menge Ungeziefers giebet, das einen sehr plaget.

Manche stellen sich das Reisen in entfernten Ländern sehr gefährlich vor, und glauben, daß es allenthalben Räuber und Mörder giebet. Ich habe auf allen meinen Reisen in Europa, nichts dergleichen angetroffen. Doch ist es der Klugheit gemäß, geladene Pistolen bey sich zu führen, und solche sehen zu lassen, wenn man einkehret. Mein Battista hatte über dieses einen Hirschfänger, und eine Büchse. Der gemeine Mann waget sich nirgends sehr an Fremde, so bald er den geringsten Widerstand zu befürchten hat, folglich ist man sicher, wenn man Gewehr bey sich führet.

Insonderheit muß man bey warmer Witterung nicht vergessen, einen Schlauch bey sich zu führen. Man trift an vielen Orten in Spanien und Frankreich guten Wein an. Man füllet ihn mit den besten Gattungen, und kühlet ihn in einem Fluß oder Bach ab. Ich habe alle fliessende Gewässer von Aldeagallega bis Madrid sehr kalt gefunden. In wenigen Minuten machen sie den Wein frisch. Man muß aber nicht zugeben, daß die Fuhrleute so oft

davon trinken, als es ihnen einfället, sonst werden sie zu dreiste, zänkisch und schläferig, wozu sie ohnehin schon mehr, als zu geneigt sind. Sie schlafen leicht auf ihren Mauleseln, und setzen den Reisenden und sich selbst in Gefahr. Daher ist es rathsam, wenn man sie ja nicht munter erhalten kann, selbst wachsam zu seyn, zumal, wenn man in den Gebürgen umher reiset. Die Maulesel gehen zwar sehr sicher, und scheinen gleichsam Verstand zu haben, wenn Gefahr vorhanden ist, man muß sich aber doch selbst in Acht nehmen.

An Bettlern fehlet es nicht, insonderheit giebet es einige in Estremadura, die ausser dem noch schmutzige Kruzifixe und heilige Bilder mit sich umher schleppen. Wenn man diese nicht küssen will, so muß man auch nichts geben, weil ihnen mehr um ihre Heiligen zu thun ist, als wenn man ihnen ein paar Pfennige giebet. Heißet man sie mit guten Worten gehen, so geben sie sich zufrieden, giebet man ihnen aber ein noch so ansehnliches Almosen, und weigert sich, ihre Bilder zu küssen, so schimpfen sie gewaltig.

Man muß sich mit einigen vorräthigen Stricken versehen, sonst kann man benöthigtenfalls in einem Lande, wo nichts zu haben ist, in große Verlegenheit gerathen. Es ist auch sehr gut, Nägel und Hammer bey sich zu führen, und dann und wann, zumal in steinigten Wegen nach den Koffern zu sehen.

Dies scheinen Kleinigkeiten, ihre Vernachläßigung kann aber unangenehme Folgen haben. Xenophon hat es der Mühe wehrt geachtet, anzumerken, daß Cyrus für einen Vorrath von Riemen bey seiner Armee sorgete, auf daß die Soldaten ihre Sachen zusammen binden konnten. Wer Geld genug hat, und um den langsamen Schritt der Mauleſel zu vermeiden, frische Mauleſel mit Fuhrleuten, auf allen Stationen voraus schicken kann, der wird die Reise, darauf ich vierzehn Tage zubrachte, in fünf bis sechs Tagen vollenden.

Man muß über die vielen Unbequemlichkeiten auf dieser Strasse nicht verdrießlich seyn. Sie hat ihr Angenehmes und Schlimmes. Es ist nicht nur ein Vergnügen, die Lebensart der Einwohner auf diesem Striche kennen zu lernen, sondern man

kann auch auf dem ganzen Wege alle Abend einem Tanz zusehen, welches für ein aufgereimtes Gemüth nichts geringes ist, wenn man erweget, daß die Personen, wärend der Zeit, daß sie sich damit beschäftigen, gleichsam alles Elend vergessen. Andere vergnügt zu sehen, erreget in uns selbst nothwendig angenehme Empfindungen. Wo man des Abends einkehret, findet sich allemal jemand, welcher die Guitarre spielet, ist keiner da, so kann man gleich jemand für eine Kleinigkeit haben, um den sich die Jugend des Orts versammlet, dadurch verstreichet ein Theil der Zeit angenehm, wenigstens habe ich es einige Abende auf diese Weise gemachet.

Fünf

Fünf und funfzigster Brief.

Liſt der Königinn. Das Königliche Schloß. Viele Gemälde. Miſſale in Atlas Format. Charakter der Spanier. Beſchreibung einer Tertulia.

Madrit, den 8. Oct. 1760.

Geſtern ließ ich meinem guten Freunde dem Don Felix de Albreu meine Ankunft wiſſen, und mir auf den folgenden Tag eine gute Spaniſche Mahlzeit ohne Franzöſiſche Ragouts, ausbitten. Er ließ mir ſagen, daß es ihm angenehm ſeyn, und daß er mich den andern Tag früh abholen würde.

Er that dieſes, und führte mich zuerſt in den Königlichen Pallaſt, den ich neugierig zu ſehen war, weil ſein Anſehen mir bey der Ankunft ſehr in die Augen fiel, und Sacchetti, deſſen Baumeiſter, meines Vaters vertrauter Freund geweſen. Sie lerneten die Baukunſt bey dem bekannten Sicilianiſchen Meiſter Don Philipp Juvara, der ſo viele Beweiſe ſeiner Kunſt in Turin hinterlaſſen. *) Ehe ich Ihnen aber einen Begriff

*) Juvara hat ſich aber mehr durch gezwungene und

Begriff von diesem Gebäude zu geben suche, muß ich erst die Ursache melden, warum des Sacchetti Riß, und nicht der von Juvara gewehlet wurde.

Im Jahr 1734. brannte der Königliche Pallast, ich weis nicht durch was für einen Zufall, ab. Dem König ward Juvara, als einer der geschicktesten damaligen Meister vorgeschlagen, er bat sich also denselben vom Könige von Sardinien, in dessen Diensten derselbe seit vielen Jahren stand, aus. Als Juvara ankam, mußte er ein Modell machen. Indem er damit beschäftiget war, fiel es der Königinn Elisabeth, aus dem Hause Farnese, welche den König gänzlich regierte, ein, einen Krieg anzufangen, um ihren Sohn, dem Don Carlos, Neapel und Sicilien zu verschaffen. Sie glaubte also, daß man die vom Könige zu dem

und übertriebene Erfindungen hervor gethan, als daß er der edlen und simplen Griechischen Architektur nachzuahmen gesuchet hätte. Von dieser Seite verdienen seine Werke durchgehends getadelt zu werden, und sind deswegen von Anfängern in der Baukunst, nicht als Muster anzusehen. Anm. des Ueb.

dem neuen Schlosse bestimmten Millionen besser zum Kriege anwenden könnte.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Königinn dem Juvara keine Nachricht von diesem Plane gab, und er war nicht politisch genug, um nur das geringste davon zu muthmassen. Er arbeitete also mit gröſstem Fleisse an dem Modell, und zweifelte um so weniger an dessen Ausführung, weil die Königinn zum Schein die Beschleunigung seiner Arbeit verlangte. Es erforderte Zeit; als der Baumeister es dem Könige endlich überreichte, überredete der erste Minister Patinno, dem die Königinn ihre Absicht heimlich anvertrauet hatte, und der auf ihrer Seite war, den König, daſs die Wohnung für einen Spanischen Monarchen zu schlecht wäre, und rieth einen gröſsern und prächtigern verfertigen zu lassen.

Der König lieſs sich durch diese Schmeicheley des Patinno hintergehen, zumal, da die Königinn seiner Meinung beyflichtete, und Juvara freuete sich über den Befehl des Königes, da er es als eine Gelegenheit ansahe, seine äuserste Kunst und sein Genie zu zeigen. Er brachte drey Jahre auf ein

anders

anders zu, und lieferte eines, das seiner Meinung nach so wohl wegen der Größe als der Pracht, nicht verworfen werden könnte. Der ganze Hof bewunderte sein großes Genie, als er aber den Anschlag übergab, welcher sich auf zwanzig Millionen Thaler belief, machten die Königinn und ihr Vertrauter den Einwurf, daß des Königes Finanzen dazu nicht hinlänglich wären. Der arme Juvara mußte also einen dritten Entwurf machen, der das Mittel zwischen den beyden ersten seyn sollte.

Er durfte gegen diesen Befehl nichts einwenden. Indem er sich damit beschäftigte, brach der so lange zum Endzweck gehabte Krieg aus, die Spanischen Dublonen flogen nach Italien, und niemand dachte mehr an den Juvara und seine Modelle. Wenn er bey Hofe erschiene, durfte er kaum des Baues erwehnen, und wenn er dem Könige etwas von seinen neuen Rissen vorlegte, machte Patinno so viel Einwürfe, daß er endlich aus Verdruß starb, vermuthlich, zum großen Vergnügen des Ministers, der sein zweytes Modell so sehr gelobt hatte.

Nach seinem Tode erkundigte sich der König, dem gleichwol ein neuer Pallast

sehr

sehr am Herzen lag, ob Juvara keinen Schüler hinterlassen, um die Anschläge seines Meisters auszuführen. Juvara hatte zweene, den Sacchetti und meinen Vater. Sacchetti ward für den besten gehalten, und nach Madrid verschrieben. Er lieferte das Modell zu dem jetzigen Pallaste, welches angenommen ward, zumal, da der Krieg zu Ende gieng. Der König war voll Ungeduld, und befahl, man sollte aller Schwürigkeiten des Ministers ungeachtet, den Bau anfangen. Es ward so langsam damit fortgefahren, daß es schien, als wollte man ihn niemals zu Ende bringen. Sobald aber der Friede geschloßen war, betrieb die Königinn selbst den Bau dergestalt, daß Sacchetti das Vergnügen hatte, ihn geschwinde fortgeführt zu sehen. Er lebet noch, jedoch so alt und in so schwächlichen Umständen, daß ich ihn schwerlich werde besuchen können, weil er niemand vor sein Bette läßet, das er bereits lange hütet. In fünf bis sechs Jahren wird der Pallast vom Könige bewohnet werden können.

Diese Anekdote, wäre vielleicht nie bekannt geworden, wenn der jetzige König

solche, als er von Neapel kam und diesen Pallast zuerst sahe, nicht selbst an einige von seinem Hofe erzählet hätte. Ich glaube, daß sie sonderbar genug ist, da man daraus die Macht und Regierſüchtigkeit der Königinn Elisabeth, die List des Ministers, und Leichtgläubigkeit eines Künstlers kennen lernet.

Eine genaue Beschreibung von des Sacchetti Gebäude, kann ich Ihnen nicht geben, genug, wenn ich Ihnen sage, daß der Plan ein genaues Viereck ist, dessen vier Seiten einander fast gleich sind. Das erste Stockwerk hat auf jeder Seite ein und zwanzig Fenster. Vor demselben lieget ein viereckiger Platz, und hinter demselben ein weites Feld. Die eine Seite stehet gegen die Stadt, und die andere hat einen schönen Prospekt über die umliegende Gegend. Es hat ein dreyfaches Kellergeschoß, und fünf Stockwerke über der Erde. Die Keller sind so kalt, daß ich mich in einige nicht hineinzugehen getrauete, ich glaubte in einer Eisgrube zu seyn. In dem untersten Kellergeschoß werden die Victualien aufbewahret, im zweyten sind die Küchen, und im dritten wohnet alles, was zur Küche gehöret.

Dies

Dieß dreyfache Geschoß ist so gut angegeben, daß es keinem gänzlich an Licht fehlet. Die große Tiefe macht es aber so feuchte, daß sich der Kälte ungeachtet, eine Menge Scorpionen, Spinnen, und andere bisher in Madrid unbekannte Insekten, darinn erzeugen, welche mit der Zeit das ganze Geschoß anfüllen werden. *) Die Zimmer für die Küchenbediente sind hoch und helle, man sollte glauben, sie wären für vornehmere Personen bestimmet. Ich habe die Stuffen von der Erde bis in die untersten Keller nicht gezählet, aber die Anzahl muß bey diesem merkwürdigen Kellergebäude nicht geringe seyn, weil man im Heraufsteigen davon ermüdet wird.

Da die Zimmer unter der Erde groß sind, so kann man sich leicht vorstellen, daß die über der Erde es nicht weniger sind. Im Bodengeschosse wohnen einige der vornehmen Hofbedienten. Darüber sind die Zimmer des Königes; im dritten Stocke wohnen der Bruder des Königes und die königlichen Kinder, im vierten und fünften

*) Dieß geschahe einige Zeit hernach, da dieser Brief geschrieben worden.

ten die übrigen zum Gefolge gehörigen Personen.

Die obern Stockwerke waren noch nicht fertig, sondern mit Gerüsten, Materialien und Werkzeugen der Arbeiter, deren Anzahl sich auf siebenhundert erstreckte, angefüllet. Ich konnte also nicht viel daran sehen, aber doch so viel schließen, daß der König hier künftig eben so prächtig, als irgend ein anderer Monarch wohnen wird, zumal, wenn die beyden Flügel, welche den viereckigen Platz vor dem Pallaste einschliessen sollen, künftig dazu kommen.

Einige der Königlichen Zimmer sollen von ein paar Italienern, dem Corrado und Tiepolo, andere von einem Deutschen Meister, Mengs, noch andere von einem Franzosen, Bayeu, und wiederum andere von einem Spanier, Velasquez, gemalet werden. Die Nacheiferung wird machen, daß sie ihr möglichstes thun werden. Corrado hat eine lebhaftere und feurigere Einbildungskraft, als die übrigen. Aber Mengs übertrifft alle sehr weit. Hat er gleich etwas weniger Lebhaftigkeit, so ist seine Zeichnung weit richtiger, und sein Kolorit bezaubernd. Der König hält ihn für den größten jetztlebenden

benden Meister; und da der König von Jugend auf in Zimmern gewohnt, darinn die besten Gemälde gehangen, so ist sein Geschmack von nicht geringem Gewichte, wenn gleich viele ihn für keinen Kenner halten. Einige Decken sind mit Schnitzwerk, Vergoldungen, Stuccaturarbeit, und andere noch auf andere Arten verziert. Doch ist alles, wie gesagt, noch sehr unordentlich, weil nichts fertig ist.

Manche Wände, zumal in des Königes Zimmern, sind mit allerley Arten von Spanischen Marmorn eingelegt. Die Andalusischen nehmen insonderheit eine vortreffliche Politur an, und sehen so schön aus, als manche Arten aus dem Alterthum. Die eingelegte Arbeit ist vortrefflich, und unmöglich zu beschreiben. Sie ist theils von allerley Indianischem Holze, theils von seltenen Steinen und Marmorn, die man in Spanien und Italien findet, gemacht.

Außer den kostbaren Tapeten und Meublen, die zum Theil schon in den königlichen Zimmern anzutreffen sind, besitzt der König eine erstaunliche Sammlung der herrlichsten Gemälde von Italienischen und Niederländischen Meistern, die zum Theil für diese Zim-

mer bestimmt sind. Man zeigte mir herrliche und wohl erhaltene Bilder von Tizian, Raphael, Giordano, Van Dyck, Rubens und von den Spanischen Ministern, Velasquez und Murillo, welche mit Recht in hohem Werthe gehalten werden. Hoffentlich wird der König, wenn der Pallast fertig seyn wird, zum Besten der Liebhaber die Risse desselben in Kupfer stechen, und ein Verzeichniß von den Gemälden drucken lassen.

Was mir am meisten in die Augen fiel, war der Eingang des großen Thores und der königlichen Kapelle. Er ruhet auf hohen steinernen Säulen, im Italienischen und nicht nach Französischem Geschmack, nemlich daß der König bedeckt aus dem Wagen steigen kann, da er sich z. E. in Versailles gefallen lassen muß unter freyem Himmel naß zu werden, wenn er im Regen ausfährt.

Die königliche Kapelle ist ebenfalls viel schöner, als die zu Versailles. Es sind keine Kosten daran gespart, sie zu einer der kostbarsten in der Welt zu machen. Sie ist kostbar und zugleich mit Geschmack angelegt. Es wird bereits Messe darinn gehalten. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich über der Thüre las: Heute wird eine Seele aus dem

Fegefeuer

Fegefeuer erlöset; weil nemlich eine Messe gelesen ward, welche diese wunderbare Wirkung hervorbringen sollte. Ich habe bey meinem zehenjährigen Aufenthalte in England nicht vergessen, wie kräftig die päbstlichen Indulgenzen sind, habe aber nie bemerkt, daß die Priester in Italien ihrer Sache so gewiß sind, als die Spanischen, wie die Innschrift lautet. Da die Messen hier aber so kräftig und unfehlbar sind, so thut der König sehr löblich, beständig Messe lesen zu lassen, auf daß dieser Ort der Quaal gleich wieder leer wird, wenn er voll ist.

Die Sakristey ist bereits fertig, und mit verschiedenen der besten Italienischen Gemälde geziert.

Als ich mich über die große Anzahl der Italienischen und Niederländischen Malereyen wunderte, sagte mir Don Felix, daß solche in vorigen Zeiten nach und nach von den Vicekönigen aus Neapel, und von den Statthaltern in Flandern und Mayland, die solche sorgfältig gesammlet, herüber geschickt worden. Dieß ist ein guter Grund für die große Anzahl derselben, welche so groß ist, daß wenn man sie an einem Orte aufstellen wollte, die Gallerien im Luxemburg und im

Pallaste des Herzoges von Orleans zu Paris gar nicht damit zu vergleichen seyn würden. Es befinden sich hier auch viele Stücke aus der Sammlung des unglücklichen Königes von England, Karls I. die von seinen Unterthanen auf eine niederträchtige Art verschleudert worden.

Außer den Gemälden, die dadurch aus England gekommen, und außer den von den Vicekönigen nach Spanien geschickten, ließ Karl V. den berühmten Tizian nach Madrid kommen, der hier und im Escurial größere Denkmale seines Pinsels, als selbst zu Venedig, hinterließ. Ferner haben Jakob Bassano, Giovanni da Bergamo, Giacomo Trezzo, die beyden Leoni von Mayland, Lucchetto von Genua, Pellegrini von Bologna, Zucchero, Luca Giordano und verschiedene andere, welche unter der Regierung der drey Philippen sich lange in Spanien aufgehalten, und unzählige Beweise ihrer Kunst in Madrid, im Escurial, zu Aranjuez, zu St. Ildefonso und anderer Orten geliefert.

Auf dem Platze unter der Orgel liegen siebenzig Missale, darinn alles, was im Jahre von der zahlreichen königlichen Kapelle gesungen wird, enthalten ist. Sie sind alle

im größten Folioformat, prächtig eingebunden, und auf Pergamen geschrieben. Sie stehen auf kupfernen Rollen, daß man sie auf dem Platze, wo sie aufbewahrt werden, leicht aus und einschieben kann.

Man bewundert die herrliche Miniaturmalerey am Rande der Blätter billig daran. Insonderheit übertreffen die vom Don Luis Melendez alles, was man in dieser Art schönes sehen kann. Er lebt noch, aber wie man mir sagt unbekannt, und in armseligen Umständen, weil der König Ferdinand und die Königinn Barbara, die ihn lange arbeiten lassen, ihn nicht versorgt haben. Es ist zu bedauern, wenn es sich so verhält. Ein so großer Künstler würde in England in kurzer Zeit sein Glück gemacht haben.

Der Hof des königlichen Pallastes ist von so großem Umfange, daß funfzig Kutschen darinn umlenken können, ohne sich im Wege zu seyn. Er ist mit einer großen Gallerie umgeben. An der auswendigen Seite des großen Thorweges und an der Hauptseite des Gebäudes stehen acht Statuen zu Fuß auf hohen Postementen, die zum Theil alte Römische aus Spanien gebürtige Kayser vorstellen. Sie sind über Lebens-

größe; da sie aber nach Proportion des Pallastes nicht kolossalisch genug sind, so sollen sie weggenommen werden *).

Nachdem ich vier Stunden mit Besehung des Pallastes zugebracht, gieng ich zu meinem andern Freunde, dem Englischen Consul, und brachte ein paar Stunden mit ihm zu. Wir unterhielten uns insonderheit von dem Zustande der Litteratur in Spanien, mit der ich gerne etwas bekannt seyn möchte, wiewohl mir die Kürze der Zeit es nicht erlauben wird. Darauf fuhr ich mit dem Don Felix etwas in der Stadt herum, und sahe verschiedene wohlgebauete aber kothige Gassen, welches meine Kopfschmerzen vermehrte, und meinen Appetit verminderte. Nunmehr begaben wir uns nach seinem Hause, um die Spanische Mahlzeit einzunehmen. Die Gesellschaft bestund aus fünf Personen: Don Felix, sein jüngerer Bruder, der ein Officier ist, ein paar Spanier und ich. Wir redeten über Tische hauptsächlich von dem königlichen Pallaste und dem jetzigen Kriege. In Ansehung des erstern waren wir alle einig, daß es eines der herrlich-

sten

*) Dieß geschahe auch wirklich, bald nachdem dieser Brief geschrieben worden.

sten Gebäude in Europa werden wird, und was den Krieg betrifft, so war keiner gut Französisch gesinnt, und sie hofften, daß der Französische Hof Spanien nimmer auf seine Seite bringen würde, zumal da die Englischen Waffen zu Lande und zur See so glücklich wären.

Don Felix, der eilf Jahre in einem öffentlichen Posten in England gestanden, und die Macht der Nation so gut als einer der Spanischen Minister kennt, kann den Gedanken eines Krieges mit derselben nicht ausstehen, ob sich Spanien gleich durch den Stolz der Englischen Minister, und durch die Dreistigkeit der Englischen Zeitungsschreiber und Journalisten, wegen eines Französischen Schiffes, das ein Englischer Kaper im Angesichte der Spanischen Küste genommen, und welches man in Spanien für eine unrechtmäßige Prise erkannt, wohl dazu reizen lassen könnte. Die Engländer haben uns, sagte Don Felix, mehr als einmal, sowohl in Europa, als in Westindien, Gelegenheit gegeben einen Krieg anzufangen; ich halte es aber dennoch für das Beste stille zu sitzen. Die Französische Flotte ist fast völlig ruinirt, und es wäre eine Großprahlerey, zu behaup-

ten, daß unsere Flotte es allein mit der Englischen aufnehmen könnte. Dieß ist seine Meynung; er gesteht aber offenherzig, daß er im königlichen Rathe einen sehr geringen Einfluß hat, ob er gleich ein Mitglied des Kriegsrathes ist, und daß er glaubt, man werde bald einen entgegen gesetzten Entschluß fassen *).

Doch ich will die Politik bey Seite setzen. Ich konnte nur von einem einzigen Gerichte essen, nicht aus Ekel für die Spanische Küche, und als wenn die übrigen zu schlecht gewesen wären, sondern weil mir der Appetit von dem Kothe und dem Gestanke vergangen war. Ich sehe schon, ich werde weder die Leckerbissen, noch die guten Gesellschaften in Madrid genießen können, sondern forteilen müssen, ob gleich meine Freunde auf die Ausführung des ersten Plans, einen Monath hier zu bleiben, dringen.

Nach geendigter Mahlzeit gieng die Flasche nicht, wie in England, umher, sondern wir nahmen eine Tasse Kaffee und einen Trunk Maraschino zu uns. Ich überließ

es

*) Dieß geschahe bald darauf, indem Spanien sich in den Krieg mengte, wovon es großen Schaden, und Frankreich keinen Vortheil hatte.

es darauf der übrigen Gesellschaft, den Frieden unter den kriegführenden Mächten zu schließen, und gieng mit dem Don Felix zu einigen von seinen Bekannten, denen er meine Ankunft gemeldet hatte. Sie nahmen mich alle so auf, daß ich mein Vorurtheil von dem ernsthaften zurückhaltenden Wesen und ihrem durch die Ceremonien beschwerlichen Umgange fahren ließ. So bald die gewöhnlichen Complimente vorbey waren, redeten sowohl die Männer als Frauensperso-nen mit vieler Lebhaftigkeit unter einander, und schienen mich als einen alten Bekannten anzusehen.

Ein anderes Vorurtheil, welches ich sonst hegte, und die Eifersucht der Spanier betraf, fand ich ebenfalls ungegründet. Ich sahe heute beynahe dreyßig Frauenzimmer in einer Tertulia, welche so dreist und ungezwungen redeten, und mit denen sich eine jede Mannsperson in ein Gespräch einlassen konnte, daß ich meine Meynung von der Eifersucht der Spanier nothwendig ablegen muß. Es ist wahrscheinlich, daß einige diesen Fehler haben, daß er aber ihrem Charakter durchgängig eigen sey, kann ich nunmehr sicher widersprechen, nachdem ich so viel ge-

sehen

sehen habe. Sie werden mir Recht geben, wenn Sie meine Nachricht von einer Tertulia, der ich heute Abend beygewohnt habe, lesen werden.

Die Spanierinnen pflegen ihre Bekannten etliche mal in jedem Monathe zu sich zu bitten. Einige thun dieses seltener, und andere öfterer. Diejenige, welche eine solche Gesellschaft halten will, giebt zu dem Ende allen ihren Bekanntinnen Nachricht, daß sie an einem bestimmten Abend eine Versammlung oder Tertulia anzustellen Willens sey; diese sagen den Männern, die sie kennen, daß sie an dem oder dem Tage zu einer Tertulia eingeladen sind, welches zugleich eine Einladung ist, daß die Männer sich auch einstellen sollen. Eine Anverwandtinn des Don Felix erklärte mir diese Spanische Mode, als wir sie in eine solche Tertulia begleiteten.

Als wir mit ihr vor dem Hause der Dame, wohin sie uns führte, aus dem Wagen stiegen, bemerkte ich, daß die Hausthüre aufstund, und daß kein Thürhüter da war, wie in England gebräuchlich ist. Zween von ihren Bedienten, die hinter dem Wagen mit Fackeln stunden, leuchteten uns eine breite

Treppe

Treppe hinan. Der Herr vom Hause empfieng uns an der Thüre des vordersten Zimmers, führte unsere Dame in das Zimmer, wo die Frau vom Hause sich mit der Gesellschaft, die schon vorher gekommen war, befand, und machte mir darauf einige Komplimente, die man den Fremden gewöhnlicher Weise zu machen pflegt.

In dem Zimmer, in welches Don Felix und ich geführt wurden, trafen wir viele Herren in besetzten Kleidern an, die theils stunden, theils saßen, theils redeten, theils zuhörten, wie es in großen Gesellschaften zu gehen pflegt. Eine halbe Stunde darauf brachten uns einige Bedienten Erfrischungen, nachdem sie solche zuvor im Zimmer der Damen herum präsentirt hatten. Der erste Bediente gab einem jeden einen silbernen Teller, und der folgende bot einem jeden auf silbernen Präsentirtellern eine Art von Zuckergebackenem an, dergleichen ich nirgends gesehen habe. Es war sehr leicht, und so voller kleinen Löcher, wie ein Schwamm. Wir nahmen jedweder ein Stück nebst einem Glas Limonade, setzten es auf unsern Teller, und tunkten das Gebackene hinein, welches augenblicklich darinn zergieng. Darauf

tranken

tranken wir eine Tasse Chocolade, und die Bedienten holten zuletzt die Tassen und silbernen Teller wieder.

Nach einer Unterredung von einer halben Stunde trat die Frau vom Hause, in Begleitung aller übrigen Frauenzimmer, herein. Wir stellten uns in zwo Reihen; als sie zu mir kam, präsentirte der Herr vom Hause mich ihr, da sie mir mit einer freundlichen Miene einige Höflichkeiten sagte. So wie die übrigen durch das Zimmer giengen, bemühete sich ein jeder seinen Bekanntinnen eine kleine Schmeicheley zu sagen. An unser Zimmer stieß ein anderes, in welches sich die Damen ohne Unterschied und ohne alle Ceremonien, sie mochten alt oder jung, verheyrathet oder unverheyrathet seyn, begaben. Wir folgten ihnen nach, und fanden sie alle auf dem Estrado sitzen, welches ein Sitz wie eine Bank ist, der rings umher an allen vier Wänden des Zimmers läuft.

Im Winkel des Zimmers stand ein großer Tisch mit kalten Speisen, Pasteten, Braten, Schinken, Wildpret und Geflügel, allerley Sallat, Caparrones, (eine Art von Kapern, in der Größe einer Lampertnuß), Zebrero, (eine Gattung Käse aus dem Königreiche Gallicien),

Gallicien), u. s. w. welches eine reichliche und zierliche Collation ausmachte.

Der Herr vom Hause fieng nebst einigen andern an vorzuschneiden, da wir übrigen inzwischen Servietten, deren ein ganzer Stoß auf einem andern Tische lag, holeten, und auf dem Schooße der Damen ausbreiteten. Darauf brachten wir ihnen Messer, Gabeln, Teller, und was sie sich von Speisen ausbaten. Indem sie aßen, stunden wir bey ihnen, und unterhielten sie so gut wir konnten; ein jeder war hierbey auf eine anständige Art munter, scherzhaft und frey, so daß ich mich kaum erinnere, einen angenehmeren Auftritt in meinem Leben gehabt zu haben.

Sie können sich leicht vorstellen, daß unter der Menge Frauenzimmer nicht alle jung und schön waren. Keine hatte inzwischen Ursache die Abwesenheit der andern zu wünschen; alle wurden ohne den geringsten Vorzug bedient, welches mir ein sehr merkwürdiger Beweis der Spanischen Höflichkeit schien. So lange die ganze Mahlzeit währete, ließ sich kein Bedienter blicken. Sie aßen alle mit gutem Appetit, und tranken Wasser.

Als die lustige Mahlzeit, und das war sie in der That, vorbey war, stunden alle Frauenzimmer auf, um der Dame vom Hause in ein größeres Zimmer zu folgen, und ließen uns zurück. Kaum waren sie fort, so fielen wir über die Ueberbleibsel her, und verzehrten sie unter solchen munteren Scherzen, als man nirgends wie hier antrifft. Eine Gesellschaft lustiger Venezianer ist in Vergleichung meiner Spanier in dieser Tertulia ernsthaft zu nennen.

Nach der Regel folgt nach der Mahlzeit ein Concert, welches theils von gedungenen Musikanten, theils von einigen aus der Gesellschaft, die ein Instrument spielen können, gegeben wird. Einige von den Frauenzimmern würden dabey gesungen haben, und darauf wäre ein Ball gefolgt, weil eine Tertulia aus einer Mahlzeit, Concert und Ball besteht. Da aber die Königinn gestorben, und folglich alles Tanzen und die Musik verboten ist, so mußten die Karten diesen Abend zum Zeitvertreibe dienen. Es stunden einige Spieltische im Zimmer, an welchen Manilia, eine Art von Quadrille, gespielt wurde.

Die Frau vom Hause zog mich, als einen Fremden, an ihren Tisch, und lachte herzlich, wenn ich, als ein Anfänger, in diesem Spiele einige Fehler machte. Aber so viel ich bemerkte, gab niemand sehr auf das Spiel Acht; die Spanier reden lieber, als daß sie spielen. Kartengeld für die Bedienten zu geben, ist in Madrid nicht üblich. Um eilf Uhr gieng die Gesellschaft aus einander, und zwar, wie man in Italien sagt, alla Spagnola, das heißt, ohne vom Herrn und der Frau vom Hause, oder sonst von jemand, Abschied zu nehmen. Don Felix brachte mich um Mitternacht in mein Wirthshaus, mit dem Versprechen, mich den folgenden Morgen früh abzuholen.

Sechs und funfzigster Brief.

Kirchen, Klöster und Hospitäler. Neigungen der Königinn Barbara. Art sich in Madrid zu kleiden. Santa Hermandad. Verbotene Bücher.

Madrid den 9. Oct. 1760.

In keiner Stadt sind, nach Proportion ihrer Größe, so viel geistliche Gebäude anzutreffen, als in Madrid, das einzige Rom ausgenommen. Außer zwölf Pfarrkirchen zählt man noch über hundert andere Kirchen, eine Menge von öffentlichen Kapellen und Oratorien, vierzig Mönchs- und dreyßig Nonnenklöster, zehen Seminarien zur Erziehung der Jugend beyderley Geschlechts, und siebenzehn Hospitäler.

Daß die Stadt eben so fromm seyn würde, wenn gleich nicht so viel geistliche Gebäude vorhanden wären, will ich gerne einräumen. Daß manche aus einem falschen und abergläubischen Religionseifer aufgeführt worden, ist ein nicht ungegründeter Vorwurf, den die Protestanten insgemein den Römischkatholischen machen. Sie mögen aber doch auch erwegen, daß unter den hiesigen geistlichen Gebäuden allein fünf Hospitäler

täler für fremde Nationen, nemlich für die Italiener, Franzosen, Portugiesen, Niederländer und Irrländer, darunter die Engländer und Schottländer gleichfalls begriffen werden, anzutreffen sind. Die Spanier verdienen von jedermann, er sey ein Protestant, oder nicht, gelobt zu werden, daß sie Schutzstätte für arme und nothleidende Fremde errichtet haben; die Ursache, warum diese fünf Hospitäler aufgeführet worden, mag nun von einer guten Polizey, oder von der Meynung, sich dadurch eine Stuffe im Himmel zu bauen, herrühren. Wo ist aber das Land, in dem die Menschen nie nach Nebenendzwecken, sondern allemal aus lautern, reinen Absichten handeln?

Ich habe den heutigen Tag zugebracht, um einige von diesen Gebäuden zu besehen, und um mir einen Begriff von der Pracht der Spanier in diesem Stücke zu machen.

Das allgemeine Hospital für die Männer, wie es zum Unterschied der übrigen genannt wird, enthält nicht weniger als tausend und fünfhundert eiserne Betten, welche in verschiedenen langen Gallerien und Zimmern stehen. Hier wird ein jeder bey Tage und bey Nachte, er mag kommen, wenn er will, aufgenommen, ohne daß er nöthig hat zuvor um

Erlaubniß anzufragen. Es sind deswegen verschiedene Träger bestellt, welche, sobald eine Person es verlangt, hingehen und sie holen müssen. An dem Haupteingange hält sich beständig ein Arzt auf, der die Ankommenden nach ihrem Zustande befraget, und ihnen den für ihre Krankheit bestimmten Ort anweiset.

Als ich hier stand, ward ein alter Mann in einer Art von bedecktem Sessel gebracht. Der Arzt fragte ihn ohne Umstände: ob er die Fr = = hätte? Ich wunderte mich, als der sechzigjährige Alte diese Frage mit der größten Gleichgültigkeit und Dreistigkeit bejahete. Ich habe bereits bey verschiedenen Gelegenheiten bemerkt, daß die Spanier bey weitem nicht so schamhaft sind, als die Engländer.

Bey Besehung der Zimmer wunderte ich mich über die große Reinlichkeit. Möchte man doch eben so sorgfältig in Ansehung der Gassen, als des vornehmsten Hospitals seyn! Ich erkundigte mich bey verschiedenen Kranken, wie sie gewartet würden, und war mit ihrer Antwort sehr zufrieden. Unter andern bekommt ein jeder täglich früh eine Tasse Chocolade, mit einem Schnitte Brod oder Bisquit, welches mir sonderbar vorkam. Die Kranken werden bey ihrer Besserung auch

nicht zu sehr mit Speisen eingeschränkt, wenn die Aerzte es nicht ausdrücklich verordnen.

Es ist hier nicht gebräuchlich, die Hospitäler durch freywillige Beysteuern zu erhalten, welche eingesammlet werden, wie in England. Jedes Hospital hat seine Einkünfte von liegenden Gründen, oder von andern eigenthümlichen Einkünften. In England geben Bemittelte einen Beytrag zum Unterhalte der Hospitäler, und auf eben die Weise sind auch verschiedene neue seit kurzem errichtet worden. Wer das meiste zur Erbauung und zum Unterhalte hergiebt, kann, wenn er Lust hat, Antheil an der Verwaltung und die Aufsicht über den Wohlstand des Hospitals bekommen, und den Kranken vorzüglich einen Zutritt verschaffen. In Madrid mag der Trieb zu milden Beysteuern stark oder geringe seyn, die Hospitäler leiden bey ihren bestimmten Einkunften nicht dadurch.

Gewisse Brüderschaften *) haben die Aufsicht darüber, und die Mitglieder derselben

*) Die Brüderschaften bestehen aus einer Gesellschaft der bemitteltsten und vornehmsten Einwohner eines Kirchspieles, welche durch Geld und ihre Vorsorge den Wohlstand und die Verbesserung der milden Stifftungen in ihrem Kirchspiele zu befördern suchen.

besuchen sie nach der Reihe, geben Acht, daß alles ordentlich zugeht, daß den Kranken nichts abgeht, und daß die Aufwärter sie nicht schlecht besorgen. Der vornehmste Adel hält es für keine Unehre in diese Brüderschaften zu treten, und vornehmlich die Rechnungen zu untersuchen, damit die Einkünfte nicht übel angewandt oder geschmälert werden, eine Sache, darum die Regierung sich selten bekümmert. Die Kirche giebt denen, welche sich mit diesen christlichen Werken abgeben, gewisse Indulgenzen, und es scheint, daß sie mit dieser Bezahlung für ihre Mühe zufrieden sind.

Eine von diesen Brüderschaften, heißt die heilige Brüderschaft, la Santa Hermandad, und auch die Brüderschaft von Brod und Eyern. Eine gewisse Anzahl von ihnen geht unter Anführung eines Vornehmen, oftmals gar eines Grandes, bey Anfange der Nacht in den Gassen umher, und suchet alle Armen auf, die sich unter den Hallen der Kirchen oder unter den Thorwegen der Häuser hinlegen und schlafen. Sie schaffen sie in ein Hospital, wo sie die Nacht zubringen, und des Morgens ein Stück Brod und ein paar Eyer zum Frühstück bekommen. Sind diese Armen gesund, so läßt man sie gehen, sind

sie

sie aber krank, so werden sie in dem Hospitale kurirt. Ich wünschte eine ähnliche Anstalt in London, wo die Hausarmen in so großer Anzahl sind.

Man kann sich leicht vorstellen, daß gedachtes allgemeines Hospital ansehnliche Einkünfte haben muß. Sie sollen sich auf hundert und achtzigtausend Thaler erstrecken. Unter den Aufwärtern des Hospitals sind viele Mönche von dem Orden San Juan de Dios. Dieß ist in der That eine würdige Beschäfftigung für Männer, welche allen Eitelkeiten der Welt entsagt haben, und es wäre gut, wenn man den größten Theil der müßigen Mönche zwänge, Krankenwärter in den Hospitälern abzugeben. Es wäre klüger, als wenn sie bey Missionen *) auf Bühnen steigen, und sich, zur Erbauung der Zuschauer, den nackenden Rücken peitschen.

*) Eine Mission besteht aus einigen Mönchen, die sich, auf Befehl ihres Superiors, an öffentliche Plätze begeben müssen, um das Volk, wie sie es heißen, zu bekehren. Sie steigen auf die zu dem Ende errichteten Gerüste, schärfen den Sündern mit großem Geschrey das Gewissen, und geißeln sich, um ihren Reden mehr Nachdruck zu geben, bis aufs Blut. Diese Missionen sind seit einigen Jahren an den meisten Orten in Italien verboten, und man hat sehr klug daran gehandelt.

Die Gräfinn d'Aunoy versichert in ihren Nachrichten von Spanien, daß alle uneheliche Kinder, welche man in das Findlingshospital zu Madrid bringt, vermöge der Spanischen Gesetze, für Leute von guter Abkunft gehalten werden. Die Verfasser des Dictionnaire Encyclopédique haben es getreulich nachgeschrieben. Es ist aber falsch; ein Bastard wird in Madrid so gut als ein Bastard angesehen, wie an andern Orten. Wer als ein Findling in dieß Hospital gebracht wird, kann nach den Gesetzen weder den Adel noch andere angesehene Ehrenstellen erhalten. Ich wundere mich, wie die gelehrten Herausgeber einen solchen Umstand so leichtsinnig nachschreiben können.

Die Kirchen in Madrid habe ich überhaupt nicht so groß gefunden, als ich mir solche in einem Lande, das wegen der äußerlichen Frömmigkeit seiner Einwohner in solchem Rufe steht, vorgestellt habe. Die meisten haben allerley wunderliche Zierathen, welche man in andern Ländern nicht verstatten würde. Die Wände sind insgemein mit mittelmäßigen Malereyen und Bildhauerwerken versehen, die ohne Wahl und Geschmack aufgestellt sind. In der Kirche der Väter de la Merced trifft man einen großen

Schrank

Schrank mit allerley Kleinigkeiten und Spielwerk an, das von Personen herrührt, welche ihren Geschmack an solchen Dingen bereuet, und solche deswegen einem wächsernen Bilde des Heilandes, das in eben diesem Schranke steht, gewiedmet haben. Man bemerkt darinn ein großes Stück Zuckerkuchen, welches sich, der Erzählung nach, von einer Frau herschreibt, welche sehr gern dergleichen gegessen. Eine nesseltuchene Schürze rührt von einer andern her, die sich das erstemal, da sie solche getragen, zu viel darauf eingebildet hat u. s. w. Beyde Weiber wollten sich selbst für ihre Eitelkeit auf diese Weise strafen. Ich könnte Ihnen viele Exempel dieser Art von der sonderbaren Frömmigkeit der Spanier anführen, die man nicht selten bey Männern, aber weit häufiger bey dem andern Geschlechte antrifft. Mich wundert, daß die Methodisten in England es, nach ihren strengen Begriffen von der Dämpfung der Begierden, nicht eben so machen.

Die größte Kirche in Madrid gehört den Salesianernonnen. Die Königinn Barbara, die bloß wegen ihrer Liebe zur Musik und dem Hange zur Andacht bekannt ist, ließ solche nebst dem schönen Kloster aufführen. Die Liebe zur Musik bewog sie dem berühm-

ten Farinelli einen jährlichen Gehalt von beynahe vier und zwanzigtausend Thalern zu geben. Er war viele Jahre ihr Liebling; sie vermachte ihm auch unter andern alle ihre musikalischen Instrumente, und ihre Sammlung von Musikalien, welche vielleicht die größte ist, welche jemals gewesen.

Unter ihren Schutzpatronen, deren sie ein ganzes Register hatte, war der heilige Franciscus de Sales der vornehmste. Zur Ehre dieses zweyten Lieblinges wandte sie auf das Kloster und die Kirche dieses Namens viele tausend Thaler, und ließ aus der kleinen Stadt Annecy in Savoyen einige Nonnen dieses Ordens kommen, räumete ihnen beydes ein, und suchte ihnen Spanische Rekruten zu verschaffen. Diese Savoyardinnen, deren noch zwo am Leben sind, haben bereits durch allerley Mittel die Anzahl der Schwestern auf dreyßig gebracht, obgleich keine Bürgerlichen im Kloster aufgenommen werden. Ihre von der Königinn angewiesenen Einkünfte werden dadurch vermehrt, daß sie junges Frauenzimmer vom Stande in die Kost nehmen, sie im Lesen, Schreiben, Handarbeiten und Beten unterrichten, und ihnen vornehmlich einschärfen, daß der heilige Franciscus

eiscus de Sales der größte Heilige und der Favorit der Mutter Gottes ist.

Die Königinn Barbara hatte sich hier einige Zimmer vorbehalten, um sich darinn nach ihres Gemahls Absterben aufzuhalten, welches aber nicht geschehen, da sie vor ihm gestorben ist. Ihre Gebeine sind nicht, wie sonst bey Personen von der königlichen Familie zu geschehen pflegt, ins Escurial, sondern nebst den von ihrem Gemahl in diese Kirche gebracht worden, wo ihnen beyden ein ansehnliches Monument errichtet worden.

Die Kirche der Salesianerinnen ist die einzige, darinn die Verzierungen nicht überhäuft sind, und ins Kindische fallen. Die Altäre sind nicht, wie sonst in Madrid, mit natürlichen und künstlichen Blumensträußen geziert, es hängen auch keine Canarienvögel darinn, welche die Zuhörer bey der Messe und Abends beym Segensprechen mit ihrem Zwitschern erbauen. Man bemerkt hier außer dem königlichen Grabmale verschiedene Kostbarkeiten, darunter das vornehmste eine große Lampe an drey langen Ketten ist. Alles besteht aus massivem Silber, und wiegt dreyhundert und funfzig Pfund. Die Gemälde über den drey Altären sind von neuerer Hand, nemlich von Velasquez aus Madrid, von

Cignaroli

Cignaroli aus Verona, und von Francesschiello aus Neapel.

Die Nonnen zeigten mir in der Sakristey verschiedne Chorhemden zum Messelesen von den feinsten brabantischen Spitzen. Jedes kostet, wie sie sagten, auf tausend Dublonen, welches mir nicht unwahrscheinlich vorkommt. Sie besitzen so viele mit den kostbarsten Juwelen besetzte Kelche, Monstranzen, Krucifixe und dergleichen, daß man sie bewundern muß, wenn man gleich den Schatz von Loreto gesehen. In der Kirche der Jesuiten bemerkte ich gleichfalls eine Menge von guten Malereyen und Kostbarkeiten.

Es giebt weder Stühle, Bänke noch Sessel in den hiesigen Kirchen, wenigstens nicht in denen, welche ich besuchte. Der Fußboden ist mit einer Strohmatte bedeckt, darauf Männer und Weiber von allerley Stand unter einander niederknien, so daß man zuweilen einen Grande neben einem Tagelöhner, und eine Herzoginn neben einer Wäscherinn sieht. Die Männer stehen meistens, die Weiber sitzen zum Theil auf ihren untergeschlagenen Beinen mit dem Rosenkranze in der Hand, und murmeln ihre Gebete mit großer Geschwindigkeit her. Ich wundere mich, wie man bey dem beständigen Gemur-

mel,

mel, und dem Singen der Kanarienvögel die nöthige Andacht beybehalten kann.

Alle Weiber, sie mögen auch von dem vornehmsten Stande seyn, tragen, wenn sie in die Kirche gehen, ihren Rosenkranz zur Schau. Er gehört zu ihrer Kirchenkleidung. Es soll der Gebrauch bey den gemeinen Leuten seyn, daß die jungen Männer ihren Geliebten artige Rosenkränze schenken. Die Vornehmsten so wohl, als die Geringen, gehen in der Basquinna und Mantilla zur Kirche. Die Basquinna ist ein schwarzer gemeiniglich seidener Unterrock, den sie über das Hemde tragen, die Mantilla aber ein Schleyer, darein sie den Kopf und den Obertheil des Leibes dergestalt einhüllen, daß ihre eignen Männer sie nicht unterscheiden können, wenn sie solche nicht zurückschlagen, welches viele, so wohl auf den Gassen, als in der Kirche, thun.

Unter den Männern tragen die angesehenern den Hut insgemein unter dem Arm, wie in Frankreich, und kleiden sich auch sonst nach der Französischen Mode. Die von gemeinem Stande hüllen sich bis an die Nase in ihre Capas ein, welches braune Mäntel sind, die bis auf die Erde hinab hängen. Die Grands tragen zuweilen selbst

derglei-

dergleichen, wenn sie nicht erkannt seyn wollen. Wer diesen Mantel trägt, steckt sein Haar unter eine Mütze, oder ein seidenes Netz, und setzt einen niedergeschlagenen Hut darüber *). Weil aber niemand mit bedecktem Haupte in der Kirche seyn darf, so sieht es lächerlich und unanständig aus, wenn viele im Herausgehen unter der Thüre stehen bleiben, ihre schmierigen Mützen, die sie zuvor eingesteckt, aus der Tasche ziehen, und wieder aufsetzen.

Der König kann die Mäntel und niedergeschlagenen Hüte nicht ausstehen: der gemeine Mann scheint sich aber nicht viel darum zu bekümmern, und kommt ihm täglich in dieser Figur ungescheut vor Augen. So stark ist die Macht eingewurzelter Gewohnheiten. Der Pöbel kehrt sich nicht an den Widerwillen eines Monarchen, der ihn nicht gern durch einen Befehl dazu zwingen will.

An den Kirchthüren findet man oft Zettel angeschlagen, welche den Vorbeygehenden anzeigen, wenn etwas merkwürdiges darinn vorgeht.

*) Seitdem dieser Brief geschrieben ist, hat der König die niedergeschlagenen Hüte in Madrid verboten; daher die Vornehmen diese vermummte Art sich zu kleiden ganz abgeschafft haben.

vorgeht. Auf dem einen las ich: hier ist das heilige Sakrament ausgesetzt. Auf einem andern stund ein Verzeichniß verbotener Bücher. Es ist sonderbar, daß die meisten Französisch und von der Beschaffenheit waren, daß sie nur sehr kurzsichtigen Leuten in Ansehung der Religion schaden können. Die meisten Schriften des Voltaire und Rousseau stehen in diesem Verzeichniß; und man hat mich versichert, daß ihre Namen in Spanien eben so fürchterlich sind, als die vom Luther und Calvin.

Don Felix, der sich viele Jahre in England aufgehalten, und dadurch die lächerlichen Vorurtheile seiner Landsleute von ketzerischen Büchern meistentheils abgelegt hat, misbilligt die Spanische Art sehr, diejenigen anzuzeigen, welche ihrer Meynung nach verboten werden müssen. „Unsere Großen, „sagt er, lesen die neumodischen Schriften „der Franzosen, Trotz allen Verboten der „Pfaffen. Die wenigsten fragen nach dem „darauf gesetzten Fluch. Personen vom mittlern Stande bekümmern sich bey uns nicht „sehr um fremde Sprachen, und der gemeine „Mann zerbricht sich den Kopf noch weniger „mit dem Französischen. Unsere Geistlichen „handeln also sehr verkehrt, wenn sie durch

„dere

„dergleichen angeschlagene Verzeichnisse nur „zum Ungehorsam reizen, und dadurch allen „bekannt machen, was sonst nur wenige „wissen würden.„

Es giebt wenig Kirchen, darinn man nicht ein gutes Gemälde antrifft. In der Sakristey der Recolletos sind einige, die einen Liebhaber wohl hundert Meilen weit herbey locken könnten, unter andern Maria Magdalena, welche einen todten Christum hält, vom Corregio, und eine Maria mit dem Kinde Jesus, vom Raphael. Der Mönch, welcher sie mir zeigte, nennte den Raphael allezeit divino, den göttlichen: und ich wunderte mich, daß dieses in Italien gewöhnliche Epithet dieses Meisters, auch in Madrit bekannt war. Es ärgerte mich aber in der Kirche der Trinitarien eine gedruckte Nachricht, daß die Empfängniß der Maria würklich unbefleckt gewesen, mit einem Nagel an einem schönen Gemälde, welches man dem Lucas Giordano zuschreibt, angeheftet zu sehen.

Ende des ersten Theils.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baretti, Giuseppe, 1719-1789

Reisen von London nach Genua durch England, Portugal, Spanien und Frankreich

Bd.: 1

Leipzig (1772)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.85(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449037-9
VD18 15559068-001